universität wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Wohngemeinschaften als Orte der Intimität

Eine qualitative Studie zu sozialen Beziehungen von jungen berufstätigen Erwachsenen in Wien

verfasst von / submitted by

Nina Rudlof, Bakk. phil.

gemeinsam mit / in collaboration with

Selma Zachhuber, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree programme code as it appears on the student record sheet:	A 066 905
Studienrichtung lt. Studienblatt / degree programme as it appears on the student record sheet:	Masterstudium Soziologie
Betreut von / Supervisor:	Ass.-Prof. Mag.[a] Dr.[in] Ulrike Zartler

Erklärung zum selbstständigen Verfassen der Arbeit

Ich, Nina Rudlof, erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Wien, September 2016

Nina Rudlof

Inhalt

Abstract 4
Einleitung (SZ) 5
Einführung ins Thema (SZ) 6
Beschreibung des Forschungsinteresses (SZ) 8
Zielgruppe (SZ) 9
Ziel der Arbeit (SZ) 11
Art der Zusammenarbeit (SZ) 11
Aufbau der Arbeit und thematischer Überblick (SZ) 12
Theoretische Rahmung (SZ) **14**
Einleitendes (SZ) 15
Individualisierung (SZ) 17
Von der Standardisierung und Institutionalisierung zur Individualisierung des Lebenslaufs (SZ) 21
Wohnen und Wohngemeinschaften (SZ) 24
Geschichte der Wohngemeinschaften (SZ) 25
Von der Familienform zur Wohnform (SZ) 27
Intimität (SZ) 30
Wandel der Intimität (SZ) 33
Zum analytischen Potenzial von Intimität (SZ) 36
Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen (SZ) 40
Queer Theory (NR) 43
Doing Intimacy – Praktiken der Intimität (NR) 47
Doing Family (NR) 49
Praxeologische Konzepte (NR) 52
Lebensführungskonzept (NR) 54
Family Practices (NR) 56
Forschungsstand (NR) **59**
Soziale Beziehungen (NR) 61
Not Living With A Partner (NR) 73
Empirische Vorgehensweise (SZ) **82**
Zielgruppe (NR) 83
Feldzugang/Rekrutierung der Zielgruppe (NR) 83
Beschreibung der Interviewpartner*innen (NR) 85
Ausblick in Bezug auf die Zielgruppe (NR) 91
Forschungsprozess nach der Grounded Theory (SZ) 92
Narrative Interviews (SZ) 93

Erhebung und Auswertung (SZ) 95
Theoretisches Sampling (SZ) 98
Ergebnisse (SZ) **100**
Beziehungen (NR) 103
Beziehungsqualitäten (NR) 103
Bezugspersonen (NR) 116
Beziehungen in Nähe und Ferne (NR) 128
Wert der Präsenz (NR) 131
Wohnen in der WG (SZ) 132
Rahmenbedingungen für das Wohnen in der WG (SZ) 145
Praktiken der Intimität (NR) 152
Alltagspraktiken (NR) 153
Besondere Praktiken (NR) 157
Zusammenfassung (SZ) **166**
Theoretische Rahmung (SZ) 166
Forschungsstand (SZ) 169
Empirische Vorgehensweise (SZ) 171
Ergebnisse (SZ) 173
Fazit (SZ) 182
Literaturverzeichnis **183**
Anhang **188**
Erhebungsinstrument 188

Aufgrund der formalen Bedingungen für eine gemeinsam verfasste Arbeit ist die jeweilige Hauptverantwortliche der Kapitel im Inhaltsverzeichnis mit den Initialen NR für Nina Rudlof bzw. SZ für Selma Zachhuber ausgewiesen.

Abstract

Gesellschaftlicher Wandel und gegenwärtige Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozesse wirken sich auf soziale Beziehungen, Lebens- und Wohnformen aus, indem sich unterschiedliche Arten zu leben und eine Vielfalt an Beziehungsformen, die zunehmend durch Unabhängigkeit und Egalität gekennzeichnet sind, herausbilden. Trotz Ausdifferenzierung der Haushaltsformen und in Folge einer steigenden Zahl an Haushalten, die nicht auf der sozialen Einheit des heterosexuellen Paares bzw. der Familie basieren, wird das Zusammenleben – und auch Intimität – hauptsächlich mit der heterosexuellen Paarbeziehung bzw. Familie assoziiert. Andere Formen des Zusammenlebens, wie bspw. in einer Wohngemeinschaft zu leben, brechen somit normative Ansichten der Verknüpfung von Wohnform und Beziehungsform auf. Die vorliegende empirische Arbeit versteht sich als Grounded Theory basierte qualitative Forschung, die sich als theoretischen Rahmen auf Grundlagen der Individualisierungsthese und auf Perspektiven der Queer Theory und des Doing-Ansatzes bezieht und sich mit den Phänomenen Intimität und Wohngemeinschaften auseinandersetzt. Der Fokus liegt auf dem Erleben und Gestalten von sozialen Beziehungen seitens junger, erwachsener, berufstätiger WG-Bewohner*innen, auf ihrem subjektiven Empfinden und ihren Praktiken der Intimität. Wohngemeinschaften als Wohnform für junge Erwachsene ins Zentrum dieser Studie zu rücken, soll einen Beitrag dazu leisten, Intimität im Kontext nicht-normativer Beziehungsformen zu betrachten und damit das Konzept Intimität zu erweitern.

Social change and current processes of individualization and detraditionalization have a significant impact on social relationships and household formations. This results in the emergence of different kinds of living arrangements and the pluralisation of relationships characterized by autonomy and equality, including a growth of independent living arrangements and an increase in households that are not built on the social unit of the heterosexual couple or family. Nevertheless, cohabitation, as well as intimacy, are widely associated with the heterosexual couple or family. Shared household living subverts normative expectations about the interdependence between household formation and intimacy. This thesis contains a qualitative study regarding intimacy and shared household living based on Grounded Theory, with its theoretical setting based on individualization thesis and its perspectives including Queer Theory and the concept of Doing. Focusing on the relationship experiences and practices of young professionals living in shared households, the aim of the research is to present their subjective sense of intimacy along with their associated practices. The topic of shared household living amongst young professionals was chosen in order to reflect the concept of intimacy by looking through a new perspective on non-normative relationships and their provision and obtainment of intimacy.

Einleitung

Das Wohnen in einer Wohngemeinschaft (WG) wird hauptsächlich mit Studien- und Ausbildungszeit und damit verbundenen finanziellen Einschränkungen assoziiert und als Übergangswohnform vom Wohnen im Elternhaushalt zur eigenen Haushalts- und Familiengründung verstanden. Dieser stereotypen Sichtweise steht ein relativ neues Phänomen, dem erst seit kurzem von der Wissenschaft Beachtung geschenkt wird, entgegen: junge berufstätigen Erwachsene, tendenziell mit Hochschulabschluss und in höheren beruflichen Positionen, die in einer WG wohnen (vgl. Heath/Kenyon 2001: 87). Da sowohl das Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt als auch Intimität hauptsächlich mit der (hetero-) sexuellen Paarbeziehung bzw. Familie assoziiert wird, fordert mit Freund*innen bzw. in einer Wohngemeinschaft zu leben das normative Verständnis von Wohnen und Beziehungen heraus. Wohngemeinschaften lassen die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Raum, die üblicherweise für Fremde aber auch für Freund*innen bestehen, verschwimmen (vgl. Heath 2004: 173). Somit wird die WG ein potenzieller Ort der Intimität.

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist der Zusammenhang zwischen Intimität und dem Zusammenleben in Wohngemeinschaften. Uns interessiert, wie junge berufstätige WG-Bewohner*innen ihre Lebenswelt und ihre sozialen Beziehungen gestalten und Intimität leben. Der Fokus dieser Arbeit liegt auf der Wohngemeinschaft als Wohnform, um den Aspekt des Zusammenwohnens und -lebens und das Phänomen Intimität aus einer anderen Perspektive zu beleuchten.

Wir operieren im Kontext sozialer Beziehungen mit dem Begriff Intimität, weil wir die Kritik von Jamieson (1998; 1999; 2011) an der heteronormativen Konnotation bzw. Verortung des Intimitätsbegriffs teilen. Durch die Betrachtung anderer Beziehungsformen erschließt sich eine andere Perspektive darauf, wie Intimität gelebt und erlebt werden kann (vgl. Simpson 2006: 2).

In unserer qualitativen Studie wurden die Befragten nach den für sie in der derzeitigen Lebenssituation wichtigen Personen gefragt. Dies setzt ein Verständnis voraus, dass Intimität mit emotionaler Nähe zu tun hat. Dabei orientieren wir uns an Überlegungen verschiedener Forscher*innen: Ketokivi spricht von «intimacy as felt closeness» (Ketokivi 2012: 487), Miller definiert Intimität über Zugehörig-

keit und emotionale Verbundenheit, was durch Vertrautheit, Nähe und Routine erreicht werden kann (vgl. Miller 2015: 4). Jamieson spricht von der Qualität dieser engen Beziehungen: «Intimacy refers to the quality of close connection between people and the process of building this quality» (Jamieson 1998: 1). Ausgehend von diesem offenen Zugang zum Intimitätsbegriff soll an dieser Stelle betont werden, dass Intimität von Sexualität abgegrenzt wird. Sexualität ist nicht zwingend ein Teil von Intimität, kann aber ein Aspekt davon sein – genauso wie Verbundenheit, Vertrautheit oder Zuneigung.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als empirische Arbeit, die sich auf Grundlage der Individualisierung als theoretischer Rahmen und den Perspektiven der Queer Theory und des Doing-Ansatzes mithilfe qualitativer Forschung mit den Phänomenen Intimität und Wohngemeinschaften auseinandersetzt. Die sozialen Beziehungen von WG-Bewohner*innen, ihr (Wohn-)Alltag und die damit verbundenen Praktiken sollen dabei – im Sinne von Doing Intimacy – im Zentrum stehen.

Einführung ins Thema

Wohnformen spielen im Kontext sozialer Beziehungen und Intimität eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sozialwissenschaftler*innen beschäftigen sich daher mit unterschiedlichen Wohnformen im Zusammenhang mit der Erforschung sozialer Beziehungen, wobei vor allem in letzter Zeit die Auseinandersetzung mit Formen abseits des Familien- oder Paarwohnens Beachtung findet: Studien zu Personen, die nicht mit Partner*in leben (vgl. Roseneil 2006), Paaren in Fernbeziehungen (vgl. Holmes 2006), nie verheirateten Frauen (vgl. Simpson 2006), Freund*innenschaften auf räumliche Distanz (vgl. Cronin 2015a) und jungen, alleine oder in WGs lebenden Erwachsenen (vgl. Hughes 2015; Heath/Cleaver 2003) ermöglichen einen ersten Eindruck in den aktuellen Forschungsstand zu den Themenbereichen soziale Beziehungen und Wohnformen.

Vor diesem Hintergrund ist auffallend, dass der Begriff Intimität eher Assoziationen mit Paarbeziehung und Familie hervorruft als mit anderen Formen sozialer Beziehungen und dass das Wohnen als der privaten Sphäre zugeordneten Phänomen stark damit verknüpft ist. Wohngemeinschaften fordern somit normative Denkweisen heraus, indem sie einen Beleg für die Entkoppelung von Wohnen und

heterosexueller Paarbeziehung/Familie darstellen (vgl. Heath/Cleaver 2003: 1; Simpson 2006: 7). Aus diesem Grund entwickelte sich der Schwerpunkt unseres Forschungsinteresses auf die Wohngemeinschaft als Wohnform und ihre Verortung in Bezug auf Intimität.

Individualisierung bildet den theoretischen Rahmen für die vorliegende Arbeit und meint das Herauslösen aus traditionellen Bindungen und Strukturen und die damit einhergehende Pluralisierung von Lebensformen. Menschen leben losgelöster von der Abhängigkeit von Verwandtschaftsbeziehungen und vom Einfluss sozialer Kontrolle, es gibt jedoch neue Formen der Vergesellschaftung, die oft an Institutionen gebunden ist. Dies führt dazu, dass Individuen zwar subjektiv an Freiheiten gewinnen, aber gleichzeitig durch die Komplexität der vielen Entscheidungszwänge selber die Konsequenzen der Gestaltung ihrer Lebenswelt tragen müssen (vgl. Beck 1986: 206ff; Treibel 2006: 209). Selbstreflexion in Bezug auf die eigene Lebensgestaltung wird immer wichtiger, vor allem in der Phase des Erwachsenenalters (vgl. Burkart 2008: 543f).

Gesellschaftlicher Wandel und Individualisierung wirken sich auf soziale Beziehungen und auf Lebens- und Wohnformen aus. Auch der Wandel der Intimität ist eine Folge des gesellschaftlichen Wandels und der damit einhergehenden Individualisierung: Soziale Beziehungen verändern sich, sie stehen neuen Spannungsverhältnissen zwischen Autonomie und Gemeinschaft gegenüber (vgl. Jurczyk 2014: 53).

Ein Phänomen, das mit diesen Veränderungen einhergeht, ist das *blurring of roles – between friends and families,* womit das Verschwimmen der Grenzen zwischen Freund*innenschaft und Familie gemeint ist (vgl. Pahl/Spencer 2004: 200). In Beziehungen mit Familienmitgliedern kann der freund*innenschaftliche Charakter, der bspw. Freiwilligkeit und Reziprozität beinhaltet, betont werden, indem Verwandte als Freund*innen bezeichnet werden (vgl. Simpson 2006: 4). Freund*innen können wiederum zur Familie gezählt werden, damit ihr besonderer Stellenwert im Leben von Menschen verdeutlicht wird (vgl. Wall/Gouveia 2014: 365). Freund*innenschaft zieht zunehmend das Interesse der Soziologie auf sich, vor allem in Studien zu unkonventionellen Beziehungsformen, die ergaben, dass Freund*innenschaft besonders relevant für Personen sein können, die nicht als Paar oder in einer Familie leben (Simpson 2006; Roseneil 2006; Heath/Cleaver 2003). Dies bestätigen einerseits soziologische Befunde, die eine Dezentrierung

der Paarbeziehung beobachten, da für Individuen neben der (hetero-)sexuellen Paarbeziehung auch noch andere Beziehungsformen an Relevanz gewinnen. Andererseits besteht in der westlichen Gesellschaft weiterhin ein heteronormatives Beziehungsverständnis mit dem heterosexuellen Paar als Ideal, auch wenn sich alternative Lebensformen herausbilden und teilweise auch an Akzeptanz gewinnen (vgl. Budgeon 2008: 319).

Individualisierung bedeutet, dass sich vorgegebene soziale Lebensformen auflösen (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11) und neue, pluralistische Lebensverläufe und -formen entstehen. Damit verändern sich auch Wohnformen, d.h. es kann eine Destandardisierung der Haushaltsformen beobachtet werden (vgl. Heath/Cleaver 2003: 1; Simpson 2006: 7): Ein-Personen-Haushalte, Paare, die nicht in einem gemeinsamen Haushalt leben (*living apart together*, LAT) und Wohngemeinschaften fallen unter die Kategorie *not living with a partner.* Darunter werden Haushalte verstanden, die nicht auf der Basis des heterosexuellen Paares geführt werden. Diese stellen einen wachsenden Bereich der Wohnformen dar (vgl. Roseneil 2006: 2).

Beschreibung des Forschungsinteresses

Im Zuge dessen entwickelte sich die Frage, wie Personen, die nicht mit Familie oder Partner*in zusammenwohnen, Intimität (er-)leben. Da der Aspekt des gemeinsamen Wohnens im Vordergrund stehen sollte, wurde die Wohngemeinschaft als Wohnform zu einem Kriterium für die Zielgruppe ausgewählt. Dabei sind zwei Aspekte von besonderem Interesse:

1. Wie wird Intimität erlebt?

Bei diesem Aspekt besteht das Interesse darin, die Erfahrungswerte und Erlebnisse der Interviewpartner*innen herauszuarbeiten. Dazu gehören Bedeutung, Stellenwert und vor allem die eigene Wahrnehmung in Bezug auf erlebte Intimität. Wie definieren bzw. charakterisieren WG-Bewohner*innen Intimität? Und weiterführend: Welche Rolle spielt die WG dabei?

2. Wie wird Intimität gelebt?

Von Interesse ist, wie sich Intimität für WG-Bewohner*innen konstituiert, wie sie sichtbar wird und welche Herstellungsleistung dahinter steckt. Lässt sich diese Herstellung *(Doing Intimacy)* anhand von Ritualen und Praktiken beschreiben?

Daraufhin haben sich folgende **Forschungsfragen** entwickelt:

> **Wie wird Intimität von jungen, in Wohngemeinschaften lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt? Welche Rolle spielt dabei das Zusammenleben in der WG?**

Um diese Forschungsfragen beantworten zu können, wurde das narrative Interview als Erhebungsinstrument so konzipiert, dass nicht nur nach den Beziehungen innerhalb der WG, sondern generell nach sozialen Beziehungen und deren Bedeutung gefragt wurde, um dadurch die WG als potenzielle Ressource für Intimität im Leben der Interviewpartner*innen einordnen zu können. Ein weiteres Ziel war, ein besseres Verständnis zur erlebten und gelebten Intimität der Befragten zu erhalten. Aus diesem Grund werden ihre sozialen Beziehungen im Allgemeinen dargestellt, weil sich in diesem Zusammenhang Intimität konstituiert, denn diese kann – in Anlehnung an Simmels Konzept der Wechselwirkung, also was zwischen Akteur*innen geschieht (vgl. Simmel 1983) – nur in wechselseitigem Bezug zu und in Wechselwirkung mit anderen Personen und innerhalb sozialer Beziehungen entstehen.

Welche Personen im Leben der Befragten eine wichtige Rolle spielen und was die Beziehungen zu diesen Personen ausmachen, beantwortet den ersten Teil der Forschungsfrage, nämlich wie Intimität von jungen, in WGs lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt wird. Die spezifische Frage nach den Beziehungen zu den Mitbewohner*innen zielt auf die Beantwortung des zweiten Teils der Forschungsfrage ab, welche Rolle das Zusammenleben in der WG dabei spielt.

Zielgruppe

Als Zielgruppe werden junge berufstätige Erwachsene (ohne Kinder) im Alter von 26 bis 39 Jahren, die in Wohngemeinschaften in Wien leben, definiert. Wir sehen Alter und Berufstätigkeit aus folgenden Gründen als zentrale Kriterien für die Auswahl der Zielgruppe an:

Wir gehen von der Entstehung einer neuen Lebensphase – **dem jungen Erwachsenenalter** – aus, in dem der Übergang zum Erwachsensein immer weiter nach hinten rückt.

> «Aged 21 to 39 years, they fit a broad definition of ‹young› based on arguments that adulthood is achieved later in life than in the past due to extended education and deferred marriage and parenthood.» (Hughes 2015: 711)

Vor dem Hintergrund, dass Familienplanung nach hinten geschoben wird, interessieren wir uns für die zweite Hälfte des jungen Erwachsenenlebens, da dieses – im Gegensatz zur ersten Hälfte des Erwachsenenlebens (18 bis 25 Jahre), das bspw. von Studium, Ausbildung und fehlendem Einkommen geprägt sein kann (vgl. Heath 2004: 164) – seltener mit dem Wohnen in einer Wohngemeinschaft assoziiert wird. Aufgrund der normativen Vorstellung, dass Paarbeziehung, Familiengründung sowie die dazu gehörenden traditionellen Wohnformen – Paar- und Familienwohnen – im Alter von 26 bis 39 Jahren im Vordergrund stehen, gehen wir von einer geringeren gesellschaftlichen Akzeptanz für Wohngemeinschaften mit Bewohner*innen in dieser Altersgruppe aus. Zudem wird das Erwachsenenalter mit dem Gründen eines eigenen Haushaltes gleichgesetzt, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

> «Peer-shared households – particularly when they are chosen over living with a partner – arguably present a similar paradox within societies, such as the UK, which have traditionally equated the attainment of adulthood with the establishment of an independent household of one's own. Choosing instead to live with friends, or with strangers who one anticipates will in time become good friends, subverts normative expectations of the place of platonic, non-kin relationships within most people's lives.» (Heath 2014: 173)

Vor diesem Hintergrund ist die Berufstätigkeit insofern ein ebenso wichtiges Kriterium, als dass das Wohnen in einer WG eher der Ausbildungszeit zugeschrieben wird und dies tendenziell mit finanziellen Einschränkungen oder Unsicherheiten in Verbindung gebracht wird. Wir gehen bei berufstätigen Personen davon aus, dass sie sich andere Arten des Wohnens leisten könnten, sich jedoch für das gemeinsame Wohnen in einer WG entscheiden.

In Anlehnung an Heath werden Wohngemeinschaften als Haushalte definiert, die gemeinsam von mindestens zwei nicht miteinander verwandten, nicht in Paarbeziehung lebenden Individuen geführt werden (vgl. Heath 2004: 162).

Wenn im Zuge dieser Arbeit von Wohngemeinschaften gesprochen wird, beziehen sich die Ausführungen ausschließlich auf die WG als private Form der Lebensführung, d.h. therapeutische und pädagogische Wohngemeinschaften sind dezidiert nicht gemeint.

Ziel der Arbeit

Ziel dieser qualitativen Studie ist es aufzuzeigen, wie junge berufstätige WG-Bewohner*innen Intimität leben und erleben, und welche Rolle dabei das Zusammenleben in einer WG spielt. Da Intimität nur in Bezug zu Anderen stattfinden kann, stehen die sozialen Beziehungen der WG-Bewohner*innen im Allgemeinen und im Speziellen die Beziehungen zu ihren Mitbewohner*innen im Zentrum der Forschung. Die Arbeit soll einen Beitrag dazu leisten, Intimität im Kontext nicht-normativer Beziehungsformen zu betrachten und damit das Konzept Intimität zu erweitern, indem der Fokus auf das Erleben und Gestalten von sozialen Beziehungen seitens WG-Bewohner*innen und auf ihre subjektiven Empfindungen und Praktiken der Intimität gelegt wird.

Art der Zusammenarbeit

Da dies eine gemeinsam verfasste Arbeit ist, soll an dieser Stelle kurz die Art der Zusammenarbeit beschrieben werden: Die Annäherung an das Thema und die erste Literaturrecherche fand gemeinsam statt, danach wurden die Bereiche inhaltlich aufgeteilt, selbstständig weiterbearbeitet und die einzelnen Kapitel verschriftlicht. Bei der Umsetzung der qualitativen Forschung wurden die Interviews getrennt voneinander erhoben und transkribiert. Insgesamt wurden zwölf Interviews durchgeführt, pro Person waren es demnach sechs Stück. Die Erhebungs- und Auswertungsphase bzw. der Analyseprozess wurde gemeinsam durchlaufen. Vor allem bei qualitativen Studien ist die gemeinsame Bearbeitung des Datenmaterials essenziell, da unterschiedliche Perspektiven drauf geworfen werden können.

Gemeinsames Arbeiten ist jedoch nicht nur auf der inhaltlichen Ebene und in Bezug auf die empirische Forschung sinnvoll, sondern auch auf der Ebene der formalen Zusammenarbeit. So ergänzten wir uns gut, konnten unterschiedliche Talente nutzen und uns zudem gegenseitig motivieren.

Aufbau der Arbeit und thematischer Überblick

Die Arbeit gliedert sich in fünf Hauptkapitel:

Im Kapitel **Theoretische Rahmung** werden die für die vorliegende Arbeit theoretischen Ausgangspunkte – Individualisierung und deren Auswirkungen auf die moderne Gesellschaft (Beck 1986), Wohnen und Wohngemeinschaften, Intimität (Giddens 1993; Jamieson 1998; 1999; 2011) – und Perspektiven – Queer Theory und Doing-Ansatz – behandelt. Diese Rahmensetzung kontextualisiert sowohl die im darauffolgenden Kapitel dargestellten Ergebnisse internationaler Studien, dient aber auch der Verortung unserer eigenen Ergebnisse. Mit der Queer Theory wurde eine Perspektive gewählt, die das Erforschen von sozialen Beziehungen ohne jeglicher Priorisierung einer bestimmten Beziehungsform und somit einen nicht-heteronormativen Forschungszugang ermöglicht. Dabei wird von uns der Fokus auf Intimacy and Care gelegt, da von queeren Theoretiker*innen davon ausgegangen wird, dass Intimität und Fürsorge auch außerhalb des Familiensettings und der heterosexuellen Paarbeziehung stattfinden. Die Beschreibung des Doing Family-Ansatzes und damit verbundener Konzepte dient dem Verständnis des zentralen Forschungsansatzes dieser Arbeit – Doing Intimacy – in der davon ausgegangen wird, dass soziale Beziehungen aktiv gestaltet und ausgehandelt werden, und Intimität im Zuge unterschiedlicher Praktiken entsteht.

Das Kapitel **Forschungsstand** beinhaltet eine Auseinandersetzung mit für unsere Forschung relevanten Erkenntnissen aus internationalen Studien in Bezug auf Wohnformen, Beziehungsformen und Intimität. Im ersten Teil werden soziale Beziehungen und ihre Relevanz für die Sozialwissenschaften diskutiert. Dabei sind (familien-)soziologische Studien mit pluralistischen Ansätzen im Zusammenhang mit aktuellen Forschungsschwerpunkten wie das *blurring of roles – between friends and families* (vgl. Pahl/Spencer 2004: 200) oder die Dezentrierung der Paarbeziehung (vgl. bspw. Roseneil/Budgeon 2004) sowie Studien zu Singles und Freund*innen (Hughes 2015; Simpson 2006; Cronin 2015a; Pahl/Spencer 2004; Budgeon 2008, Roseneil 2004) für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung. Im zweiten Teil dieses Kapitels werden Haushalte, die kein (hetero-) sexuelles Paar beinhalten – sogenannte *Not Living with a Partner*-Wohnformen, davon im speziellen Ein-Personen-Haushalte, Paarbeziehungen mit getrennt geführten Haushalten und Wohngemeinschaften – beschrieben und eine Kritik an der sowohl in der Wissenschaft als auch im Alltag fortwährenden Gleichsetzung von Paarbeziehung bzw. Familie und Haushalt geübt.

Das darauffolgende Kapitel **Empirische Vorgehensweise** beschreibt die Herangehensweise an die vorliegende Forschung: Dabei liegt der Fokus der Ausführungen im ersten Abschnitt des Kapitels auf Auswahl und Begründung der definierten Zielgruppe und Beschreibung der Interviewpartner*innen. Im zweiten Abschnitt werden die angewandten Erhebungs- und Auswertungsmethoden – Grounded Theory als methodologischer Hintergrund und narrative Interviews als Erhebungsmethode – erläutert und sowohl die Konzeption als auch der Prozess der Forschung nachgezeichnet und reflektiert.

Das Herzstück der vorliegenden Arbeit bildet das umfangreiche Kapitel **Ergebnisse**, in dem die empirischen Ergebnisse unserer qualitativen Studie dargestellt werden.

Das letzte Kapitel **Zusammenfassung** bietet eine kompakte Version der gesamten Arbeit: Ausgehend vom Forschungsinteresse und dem theoretischen Zugang werden die eigenen empirischen Ergebnisse in Kontext mit aktuellen internationalen Studienergebnissen gesetzt und diskutiert.

Abschließend noch einige wichtige editoriale Anmerkungen:

In der vorliegenden Arbeit wird mit dem Gender-Sternchen * gearbeitet, weil es uns in erster Linie ganz einfach zusagt und weil es sich dabei nicht nur um gendergerechtes Schreiben handelt, sondern den Aspekt der geschlechtssensiblen Sprache beinhaltet: Das Gender-Sternchen steht nicht nur für die Nennung von Frauen und Männern, sondern bietet – im Sinne der Queer Theory – Platz für alle Geschlechtsidentitäten. Wenn nur der weibliche oder männliche Ausdruck verwendet wird, ist damit explizit die jeweilige Form gemeint.

Da zu den bearbeiteten Themen hauptsächlich auf englischsprachige Studien und Literatur zurückgegriffen wurde, werden englische Ausdrücke kursiv dargestellt. Eine Übersetzung der Begriffe ins Deutsche wurde nicht immer vorgenommen, da sich der Sinngehalt in der englischen Sprache unserer Meinung nach bei manchen Termini besser erschließt als in der übersetzten Version.

Theoretische Rahmung

Das folgende Kapitel umfasst die theoretische Rahmung der vorliegenden Forschungsarbeit, die sich in folgende zentrale Themenbereiche einteilen lässt: Individualisierung, Wohnen und Wohngemeinschaften, Intimität. Die theoretische Perspektive bilden Queer Theory und der Doing-Ansatz. Aufgrund der Komplexität der einzelnen Themenbereiche haben wir versucht, die für unsere Forschungsarbeit jeweiligen relevanten Aspekte herauszuarbeiten.

Das Kapitel gliedert sich wie folgt:

- ▸ Individualisierung
  - – Von der Standardisierung und Institutionalisierung zur Individualisierung des Lebenslaufs
- ▸ Wohnen und Wohngemeinschaften
  - – Geschichte der Wohngemeinschaften
  - – Von der Familienform zur Wohnform
- ▸ Intimität
  - – Wandel der Intimität
  - – Zum analytischen Potenzial von Intimität
  - – Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen
- ▸ Queer Theory
- ▸ Doing Intimacy – Praktiken der Intimität
  - – Doing Family
  - – Praxeologische Konzepte
  - – Lebensführungskonzept
  - – Family Practices

Beginnend mit allgemeinen Ausführungen zur **Individualisierung** wird daraufhin die Entwicklung **von der Standardisierung und Institutionalisierung zur Individualisierung des Lebenslaufs** nachgezeichnet.

Im zweiten Kapitel wird das **Wohnen und Wohngemeinschaften** dargestellt. Danach folgt eine kurze Beschreibung über die **Geschichte der Wohngemeinschaften**, bevor anhand des Wandels des Ganzen Hauses zum modernen Wohnen nachgezeichnet wird, wie es zur starken Verknüpfung von **Familien- und Wohnform** kam.

Im dritten Kapitel geht es um **Intimität** im sozialwissenschaftlichen Kontext: Zuerst wird der Zusammenhang mit sozialen Beziehungen beleuchtet, bevor auf den **Wandel der Intimität** eingegangen wird. **Zum analytischen Potenzial der Intimität** werden vor allem Jamiesons (1998; 1999; 2011) Überlegungen dazu diskutiert; dabei geht es um die Chancen und Schwierigkeiten, die im Konzept Intimität stecken. Abschließend wird Intimität im Spannungsverhältnis der privaten und öffentlichen Sphäre thematisiert, wobei an dieser Stelle der Bogen zum Wohnen gespannt wird, da auch dieses Phänomen im Zusammenhang mit der **Trennung des Privaten vom Öffentlichen** betrachtet werden kann.

Das vierte Kapitel hat die **Queer Theory** als Perspektive für die vorliegende Arbeit zum Inhalt. Schließlich wird im fünften und letzten Kapitel der theoretischen Rahmung der Doing-Ansatz dargestellt, der die Grundlage für **Doing Intimacy – Praktiken der Intimität** bildet.

Nun folgen einleitende Überlegungen, bevor näher auf den Prozess der Individualisierung eingegangen wird.

Einleitendes

Zeitgenössische Soziolog*innen (vgl. Roseneil 2006; Holmes 2006; Simpson 2006, Heath/Cleaver 2003) beobachten derzeit Veränderungen in sozialen Beziehungen (vgl. Williams 2004: 17) und knüpfen damit an Becks Individualisierungsthese und Giddens «Wandel der Intimität» an: Schon in den 1980er Jahren wurde von Beck ein gesellschaftlicher Wandel prognostiziert, der sich durch zunehmende Individualisierung, Enttraditionalisierung und Destandardisierung des Lebenslaufes auszeichnet. Diese Veränderungen führen dazu, dass Individuen mehr Freiheiten bzw. Wahlmöglichkeiten haben und traditionelle sowie institutionelle Werte und Vorstellungen in der Form nicht mehr anwendbar sind (vgl. Beck 1986, Giddens 1993). Für familiale Beziehungen bedeutet das laut Jurczyk folgendes:

> «*Individualisierung* meint die (teilweise) Ent-Bindung von Individuen aus vorgegebenen Gruppen wie Stand und Klasse, aber eben auch aus Familie, das Recht *auf* und den Zwang *zu* einem selbstständig geführten Leben. Dies bedeutet zwar ein Ende der Zwangsvergemeinschaftung in Ehe und Familie qua Tradition; es tun sich hiermit jedoch neue Spannungsverhältnisse auf zwischen Autonomie und Gemeinschaft, die Familie unausweichlich bedeutet.» (Jurczyk 2014: 53, Hervorhebung im Original)

Die Gegebenheiten moderner Gesellschaften rahmen diese Spannungsverhältnisse ein, die als ständiger Herstellungsprozess ideeller Gemeinsamkeit und praktischer Gemeinschaft gesehen werden können; diese sind jedoch äußerst instabil und fragil (vgl. Jurczyk 2014: 53). Jurczyk spricht in diesem Zusammenhang zwar explizit von Familie und Ehe, für die vorliegende Arbeit ist diese Perspektive im Hinblick auf die Individualisierungsthese im Kontext sozialen Wandels aber äußerst interessant, da sich diese gesellschaftlichen Veränderungen auf alle Bereiche sozialer Beziehungen auswirken. Wenn Jurczyk von Spannungsverhältnissen zwischen Autonomie und Gemeinschaft spricht, beschränkt sich das selbstverständlich nicht nur auf die soziale Einheit der Familie, dies tritt auch in anderen Lebensformen auf und ist somit für die weitere Auseinandersetzung mit sozialen Beziehungen, Intimität und Wohnen von Bedeutung.

Jurczyk macht dies zudem deutlich, wenn sie von Enttraditionalisierung spricht:

> «*Ent-Traditionalisierung* meint in diesem Kontext, dass fraglose Gegebenheiten (Werte, Regeln) nicht mehr akzeptiert, sondern durch Reflexivität ersetzt werden. Damit ist auch das Leben in Familie und die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr der einzig denkbare Lebensentwurf.» (Jurczyk 2014: 53, Hervorhebung im Original)

Lebensentwürfe verändern sich, pluralistische Lebensformen sind nunmehr keine Besonderheit mehr. Sichtbar wird dies auch in der Entstehung einer neuen Lebensphase – dem **jungen Erwachsenenalter**, in dem Jugend und Erwachsensein verschwimmen. Ursprünglich ein Zeitabschnitt, in dem geheiratet und Kinder gezeugt werden, ist diese Phase nun öfter geprägt vom Hinausschieben der Familiengründung und vom Leben mit wechselndem Beziehungsstatus und in unterschiedlichen Wohnformen, wie bspw. Alleinwohnen, Wohnen mit Partner*in, zeitweiliges Zurückkehren ins Elternhaus oder das Leben in einer Wohngemeinschaft (vgl. Heath 2004: 161). Welche Rolle dabei der Lebenslauf spielt, wird im Kapitel «Von der Standardisierung und Institutionalisierung zur Individualisierung des Lebenslaufs» thematisiert.

Zeitgenössische Sozialwissenschaftler*innen[1] betrachten den gesellschaftlichen Wandel mit kritischem Blick und argumentieren, dass verallgemeinernde Theorien nicht die volle Bedeutung von sozialen Beziehungen in modernen Gesellschaften erfassen können – vor allem, wenn es um die Bedeutung für die Individuen geht. In ihren Studien liegt der Fokus daher auf der Erforschung der intersubjektiven

1 Vgl. Kapitel «Forschungsstand»

Erfahrungen von Individuen und den Praktiken, die mit diesem Erleben verbunden sind. Aus diesem Grund ist es laut Williams auch wichtig, zwischen der normativen (Kern-)Familie als Ideal und den gelebten Erfahrungen in Familien und weiteren persönlichen Beziehungen zu unterscheiden (vgl. Williams 2004: 18ff) und den Blick auf erlebte und gelebte Intimität zu richten. Denn «Modernisierungsschübe – z.B. flexiblere Arbeitswelten, aktivierender Sozialstaat, beschleunigte Kommunikations- und Transporttechnologien, erhöhte Bildungsanforderungen sowie veränderte Geschlechterverhältnisse stellen neue Herausforderungen an die Gestaltung des Familienalltags» (Jurczyk 2014: 53) bzw. generell an die Gestaltung des Alltags bezugnehmend auf soziale Beziehungen.

Die vorliegende Studie legt den Blick speziell auf junge, berufstätige Erwachsene, die in Wohngemeinschaften leben und untersucht, wie Intimität erlebt und gelebt wird, und welche Rolle dabei das Zusammenleben in einer WG spielt.[2] Von welchen theoretischen Überlegungen zu sozialen Beziehungen und dem Begriff Intimität dabei ausgegangen wird, wird im Kapitel «Intimität» behandelt.

Um soziale Beziehungen verstehen zu können, ist es wichtig, sich in den Sozialwissenschaften damit zu beschäftigen, wie Individuen ihre Lebenswelt und weiterführend ihre Beziehungen gestalten: «we need to be able to keep the processes of relating in focus just as much, if not more than, the individual or self» (Mason 2004: 177, zit. n. Cronin 2015a: 682). Dies vor dem Hintergrund der Individualisierungsthese als theoretischen Rahmen für die qualitative Studie umzusetzen, ist der Anspruch dieser Arbeit.

Im Anschluss folgt nun eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen Individualisierung und deren theoretische Relevanz für die Arbeit.

Individualisierung

Individualisierung als soziologisches Phänomen kann als zweifacher Prozess verstanden werden: Im Zuge der Herausbildung einer bürgerlichen Gesellschaft während der Industrialisierung kam es zu Arbeitsteilung, gleichzeitig wurde der Zusammenhalt durch Sozialverbände immer fragiler. Dies führt zu vermehrt ökonomischen Beziehungen und zur Auflösung traditionaler Beziehungen, wie bspw. der Großfamilie oder Dorfgemeinschaft. Es kommt in weiterer Folge zur

2 Die Ergebnisse unserer Forschung werden im Kapitel «Ergebnisse» dargestellt.

Pluralisierung der Lebensformen in modernen Gesellschaften, die sich wie folgt kennzeichnen lässt: Stand und Klasse lösen sich auf, das Bildungsniveau hebt sich an, es entwickelt sich der Zwang zur selbstreflexiven Lebensführung, in der das Finden von Sinn und Identität immer bedeutsamer wird, deren Erreichung gleichsam von einzelnen Individuen gefordert wird. Diese Entwicklungen werden von gesellschaftlichen und staatlichen Rahmenbedingungen reproduziert und somit erhalten (vgl. Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994).

> «Individualisierung meint zum einen die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen – zum Beispiel das Brüchigwerden von lebensweltlichen Kategorien wie Klasse und Stand, Geschlechterrollen, Familie, Nachbarschaft usw.; oder auch [...] der Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder.» (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11)

Für die moderne Gesellschaft bedeutet das, dass institutionelle Vorgaben, Regeln und Anforderungen, nach denen gelebt werden soll bzw. die erfüllt werden sollen, den einzelnen Menschen gegenüberstehen; gleichzeitig besteht der Anspruch, selbst dafür verantwortlich zu sein und ein eigenständiges Leben zu führen. Individualisierung ist nach Beck/Beck-Gernsheim jedoch nicht mit Subjektivität bzw. uneingeschränkter Bewegungsfreiheit in Bezug auf die Handlungsmöglichkeiten der Individuen gleichzusetzen (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11f), im Gegenteil:

> «Das entscheidende Kennzeichen dieser modernen Vorgaben ist, daß das Individuum sie, weit mehr als früher, gewissermaßen selbst herstellen muß, im eigenen Handeln in die Biographie hereinholen muß.» (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 12)

Das heißt, dass von Seiten der Individuen ein Mehr an Aktivität gefordert ist, ein Bemühen, ein Tun, die eigene Biographie je nach Lebensphase und in ständigem Bezugnehmen auf institutionelle Anforderungen der modernen Gesellschaft herzustellen und selbst zu gestalten bzw. in Szene zu setzen. Diese aktive Leistung seitens der Individuen ist erwünscht und wird gleichsam gefordert, jedoch nicht als freie Entscheidung; sie wird beeinflusst durch die Komplexität der vielen Entscheidungszwänge, die in der modernen Gesellschaft vorherrschen. Dazu bedarf es der Fähigkeit von Koordination, Integration und Abwägung (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 14f):

> «Chancen, Gefahren, Unsicherheiten der Biographie, die früher im Familienverbund, in der dörflichen Gemeinschaft, im Rückgriff auf ständische Regeln oder soziale Klassen definiert waren, müssen nun von den einzelnen selbst wahrgenommen, interpretiert, entschieden und bearbeitet werden. Die Folgen – Chancen wie Lasten – verlagern sich auf die Individuen [...]» (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 15)

Individualisierung bedeutet nicht, dass aufgrund von mehreren zur Verfügung

stehenden Wahlmöglichkeiten gleichzeitig Regellosigkeit herrscht, sondern dass sich das Individuum eine eigene Existenz aufbauen und diese erhalten soll, losgelöst von traditionellen Bindungen, aber in Abstimmung auf neue Anforderungen der modernen Gesellschaft (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 25). «Traditionale Zusammenhänge werden aufgelöst, neu vernetzt, umgeschmolzen, in jedem Fall entscheidbar, entscheidungsabhängig, rechtfertigungspflichtig.» (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 30).

Beck systematisiert Individualisierung anhand von drei Dimensionen:

- Die **Freisetzungsdimension** meint das Herauslösen aus traditionellen Herrschaftszusammenhängen und Versorgungssicherheiten, die sich in historischen Sozialformen und -bindungen zeigen, wie z.B. soziale Klasse oder traditionelle Geschlechterrollen, sowohl im Reproduktions- als auch im Produktionsbereich. Beispiele für letzteres sind die Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus, Lohnerhöhungen, verrechtlichte Arbeitsbeziehungen, flexibler werdende Erwerbsarbeitszeit oder dezentrale Arbeitsorte. Der Wandel von Familie, veränderte Wohnsituationen, Beziehungen zu Nachbar*innen sowie Freizeitaktivitäten zeigen das Herauslösen aus bisherigen Strukturen und die Entwicklung hin zu neuen, pluralistischen Lebensformen. Auch familiale Sozialbindungen sind dem Druck der Individualisierung ausgesetzt: Frauen werden aus der traditionellen Versorgungsinstitution Ehe herausgelöst, es bilden sich sogenannte Verhandlungsfamilien auf Zeit.
- Unter der **Entzauberungsdimension** versteht Beck den «*Verlust von traditionalen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen» (Beck 1986: 206, Hervorhebung im Original). Das bedeutet, dass Individuen ihre eigene Existenz sichern, ihre eigene Biographie selbst planen, gestalten und organisieren müssen und somit zu Akteur*innen ihrer Lebenswelt werden (müssen), was zunehmend als Eigenverantwortung wahrgenommen wird.
- Mit der **Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension** ist eine andere, neue Art sozialer Einbindung bzw. Vergesellschaftung gemeint, die u.a. stark institutionenabhängig und weniger an Sozialformen gebunden ist. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese an Kraft verlieren, sie rücken eher in den Hintergrund. Individuen, herausgelöst aus traditionellen Versorgungssicherheiten, werden nunmehr abhängig von anderen Institutionen, wie z.B.

dem Arbeitsmarkt. Daraus ergibt sich eine weiterführende Abhängigkeit von Bildung, Konsum, sozialrechtlichen Vorschriften und diversen Moden. Biographien sind demnach also gleichzeitig privat und institutionell, da sie nicht nur die Privatsphäre durchziehen, sondern auch die verschiedenen Bereiche des Öffentlichen (vgl. Beck 1986: 206ff).

Auch Elias sieht die zunehmende Individualisierung als Kennzeichen moderner Gesellschaften: traditionelle Bindungen an Gemeinschaften werden vermehrt durch neue Formen der Vergesellschaftung abgelöst, erworbene Fähigkeiten treten vor zugeschriebene Charakteristika. Individualisierte Menschen in der Moderne leben losgelöster von der Abhängigkeit von Verwandtschaftsbeziehungen und vom Einfluss sozialer Kontrolle. Sozialer Wandel ist demnach ohne Individualisierung nicht möglich. Elias geht an dieser Stelle einen Schritt weiter: Individualisierungsprozesse sind immer Teil von Zivilisationsprozessen, es gibt «keinen absoluten Neubeginn, keinen Zeitpunkt, vor dem es keine und nach dem es nur noch Individualisierungen gibt» (Treibel 2006: 209). Diese sogenannten Individualisierungsschübe zeichnen sich dadurch aus, dass Fremdzwänge ab- und Selbstzwänge zunehmen; das geht einher mit einem wachsenden Aufkommen von Phänomenen wie mehr Selbstregulierung und Mobilität, wachsende Spielräume und Entscheidungsmöglichkeiten. Dadurch wird die «Wir-Ich-Balance» – das spannungsgeladene Verhältnis zwischen dem Wir und dem Ich – gestört, so Elias. Im Zuge der Individualisierung kommt es zu einer Stärkung des Ich-Ideals und gleichzeitig zu einer Schwächung der Wir-Identität, soziale (Wir-)Beziehungen, wie etwa Freund*innenschaften oder Partner*innenschaften, sind auswechselbar. Nichtsdestotrotz sind und bleiben die Wir-Gefühle unverzichtbar, problematisch ist jedoch, dass sich die Stärkung des Ich-Ideals und der damit einhergehende Zwang zur Individualität mehr und mehr zu einer sozialen Norm hin entwickelt, obgleich sich der gesellschaftliche Druck zur Konformität wenig bzw. nicht verändert. Diese Ambivalenz der Individualisierung wird darin deutlich, dass Elias von der Verschiebung der Wir-Ich-Balance hin zu einer Ich-Wir-Balance spricht: Das moderne Individuum will selbst entscheiden, muss gleichzeitig aber auch selbst entscheiden. Diese vermeintliche neue Freiheit und Zwanglosigkeit wird jedoch von anderen und neuen Formen gesellschaftlicher Zwänge eingerahmt. An dieser Stelle kann an die zweite Dimension der Beck'schen Individualisierungsthese angeknüpft werden, die Entzauberung bzw. der Verlust traditionaler Sicherheiten: Nach Elias gründen die Entwicklungen hin zu Vereinsamung und Entwurzelung

in den noch nicht gefundenen, neuen Wir-Identitäten, da diese nicht so einfach auszutauschen seien (vgl. Treibel 2006: 208ff).

Becks Individualisierungsthese ist für die vorliegende Arbeit vor allem im Kontext seiner Ausführungen in Bezug auf das Verhältnis der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie[3] interessant, weil u.a. dadurch neue, pluralistische Lebensformen und -verläufe entstehen, die nicht zuletzt in einem Wandel der Formen des Zusammenlebens gründen: Je nach Lebensphase wechseln sich verschiedene Formen des Zusammenlebens ab, sowohl familiale (Familien auf Zeit, teilweises Familienleben) als auch nicht-familiale bzw. familienfreie Ausprägungen, wie z.B. Alleinleben oder andere Formen des Zusammenlebens, die Beck an dieser Stelle nicht weiter spezifiziert (vgl. Beck 1986: 188f). Zu diesen anderen Formen abseits des Familienlebens können neben dem Alleinwohnen auch Alleinerziehende, LAT-Paare oder Wohngemeinschaften gezählt werden.

An dieser Stelle wird zudem deutlich, dass sich Individualisierungsprozesse auf unterschiedlichen Ebenen vollziehen, die stark miteinander verflochten sind: Die Auflösung traditioneller Lebensformen wirkt sich sowohl auf die Wohnform als auch auf den Familienstand aus. Hier wird außerdem eine Problematik deutlich, mit der einhergeht, dass Familie bzw. Paarbeziehung sooft mit Haushalt bzw. dem gemeinsamen Wohnen gleichgesetzt wird.

Von der Standardisierung und Institutionalisierung zur Individualisierung des Lebenslaufs

Der Normallebenslauf, wie er heutzutage bekannt ist, ist geprägt durch die historische Entwicklung einer Standardisierung und Institutionalisierung: Während die Sozialordnung zu Zeiten der Industrialisierung durch die stabile Zugehörigkeit zu Gruppen wie Familie, Stand oder Gemeinde geregelt war, entstand in der Moderne ein anderes Muster, nach dem der Großteil der Individuen lebte, d.h. Menschen erlebten bestimmte Lebensereignisse im selben Alter (aufgrund einer stattfindenden Standardisierung des z.B. Schuleintritts-, Heirats- oder Pensionsalters). Damit ging auch einher, dass die Übergänge zwischen den einzelnen Lebensphasen enger strukturiert wurden: Die unterschiedlichen Phasen (Abschluss der Schulbildung, Abnabelung von der Herkunftsfamilie, eigene Familiengründung/Hochzeit und Eintritt in Erwerbsarbeit) grenzten sich klar voneinander ab, die Übergänge wur-

3 Siehe dazu Beck 1986: Kapitel IV, 161–204

den stärker reguliert und standardisiert. Der Stellenwert der zeitlichen Einteilung des Lebens und die damit einhergehende Strukturierung wurden immer wichtiger und übernahmen die Funktion der Vergesellschaftung (vgl. Burkart 2008: 537f):

> «Der Lebenslauf wurde zu einem Handlungsregulativ, zu einem sozialen Regelsystem, das die zeitliche Dimension des individuellen Lebens ordnet und strukturiert. Man spricht deshalb von der *Institutionalisierung des Lebenslaufs*.» (Burkart 2008: 538, Hervorhebung im Original)

Der heutige Normallebenslauf zeichnet sich durch die Dreiteilung in folgende Phasen aus: Kindheit/Jugend – Erwachsenenleben – Alter. Der Fokus liegt dabei auf der Phase der Erwerbstätigkeit, um die der Lebenslauf ausgerichtet ist. Die Kindheit-/Jugendphase dient als Vorbereitung auf das Erwachsenenleben in Bezug auf Erwerbstätigkeit und Familiengründung; der Ausstieg aus der Berufstätigkeit ist dem letzten Drittel zuzuordnen, dem Alter. Demnach besteht eine starke Interdependenz zwischen Arbeit als gesellschaftliche Grundstruktur und der Lebenszeit (vgl. Kohli 1986: 186, zit.n. Burkart 2008: 540).

Wenn von der Institutionalisierung des Lebenslaufs die Rede ist, bedeutet das nicht nur eine Standardisierung in Bezug auf strukturierte Abläufe, sondern auch eine Standardisierung in Bezug auf Normierung, d.h. die Entwicklung von Durchschnittswerten hin zu Normen, z.B. Altersnormen: In einem bestimmten Alter mit der Schule beginnen, erwachsen werden, Familie gründen bzw. heiraten etc. gilt als normal und wird außerdem erwartet; eine Abweichung von den Normen kann sanktioniert werden (vgl. Burkart 2008: 540).

Andere potenzielle Reibungspunkte liegen laut Kohli im Verhältnis zwischen Standardisierung und Individualisierung (vgl. Kohli 1986: 187): Der Lebenslauf ist zwar stärker strukturiert bzw. vorgegeben, liegt aber dennoch in der (vermeintlichen) Verantwortung der Einzelnen. Wie bereits dargestellt wurde, leben Individuen losgelöster von traditionalen Bindungen und Verhältnissen (Familie/Dorf, Religion) in einer Welt voller Wahlfreiheiten; es entsteht der Eindruck von uneingeschränkten Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten. Den traditionalen stehen nun aber andere, neue Formen von Vergesellschaftung gegenüber. Dabei gilt der Lebenslauf als wichtiges Strukturierungsinstrument (vgl. Burkart 2008: 541).

Die ursprüngliche Intention hinter dem Modell Normallebenslauf war, dieses generell als allgemeines Muster zu verstehen, das für alle Individuen gleichermaßen anwendbar sein soll. Jedoch gibt es selbstverständlich unterschiedliche, teils diver-

gierende Wege, wie dieser verlaufen kann, abhängig von bspw. Geschlecht oder sozialer Schicht. Kohli (1981) spricht in diesem Zusammenhang von sozialem Determinismus. Damit meint er, dass es im Verlauf des Lebens einen strukturell vorgegebenen Weg gibt, der am wahrscheinlichsten bestritten wird. Das bedeutet nicht, dass nicht von diesem Weg abgewichen werden kann, bspw. durch einen Aufstieg im Bildungssystem (vgl. Burkart 2008: 541).

Als Folge der Aufweichung traditioneller Muster kommt es zur Individualisierung von Lebensverläufen. Das bedeutet, dass Individuen in Bezug auf unterschiedliche Lebensbereiche, wie Ausbildung, Beruf, Wohnort, Partner*innenschaft etc., Entscheidungen treffen können und müssen, was aber nicht heißt, dass die schier unüberschaubar wirkenden Auswahlmöglichkeiten frei und ohne jede Konsequenz gewählt werden können. Den Einzelnen wird abverlangt, diese Konsequenzen ihrer Entscheidungen selbst zu tragen. Die Normalbiographie wird abgelöst durch die Bastelbiographie: Menschen stehen anderen, neuen institutionellen und lebensgeschichtlichen Vorgaben gegenüber, aus denen die eigene Biographie zusammengestellt bzw. gebastelt werden kann und muss (vgl. Beck 1986: 216f).

> «Individualisierung bedeutet in diesem Sinne, daß die Biographie der Menschen aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt wird [...] Biographien werden ‹*selbstreflexiv*›; sozial vorgegebene wird in selbst hergestellte und herzustellende Biographie transformiert.» (Beck 1986: 216, Hervorhebung im Original)

Die Ambivalenz zwischen Standardisierung bzw. Institutionalisierung und Individualisierung des Lebenslaufs zeigt sich besonders deutlich darin, dass aufgrund der sich auflösenden Einbindungen in traditionale Gemeinschaften und Sozialverbände die Selbstreflexion auf das eigene Leben immer wichtiger wird (vgl. Burkart 2008: 543):

> «Das Leben soll als individuell gestaltetes erfahrbar und erlebt werden können. Solche Individualitätszumutungen, die mit dem neuzeitlichen Wertmuster des Individualismus aufgekommen sind, sorgen dafür, dass wir unser Leben als Ergebnis eigener biographischer Entscheidungen wahrnehmen können.» (Burkart 2008: 543)

Von den Individuen in modernen westlichen Gesellschaften wird verlangt, ihr eigenes Leben selbst zu gestalten und zu bilanzieren, Entscheidungen zu treffen und autonom zu handeln. Vor allem in der Phase des Erwachsenenalters kommt diesen Entscheidungen große Bedeutung zu, z.B. welche Lebensform, wie Ehe, Familie oder Single, oder welche*r Partner*in gewählt wird (vgl. Burkart 2008: 544). Gleichzeitig ist dieses Handeln gewissen Zwängen unterworfen, Individua-

lisierung bedeutet eben nicht gleichzeitig Individualismus (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11f).

Burkart stellt abschließend die Frage nach der Auflösung des Normallebenslaufs; er kommt zum Resümee, dass es zwar gewisse Tendenzen zur Destandardisierung – vor allem in der Phase des jungen Erwachsenenalters – zu verzeichnen gibt, aber bei weitem nicht von einer Auflösung gesprochen werden kann. Sowohl auf privater als auch auf beruflicher Ebene lassen sich Auflösungstendenzen wahrnehmen: mehr Flexibilisierung der Erwerbsarbeit und damit einhergehend prekäre Arbeitsbedingungen, immer weniger Garantie auf eine feste Berufslaufbahn aufgrund einer speziellen, vorangegangenen Ausbildung. In Bezug auf das Privatleben bedeutet das eine Veränderung innerhalb der Lebensformen: Immer weniger Menschen heiraten und bekommen keine bzw. erst spät Kinder, d.h. das Heirats- und Familiengründungsalter steigt an, aber auch die Scheidungsraten. Mit der Pluralisierung von Lebensformen tritt das Muster der Normalfamilie, also Ehe und Familiengründung, in den Hintergrund. Das bedeutet aber nicht, dass sich der Normallebenslauf bzw. die Normalfamilie auflöst (vgl. Burkart 2008: 546):

> «Nach wie vor gilt für die große Mehrheit der Bevölkerung das Modell Jugendphase – Übergang ins Erwachsenenalter – Heirat und Familiengründung. Allerdings ist, im Unterschied zu früher, die Phase des Übergangs ins Erwachsenenalter heute oft sehr lange, und die Ereignisse, die früher bei diesem Übergang in kurzer Zeit zusammenfielen – Aufnahme einer stabilen Erwerbsarbeit, Auszug aus dem Elternhaus, Heirat, Familiengründung – sind heute oft weit auseinandergezogen. In dieser lange gewordenen Übergangsphase hat nun tatsächlich eine Pluralisierung der Lebensformen stattgefunden.» (Burkart 2008: 546)

Anknüpfend an diese Ausführung zur Ausweitung der Übergänge ins Erwachsenenalter und der damit einhergehenden Pluralisierung von Lebensformen wird im folgenden Abschnitt eine Form des Zusammenlebens genauer betrachtet, die für die vorliegende Arbeit relevant ist: Wohngemeinschaften.

Wohnen und Wohngemeinschaften

Der Wandel und die Ausdifferenzierung des Wohnens sind Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels, der strukturelle Veränderungen in Familie und Ehe, Herrschafts- und Geschlechterverhältnissen und Arbeitsorganisation und -bedingungen beinhaltet. Elias bezeichnet dies als Wandel gesellschaftlicher Figurationen (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 12). Unter Figurationen versteht Elias Verflech-

tungszusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft: Aus der Art, wie Individuen miteinander verbunden sind und in Abhängigkeiten zueinander stehen, entwickelt sich soziale Ordnung (vgl. Treibel: 2006: 200).

> «Anscheinend hat die Wohnung jenseits ihrer Funktionen als austauschbare Servicestation und als Schlafstelle, als Basislager für Kleider und Freizeitgerät und als Relaisstation für Telekommunikation an Bedeutung gewonnen: durch die Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit und die damit einhergehende Emotionalisierung des Wohnens, durch die Betonung der symbolischen Funktion der Wohnung zur Repräsentation des sozialen Status, durch die Stilisierung der Wohnung als Gegenort zur Arbeitswelt im Zuge der Trennung von Wohnen und Arbeiten, durch die Individualisierung, die eine eigenständige Haushaltsführung für immer jüngere Menschen zur Selbstverständlichkeit werden lässt, und durch die wachsende Privatisierung der Bedürfnisbefriedigung.» (Häußermann/Siebel 2000: 14)

Ein völlig neues Phänomen ist das gemeinsame bzw. gemeinschaftliche Wohnen bei weitem nicht: Viele Personen in einem Haushalt und generationenübergreifende Zusammensetzungen sind Merkmale vorindustrieller Formen des Wohnens. Im Zuge der Industrialisierung entwickelte sich die Bedeutung des Wohnens hin zu einem Verständnis, das geprägt war von Rückzug und Privatheit[4]. Insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg galt die private Kleinfamilie (die Normalfamilie) als vorherrschende, am weitesten verbreitete Wohnform, die jedoch ins Wanken geriet, da sich durch Individualisierungsschübe Destandardisierungstendenzen in Bezug auf traditionelle Bindungen zeigten und dadurch neue, pluralistische Lebens- und Wohnformen entstanden: Alleinerziehende, unverheiratete Paare (mit oder ohne Kinder), Singles, Patchworkfamilien und nicht zu guter Letzt Wohngemeinschaften (vgl. Schmitz-Veltin 2011: 64).

Geschichte der Wohngemeinschaften

Historisch gesehen finden Wohngemeinschaften ihren Ursprung in den hauptsächlich religiös geprägten Kommunen in den USA des 18. und 19. Jahrhunderts, in der frühen Jugendbewegung um 1900 und in der Alternativ- und Studierendenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren (vgl. Haider 1984: 77ff), als kritische Antwort auf gesellschaftliche Veränderungen, um durch den kollektiven Zusammenschluss Gemeinschaft zu erzeugen. Wohngemeinschaften waren damals also

4 Nähere Ausführungen dazu im Kapitel «Von der Familienform zur Wohnform» und im Kapitel «Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen».

eine Möglichkeit, Prozessen gesellschaftlicher Entfremdung entgegenzuwirken und zum anderen der Institution Ehe und Familie entgegenzustehen (vgl. Bertels 1990: 75f). Die zu Zeiten der Studierendenbewegung vordergründig politisch motiviert gegründeten Kommunen wichen zunehmend Wohngemeinschaften, für die gemeinsame Projekte bzw. politische Überzeugungen keine grundlegenden Voraussetzungen für ein Zusammenleben waren. So etablierten sich in den 1980er Jahren Wohngemeinschaften weniger aufgrund gemeinsam geteilter politischer Ansichten, sondern mehr aufgrund von Sympathie füreinander (vgl. Schneider et al. 1998: 156f).

> «Wohngemeinschaften schienen zunächst nur eine vorübergehende, eng mit der Studentenbewegung der sechziger Jahre verbundene Erscheinung. Inzwischen haben sie sich als ernstzunehmende Lebensform zumindest für eine bestimmte Lebensphase dauerhaft etabliert. Wenn dies so ist, so vor allem deswegen, weil sie Bedürfnissen entgegenkommen, die zu einem großen Teil in den gesamtgesellschaftlichen Faktoren und Entwicklungen begründet sind.» (Spiegel 1986: 163)

So konkretisieren Schneider et al., dass – besonders für junge Erwachsene unter 35 Jahren – die WG als Lebensform gesehen wird, die vor allem im Hinblick auf zwei Aspekte relevant zu sein scheint: Einerseits bietet die WG Raum für individuelle Freiheiten, weil sie im Gegensatz zu institutionalisierten Wohn- und Lebensformen wie der Familie weniger normative Vorgaben inne hat und erst im Zuge des Zusammenlebens von den WG-Bewohner*innen ausgehandelt werden (müssen), andererseits wird durch die WG soziale Anbindung ermöglicht (vgl. Schneider et al. 1998: 160f). Auch Beck konstatiert, dass soziale Beziehungen außerhalb der Familie vor dem Hintergrund sozialer Isolation eine immer wichtigere Bedeutung bekommen, vor allem für junge Erwachsene in einer individualisierten Gesellschaft (vgl. Beck 1986: 122):

> «Such networks, he argues, will be formed on the basis of shared interests and commitments rather than traditional ties of community and family, and are likely to be characterized by a readiness to bear each other's burdens and an intensification of existing platonic friendships.» (Heath/Kenyon 2001: 87)

Dass solche Beziehungen bspw. auch in Wohngemeinschaften existieren können, hat Heath in ihrem Artikel über «Peer-Shared Households» untersucht: Soziale Beziehungen in Wohngemeinschaften werden oft unterschätzt – sie haben das Potenzial, eine wichtige Rolle im Leben der Individuen zu spielen, weil sie in gemeinsamen Erfahrungen oder prägenden Lebensereignissen entstehen (z.B. Elternhaus verlassen, auf eigenen Beinen stehen, Beziehungen führen/aushandeln etc.). Hier entsteht ein hohes Maß an Intimität durch bzw. im Zusammenleben

mit Anderen. Selbst, wenn die gemeinsam verbrachte Zeit in der WG nur temporär ist, so hat sie dennoch in manchen WGs einen hohen Stellenwert. Das steht den herkömmlichen stereotypen Vorstellungen vom dysfunktionalen WG-Leben gegenüber und stellt die Annahme in Frage, dass Intimität nur in der einen gemeinsamen Haushalt führenden Paarbeziehung bzw. in der Familie existiere. Zudem scheinen Wohngemeinschaften (vor allem, wenn diese dem Paarwohnen vorgezogen werden) insofern als Paradox zu gelten, als dass sie der längst überholten Gleichstellung vom Erwachsensein mit selbstständiger Haushaltsführung entgegenstehen (vgl. Heath 2004: 173ff).

Vor diesem Hintergrund sollen nun die Verflechtungszusammenhänge zwischen dem Wohnen und der Familie als Lebensform anhand der Ausführung über die Entwicklung vom Ganzen Haus zum bürgerlichen Wohnideal und die auf das moderne Wohnen anhaltende Verortung der Familie als Ort für Intimität dargestellt werden.

Von der Familienform zur Wohnform

Häußermann/Siebel zeichnen den Wandel des Wohnens anhand der Entwicklung vom Ganzen Haus hin zum modernen Wohnen anhand verschiedener Kriterien nach. Das Ganze Haus galt im Mittelalter als dominierende Haushaltsform, es war gleichsam eine Arbeits-, Wirtschafts- und Wohngemeinschaft, in der die verschiedenen Lebensbereiche (von Arbeit über Erholung und Schlaf bis zum Essen) und auch Personen (patriarchaler Hausvater, Ehefrau und Kinder, ev. weitere Familienangehörige, Hausangestellte, Gesinde) vereint waren. Diese Selbstversorgungsgemeinschaft hat sich im Zuge der Industrialisierung auf unterschiedlichen Ebenen verändert und aufgelöst: Erstens gründete das Aufkommen der Lohnarbeit außerhalb des Haushalts in der Trennung von Arbeit und Wohnen. Dadurch hat sich der wirtschaftliche Schwerpunkt vom Haushalt zur Erwerbsarbeit verschoben. Diese räumliche und zeitliche Auslagerung von Arbeitsleistung geht mit der Entstehung von Freizeit einher, Wohnen wird also durch diesen Prozess zum Ort der Nicht-Arbeit (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 22ff).

Mit der steigenden außerhäuslichen Lohnarbeit ging zweitens eine Ausgrenzung von nicht zur Kernfamilie gehörigen Personen einher, die bis zu diesem Zeitpunkt Mitglieder des Haushalts bildeten, wie z.B. Gehilfen, Knechte und Mägde. Der Auszug von nicht verwandten Personen hatte zur Folge, dass sich die Familie bzw. Familienmitglieder in ihren Funktionen und Rollen veränderten. Familien-

verbände galten im 19. Jahrhundert noch als zentrale Einheit zur Organisation des Lebens, sie schützten die einzelnen Angehörigen vor den Einflüssen und Anforderungen der Umwelt. Die Rollen waren wenig ausdifferenziert, die Einzelnen mussten sich der Gemeinschaft unterwerfen, weil sie nur im Kollektiv den Krisen standhalten konnten. Das veränderte sich mit der Industrialisierung: Die Entstehung von gesellschaftlichen Modellen der Lebensplanung und deren Verankerung auf der Zeitebene (z.B. Schuleintrittsalter, Arbeitszeitenregelung, Versicherungssysteme in Bezug auf Arbeitslosigkeit bzw. Pension etc.) lösten die Zentralität der Familienverbände ab. Die Rollen der Familienmitglieder differenzierten sich immer mehr aus, einige Funktionen wurden auf gesellschaftliche Institutionen ausgelagert. Das ermöglichte dem Individuum eine Loslösung von traditionalen Bindungen und führte dazu, dass vermehrt eigenständige Entscheidungen in Bezug auf die individuelle Lebensgestaltung getroffen werden konnten. Wohnen wurde dadurch zum Ort der Kleinfamilie (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 29ff):

> «Die industrielle Gesellschaft, die diesen Zuwachs an Entscheidungsfreiheit des Einzelnen gegenüber dem Familienverband ermöglicht hatte, erlegt ihm durch die «Institutionalisierung des Lebenslaufs» (Kohli 1985) gleichzeitig eine strengere Systematik und relativ starre Uniformität der biographischen Abläufe auf. Ein Beispiel dafür ist die Herausbildung der ‹Kernfamilie› als Norm für eine Normalbiographie, in der Kindheit, Erwerbstätigkeit sowie Alter klar gegliederte Lebensabschnitte darstellen.» (Häußermann/Siebel 2000: 32)

Diese beiden Entwicklungen – die Auslagerung der Erwerbsarbeit aus dem Haushalt und der Auszug nicht verwandter Personen – führen erst zur Möglichkeit der «Kultivierung von Intimität. Es entfaltet sich die bürgerliche Privatsphäre, die räumlich als Wohnung, rechtlich als privater Verfügungsraum und sozial-psychologisch als Intimität gegenüber anderen abgegrenzt wird» (Häußermann/Siebel 2000: 32). Hier zeichnet sich also drittens die Polarisierung von Privatheit und Öffentlichkeit[5] in Bezug auf das Wohnen ab. Im Zuge der Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaft entwickelt sich das Bedürfnis nach sozialer Distanz. Sowohl in Bezug auf Bedienstete als auch in Bezug auf andere Mitglieder der Gesellschaft ist die Regulierung und Aufrechterhaltung von Distanz erwünscht. Damit geht gleichzeitig auch eine Veränderung der räumlichen Ordnung des Wohnbereichs einher: Räume werden unterschiedlichen Funktionen bzw. Personen zugeordnet und neu arrangiert. Daraus entsteht eine Ausdifferenzierung der privaten von der

5 Auf die Polarisierung von Privatheit und Öffentlichkeit wird im Kapitel «Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen» noch einmal Bezug genommen.

öffentlichen Sphäre, die sich darin manifestiert, dass das Wohnen für Privatsphäre steht, weil es von der Öffentlichkeit abgeschirmt wird. Dieser Prozess ist in Bezug auf die Ausgrenzung der privaten Sphäre ambivalent (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 32ff):

> «Vom Idealtypus des Ganzen Hauses her gesehen, erscheinen die Prozesse der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung und räumlichen Spezialisierung nur allzu leicht als Verlust von Funktionen und Personen. Aus der Sicht des Individuums dagegen bedeuten sie auch Gewinn an Freiheit von Kontrolle und Arbeitsmühen.» (Häußermann/Siebel 2000: 38)

Der Prozess der Entwicklung der bürgerlichen Privatsphäre ist durchzogen von Eingrenzung und Auslagerung: Aufgrund der Auslagerung von Lohnarbeit wird das Ganze Haus als Gemeinschaft bedeutungsloser, gleichzeitig wird dem Wohnen als Ort emotionaler und physischer Erholung immer mehr Bedeutung zugeschrieben. Wohnen wird demnach zum Ort der Intimität (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 40).

Zusammenfassend soll dieser Exkurs über den Wandel des Ganzen Hauses hin zum modernen Wohnen zeigen, dass sich das Wohnen historisch gesehen als Ort der Nicht-Arbeit, der Kleinfamilie und der Intimität etabliert hat. Vor diesem Hintergrund ist es also nicht verwunderlich, dass Phänomene wie Wohnen und Intimität so stark mit der Familie und der Paarbeziehung assoziiert werden. Aus diesem Grund wurde der Fokus für diese Arbeit auf die Wohngemeinschaft als Wohnform gelegt, um den Aspekt des Zusammenwohnens und -lebens und das Phänomen Intimität aus einer anderen Perspektive zu beleuchten.

Wohngemeinschaften werden nach Cyprian als Lebensformen eingeordnet, in denen mehrere nicht miteinander verwandte Individuen einen gemeinsamen Haushalt führen und zusammenleben (vgl. Cyprian 1978: 1). Angelehnt an Heath, werden für die vorliegende Arbeit Wohngemeinschaften als Haushalte definiert, die gemeinsam von mindestens zwei nicht miteinander verwandten, nicht in Paarbeziehung lebenden Individuen geführt werden (vgl. Heath 2004: 162).

Für eine sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Wohnen nennen Häußermann/Siebel vier Aspekte, auf die hin Wohnweisen und -formen untersucht werden können (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 15):

- Funktionale Bedeutung des Wohnens
- Soziale Einheit des Wohnens
- Sozialpsychologische Bedeutung des Wohnens
- Rechtliche und ökonomische Verfügung des Wohnens

Sie haben anhand dieser Aspekte einen Idealtypus modernen, kleinfamilialen Wohnens im 20. Jahrhundert herausgearbeitet, der sich durch «die Zweigenerationenfamilie als soziale Einheit, die Trennung von Wohnen und beruflicher Arbeit, die Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit und die individuelle Aneignung durch Kauf oder Miete» (Häußermann/Siebel 2000: 19) beschreiben lässt. In Bezug auf die vorliegende Arbeit ist dieser Idealtypus in zweierlei Hinsicht relevant: Zum einen bzgl. der Frage nach der sozialen Einheit des Wohnens – der Familie, die durch Ehe rechtlich institutionalisiert und durch Verwandtschaft gekennzeichnet ist – die sich historisch u.a. im Zuge der Individualisierung gewandelt hat und sich pluralistische Lebens- und demnach Wohnformen etabliert haben, und zum anderen bzgl. der Frage nach der sozialpsychologischen Bedeutung des Wohnens als Ort der Privatheit und Intimität und dessen «verknüpft sein» mit der sozialen Einheit des Wohnens, der Familie.

In diesem Kapitel wurden jene Aspekte über das Wohnen, das gemeinsame Wohnen und Wohngemeinschaften beleuchtet, die für die vorliegende empirische Forschung von Relevanz sind: Es wurde nachgezeichnet, dass gesellschaftlicher Wandel und Individualisierung mit dem Wandel von Lebens- und demnach auch Wohnformen einhergeht. Dies gründet darin, dass sich das Wohnen – historisch gesehen – auch in seiner Bedeutung auf unterschiedlichen Ebenen verändert hat: Funktional als Ort der Erholung und Nicht-Arbeit und sozialpsychologisch als privater Ort der Intimität ist das Wohnen – und hier vor allem das gemeinsame Wohnen mit anderen Personen – stark mit der Familie als soziale Einheit verknüpft. Vor diesem Hintergrund ist die Beschäftigung mit Wohngemeinschaften als eine andere Form des gemeinsamen Wohnens im Zusammenhang mit erlebter und gelebter Intimität interessant, denn «die private Wohnung ist der hauptsächliche Ort, an dem die emotional aufgeladenen, intimen Sozialbeziehungen gelebt werden – und der ausschließlich dafür vorgesehen ist.» (Häußermann/Siebel 2004: 55)

Intimität

Ziel der nun folgenden theoretischen Auseinandersetzung mit dem Begriff Intimität ist, einen Überblick über die für die vorliegende Arbeit relevante Konzepte zu erhalten und aufzuzeigen, wie vielschichtig und zugleich vage mit dem Intimitätsbegriff operiert wird.

Treidl (2012) hat in ihrer Diplomarbeit «Intimität – zur soziologischen ‹Potenz› des Begriffes aus feministischer Perspektive» zwei Ebenen der Betrachtung des Phänomens Intimität dargestellt:

- Intimität im mikro- bzw. familiensoziologischen Kontext, d.h. Intimität als Beziehungsqualität
- Intimität im makrosoziologischen Kontext, d.h. Intimität zwischen Privatheit und Öffentlichkeit

In vorliegender Arbeit liegt der Schwerpunkt auf Erstgenanntem, da sich der empirische Teil mit erlebter und gelebter Intimität von jungen, in Wohngemeinschaften lebenden Erwachsenen beschäftigt.

Intimität aus makrosoziologischer Perspektive zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zu betrachten, ist jedoch auch für die vorliegende Arbeit sinnvoll, vor allem in Bezug auf das Phänomen Wohnen, denn das Wohnen hängt – wie im vorigen Abschnitt dargestellt wurde – generell mit Intimität zusammen. Zudem findet sich auch das Phänomen Wohnen im Spannungsfeld der privaten und öffentlichen Sphäre wieder.[6]

Wenn in dieser Arbeit von Intimität gesprochen wird, geschieht das vor dem Hintergrund sozialer Beziehungen. Denn Intimität bezieht sich als Beziehungsqualität auf soziale Beziehungen zwischen Individuen:

Der Begriff soziale Beziehung geht auf Max Weber zurück: «Soziale ‹Beziehung› soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen» (Weber 1976: 13, zit. n. Lenz 2009: 34). Das zentrale Moment daran ist also die Wechselseitigkeit der Sinnorientierung, d.h. aufeinander bezogenes Verhalten. Dem geht Webers Konzept des sozialen Handelns voraus, «das er durch Momente der Sinnhaftigkeit und der Orientierung am Verhalten anderer bestimmt» (Lenz 2009: 34). Demnach kann sich soziales Handeln insofern zur sozialen Beziehung erweitern, als dass diesem das Element der Wechselseitigkeit hinzukommt: weitere Akteur*innen sind nun nicht ausschließlich «Ziel der Verhaltensweisen des handelnden Subjekts» (Lenz 2009: 35). Freund*innenschaft oder Liebe sind nach Weber soziale Beziehungen; er sieht bspw. auch den Staat als soziale Beziehung an, da es ihm weniger um die Form der sozialen Beziehung geht, sondern um den Sinngehalt, der durch soziales Handeln bzw. soziale Beziehungen erzeugt wird. Im Gegensatz dazu sieht Simmel die

6 Siehe vorheriges Kapitel «Von der Familienform zur Wohnform» und folgendes Kapitel «Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen».

Prozesse der Wechselseitigkeit und Wechselwirkung zwischen den Akteur*innen – also was **zwischen** ihnen passiert – als zentral an. Das grundlegende Konzept von Simmel ist also das der Wechselwirkung; er plädiert für die Erforschung von «mikroskopisch-molekularen Vorgängen» (Simmel 1983: 15, zit. n. Lenz 2009: 31). Im Zuge dessen hat sich Simmel mit unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungen auseinander gesetzt: mit der kleinsten sozialen Einheit, der Dyade, der Zweiergruppe: mit der Ehe, aber auch mit Freund*innenschaft (vgl. Lenz 2009: 31ff).

Dies ist für die folgende Auseinandersetzung mit dem Begriff Intimität deswegen wichtig, weil soziale Beziehungen konstitutiv für Intimität sind, d.h. Intimität entsteht nur in wechselseitigem Bezug zu und in Wechselwirkung mit anderen Personen und innerhalb sozialer Beziehungen. Das Prinzip der Reziprozität ist – wie bei Simmel (1983) – zentrales Merkmal sozialer Beziehungen und demnach auch für Intimität als Beziehungsqualität.

Lenz spricht im Zusammenhang mit Beziehungen von persönlichen Beziehungen und macht diese anhand folgender Strukturmerkmale fest: Persönliche Beziehungen zeichnen sich durch ihre personelle Unersetzbarkeit aus, d.h. Personen innerhalb einer Beziehung können nicht ausgetauscht werden; die Beziehung kann selbstverständlich enden, sobald eine Person austritt. Durch die Aspekte Kontinuität und Dauerhaftigkeit werden persönliche Beziehungen also gekennzeichnet. Dies führt zu einem weiteren Merkmal, das Lenz als Fortdauer-Idealisierung bezeichnet, «das pragmatische Motiv, dass sich diese Beziehung, so wie sie ist, auf absehbare Zeit fortsetzt» (Lenz 2008: 689). Zudem zeichnet sich die persönliche Beziehung durch vorhandenes, persönliches Wissen über die jeweils anderen Personen als auch über die Beziehung selbst – ihre Geschichte, Qualität und Wirkung nach außen – aus. Zwischen den Personen besteht zudem eine emotional fundierte, gegenseitige Bindung. «Persönliches Wissen und emotionale Bindung tragen gemeinsam dazu bei, dass eine persönliche Beziehung – zumindest in der Moderne – von der Einzigartigkeit der daran beteiligten Personen getragen wird.» (Lenz 2009: 689) Schließlich sind persönliche Beziehungen von besonders ausgeprägter Interdependenz gekennzeichnet: Durch die gegenseitige Einflussnahme können bspw. die eigenen Interessen oder Lebensentwürfe geformt werden; Veränderungen können sich auf die beteiligten Personen als auch auf deren Beziehung zueinander auswirken (vgl. Lenz 2008: 688ff).

Für die vorliegende Arbeit sind genau jene Punkte das, worin sich Intimität in sozialen Beziehungen konstituiert, was auch unsere Forschungsergebnisse bestätigen.[7]

7 Siehe Kapitel «Ergebnisse» und «Zusammenfassung»

Wandel der Intimität

Der Wandel der Intimität ist ein Resultat der Individualisierung; die Bedeutung von fix vorgegebenen und vorgeschriebenen Beziehungen hat sich verändert, denn nun machen auch gewählte und flexiblere Beziehungsformen eine wesentliche Rolle in der Gesamtheit der Sozialbeziehungen aus (vgl. Williams 2004: 49).

Bei der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Begriff Intimität wird deutlich, wie stark die Heteronormativität den Blick darauf eingeengt hat: Intimität wurde zum Großteil im Rahmen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Familien erforscht – dabei wurden lange Zeit andere Formen sozialer Beziehungen ausgespart und demnach auch nicht-normative Formen von Intimität. Aus diesem Grund ist es notwendig, den Fokus nicht ausschließlich auf Familie und Paar zu richten, denn Intimität ist auch außerhalb der Familie, in unterschiedlichen Beziehungsformen, bspw. innerhalb von Freund*innenschaftsbeziehungen, zu finden (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135ff).

Der Begriff Intimität besticht zwar einerseits durch die Offenheit seiner Bedeutung, andererseits kann die Verwendung des Begriffs dadurch nie eindeutig sein. Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass diese Ambivalenz nicht nur innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses aufkommt, sondern auch im alltäglichen Gebrauch große Diskrepanzen in der Bedeutung sichtbar werden.

Was aber bedeutet Intimität? Im Wörterbuch der Soziologie von Hillmann ist ein Eintrag zur Intimgruppe zu finden, unter der eine «besonders innige Form der sozialen Beziehung zwischen einer kleineren Anzahl von Menschen» (Hillmann, 2007) verstanden wird. Das Lexikon zur Soziologie definiert Intimität als «Situation innerhalb persönlicher Beziehungen, bei der die Kommunikation besonders eng ist und sich auch auf sonst geheim gehaltene Seiten erstreckt» (Fuchs-Heinritz et al. 2007). Im modernen Lexikon (1971) bedeutet Intimität «Vertraulichkeit, enge Beziehung» und intim «vertraut, eng befreundet».

Wenn im Kontext des gesellschaftlichen Wandels vom Wandel der Intimität gesprochen wird, so bedeutet das einerseits, dass soziale Beziehungen aufgrund der Auflösung traditioneller Bindungen nicht mehr als gegeben angesehen, sondern vermehrt auch frei gewählt werden (vgl. Beck-Gernsheim 1998: 56, zit. n. Simpson 2006: 3) und andererseits, dass die Paarbeziehung eine Demokratisierung erfährt, indem sie einen tendenziell freund*innenschaftlichen Charakter erhält (vgl. Giddens 1993: 69). Giddens spricht dabei von der «reinen Beziehung» (*pure*

relationship) und meint damit, dass Paare demokratisch aushandeln, wie sich ihre Beziehung bzw. ihr Zusammenleben gestalten soll. Den Begriff reine Beziehung bezieht Giddens «auf eine Situation, in der man eine Beziehung um ihrer selbst Willen eingeht» (Giddens 1993: 69). Dies deutet darauf hin, dass es für soziale Beziehungen und Intimität andere und neue Erwartungen seitens der beteiligten Personen gibt, nämlich die Erwartung einer gewissen Qualität, die über Pflichten und familiäre Strukturen hinausreicht (vgl. Williams 2004: 17). Für die vorliegende Forschung bedeutet der Fokus auf Intimität somit die Frage nach der Qualität von sozialen Beziehungen.

Beck spricht im Rahmen seiner Individualisierungsthese im Kontext des Verhältnisses der Geschlechter in Bezug auf die heterosexuelle Paarbeziehung von Intimität:

> «Doch die Individualisierung, die die Lagen von Männern und Frauen auseinanderdividiert, treibt sie umgekehrt auch in die Zweisamkeit hinein. *Mit der Ausdünnung der Traditionen wachsen die Verheißungen der Partnerschaft*. Alles, was verloren geht, wird unverhofft in dem anderen gesucht. [...] und doch kann die Vielfalt von Beziehungen die identitätsbildende Kraft einer stabilen Primärbeziehung wohl nicht ersetzen. Wie Untersuchungen zeigen, ist *beides* notwendig: Beziehungsvielfalt *und* dauerhafte Intimität.» (Beck 1986: 187, Hervorhebung im Original)

Giddens verwendet den Begriff Intimität als Eigenschaft bzw. Qualität sozialer Beziehungen, indem er den Aspekt der Exklusivität betont, die mit dem speziellen Wissen über eine Person einhergeht:

> «Intimität bedeutet das Offenlegen von Gefühlen und Handlungen, die das Individuum nicht gewillt ist, einer größeren Öffentlichkeit preiszugeben. Tatsächlich ist das Offenlegen dessen, was vor anderen verborgen wird, eine der wichtigsten psychologischen Gesten, die im anderen Vertrauen erwecken und nach denen der andere umgekehrt auch sucht. Es ist deutlich, daß die Offenlegung des Selbst, die mit der Intimität einhergeht, eine Mit-Abhängigkeit hervorrufen kann, wenn sie nicht mit einer Aufrechterhaltung der Autonomie einhergeht.» (Giddens 1993: 153)

Sowohl Beck (1986) und Beck-Gernsheim (1998) als auch Giddens (1993) gehen implizit von der heterosexuellen Paarbeziehung als alleinigen Ort für Intimität aus. Giddens bezieht sich in seinem Werk «Wandel der Intimität» ausschließlich auf intime Sexualbeziehungen, die im dyadischen Setting angesiedelt und frei gewählt sind. Seine These, dass sich das Ideal der romantischen zu einer freund*innenschaftlichen Liebe verschiebe, basiert demnach auf der (hetero-)normativen Paarbeziehung (vgl. Giddens 1993; Pahl/Spencer 2004: 217). Auch Heath/Kenyon weisen darauf hin, dass Giddens die Paarbeziehung ins Zentrum stellt und Überlegungen anstellt, die dann auf alle anderen Beziehungen übersetzt werden

können: Giddens behauptet, dass sich für junge Menschen durch das neue Ideal der «reinen Beziehung» insofern neue Herausforderungen stellen, Partner*innenschaften einzugehen, als dass Beziehungen aller Art – sowohl platonische als auch nicht-platonische – nur solange aufrecht erhalten werden, solange sie für die Beteiligten von emotionalem Nutzen und zufriedenstellend sind. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, lösen sich diese Beziehungen auf, da zu viel Druck auf ihnen lastet (vgl. Heath/Kenyon 2001: 85f).

> «Auch auf Partnerschaft oder Familie ist in Zukunft nicht mehr zu gründen; im Zeitalter dessen, was Anthony Giddens ‹confluent love› nennt, währt das Beisammensein nicht länger als die Befriedigung eines der Partner, die Bindung gilt von vornherein nur ‹bis auf weiteres› [...]» (1993: 17, zit. n. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 13)

Jamieson übt an dieser Stelle Kritik an Giddens Annahme, die reine Beziehung würde auf egalitären Prinzipien beruhen und zweifelt an der tatsächlichen Existenz der Gleichberechtigung innerhalb der heterosexuellen Paarbeziehung:

> «While agreeing with Giddens' rejection of the more pessimistic account of personal life at the century's end, I note that the creative energies of many social actors are still engaged in coping with or actively sustaining old inequalities rather than transforming them.» (Jamieson 1999: 491)

Das bedeutet nach Jamieson also, dass weniger von einem Wandel der Intimität – das heißt einer Demokratisierung und Egalisierung innerhalb von Beziehungen – gesprochen werden kann als vielmehr davon, bestehende Ungleichheiten – im Falle der Paarbeziehung die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – unter dem Deckmantel des Wandels weiter zu führen (vgl. Jamieson 1999: 491).

Aktuelle Forschungen[8] beschäftigen sich daher zu Recht mit der Frage, wie sich Intimität innerhalb anderer Formen zwischenmenschlicher Beziehungen konstituiert. Williams weist darauf hin, dass diese Überlegungen zu Intimität durch die Berücksichtigung von und die Bezugnahme auf nicht-familiale Beziehungsformen – wie bspw. Patchwork-Familien, homosexuelle Paarbeziehungen und Freund*innenschaften – einen inklusiveren Blick auf Familie (vgl. Williams 2004: 17) und damit auch auf Intimität ermöglichen. Auch Simpson betont, dass das Vorherrschen des Ideals der Paarbeziehung die Möglichkeiten alternativer Lebensführung stark eingegrenzt hat. Aus diesem Grund ist auch die wissenschaftliche Beachtung und Betrachtung anderer Beziehungsformen essenziell, denn dadurch erschließen sich andere Zugangs- und Sichtweisen in Bezug darauf, wie Intimität gelebt und

8 Siehe Kapitel «Forschungsstand»

erlebt werden kann (vgl. Simpson 2006: 2):

> »This is where those practices based on co-resident, lifelong, romantic heterosexual love relationships are being displaced by different practices, such as not living with one's lover, and making friends rather than a sexual relationship the basis of the give and take of day-to-day care.» (Williams 2004: 48)

In ihrer Studie «The Intimate Couple, Family and the Relational Organization of Close Relationships» fand Ketokivi heraus, dass Personen, die ohne eine*n Partner*in wohnen, eher dazu tendieren, ein inklusives Verständnis von Intimität zu haben, indem sie häufiger Freund*innen, Geschwister und Eltern als nahestehende Personen bezeichnen. Personen hingegen, die mit Partner*in zusammenleben, zeigen vermehrt ein exklusives Verständnis von Intimität, indem sie Personen, die außerhalb der Familie oder Paarbeziehung stehen, tendenziell ausschließen (vgl. Ketokivi 2012: 482).

Ketokivi geht ursprünglich von einem Intimitätsbegriff aus, den sie als emotionale Nähe bezeichnet (vgl. Ketokivi 2012: 474), in ihrem Schlusswort schreibt sie dazu wie folgt:

> «I began with an empirical definition of intimacy as felt closeness, but after all, what is common to all different intimacies analysed in this article? What makes some so close? It is the sharing of the most significant aspects of your life whether that is children, home, an inner experience of the self, work or something else. It is letting others really close to the most precious.» (Ketokivi 2012: 487)

Sie zieht das Resümee, dass Intimität bedeutet, bestimmte, bedeutende Aspekte mit anderen zu teilen: Je nachdem, welche Bereiche im Leben wichtig sind – seien es Kinder, persönliche Selbsterfahrung oder aber das eigene Zuhause – unterscheidet sich das Teilen. Intimität bedeutet, andere daran teilhaben zu lassen, was eine Person selbst für besonders wertvoll empfindet (vgl. Ketokivi 2012: 487).

Zum analytischen Potenzial von Intimität

Die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Intimität hat in den letzten zwei Jahrzehnten stark zugenommen. Vor allem in den 1990er Jahren beschäftigten sich viele Soziolog*innen erneut mit sozialen Beziehungen und zwar über eine andere Perspektive, nämlich über den Diskurs über Intimität (vgl. Giddens 1992, Jamieson 1998, 1999). Intimität, romantische Liebe und zwischenmenschliche Beziehungen wurden unter den Herausforderungen der Postmoderne und im Kontext von Individualisierung neu beleuchtet. Jamieson (1998)

und Roseneil/Budgeon (2004) plädieren dabei für eine erweiterte Anwendung des Konzepts Intimität, indem sich dieses nicht nur mehr auf die (romantische) heterosexuelle Paarbeziehung bzw. die Familie beziehen soll, sondern auch auf andere Bezugspersonen, wie Freund*innen (vgl. Miller 2015: 4), Arbeitskolleg*innen oder Mitbewohner*innen.

> «In all these cases the themes of love, deep or close association, everyday acts and familiarity are still prevalent and seen as fundamental to the experience of intimacy. Here, the concept of intimacy denotes belonging and emotional attachments gained through familiarity, closeness and routine» (Miller 2015: 4)

Auch Miller definiert Intimität über Zugehörigkeit und emotionale Verbundenheit, was durch Vertrautheit, Nähe und Routine bzw. Alltag erreicht werden kann. Diese weit verbreiteten Merkmale sind essenziell für Intimitätserfahrungen in jenen sozialen Beziehungen, die für Individuen von besonderer Bedeutung sind (vgl. Miller 2015: 4).

In ihrem Artikel «A Consideration of the Concepts of ‹Care› and ‹Intimacy›» stellt Philip dar, dass sich das Phänomen Intimität in der Soziologie insofern weiterentwickelt hat, als dass es mittlerweile nicht mehr ausschließlich präskriptive und heteronormative Konnotationen in Bezug auf den Begriff Familie hervorruft. Intimität versteht sich als potenzielle Ressource, um Diversität und Komplexität in menschlichen Beziehungen zu beschreiben: «[intimacy] as a concept which can incorporate others relating to aspects of significant relationships; including care» (Philip 2013: 1).

Wenn sich Giddens in seinem Werk «Wandel der Intimität» (1993) mit dem Wandel sozialer Beziehungen auseinandersetzt, nennt er zwar unterschiedliche Definitionen von Intimität, er bietet jedoch keine Diskussion zum konzeptionellen Gehalt des Begriffs an. Intimität definiert er u.a. als eine Sphäre des sozialen Lebens, als «the liberated personal domain» (Giddens 1992: 96), als eine spezielle Qualität von Beziehungen, die durch das «sich anderen Öffnen» (Giddens 1993: 94) charakterisiert wird oder als Prozess: «a transactional negotiation of personal ties by equals» (Giddens 1992: 3). Auch Beck und Beck-Gernsheim gehen davon aus, dass sich der gesellschaftliche Wandel auf soziale Beziehungen (auf emotionaler und sexueller Ebene) ausgewirkt hat. Sie beziehen den Wandel sozialer Beziehungen auf ihre Individualisierungsthese und resümieren, dass sich die Anforderungen an eine moderne Lebensweise im Spannungsfeld von Liebe, Familie und persönlicher Freiheit finden und im normalen Chaos der Liebe resultieren (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1995: 1f). Sowohl Giddens als auch Beck

und Beck-Gernsheim fordern andere Perspektiven, um sich auf wissenschaftlicher Ebene mit dem Wandel sozialer Beziehungen auseinandersetzen zu können (vgl. Philip 2013: 2).

Jamieson hingegen untersucht nicht nur, was Intimität bedeuten kann, sondern welche Aspekte es analytisch erklären und beleuchten kann. Intimität kann – in Anlehnung an Giddens Verständnis von «sich anderen öffnen» – bspw. als qualitative Eigenschaft von Beziehungen verstanden werden, basierend auf *mutual disclosure*, also etwas von sich preisgeben und mit anderen teilen (vgl. Philip 2013: 2). Jamieson spricht dabei von *disclosing intimacy*, dem sie als ein eher neues Phänomen eine spezielle Bedeutung zuschreibt:

> «The ways and degrees of being intimate vary enormously within and between human societies. First it is worth noting that many societies are not or have not been characterized by ‹disclosing intimacy›. It is only relatively recently that talking about yourself, disclosing, ‹sharing› are generally advocated as part of an individual's emotional well-being and of good relationships.» (Jamieson 1998: 7)

Sie beschäftigt sich weiterführend mit der Frage, ob *disclosing intimacy* sowohl deskriptiv verwendet werden als auch als normatives Ideal gelten kann. Dadurch eröffnet sie die Diskussion um das analytische Potenzial von Intimität, ob also Intimität als Konzept verwendet werden kann, um soziale Beziehungen verstehen zu können oder um jene Diskurse zu untersuchen, die soziale Beziehungen ordnen und strukturieren. Mit den *dimensions of intimacy* stellt Jamieson außerdem nachhaltige Überlegungen an, welche Facetten sozialer Beziehungen mit dem Konzept Intimität beleuchtet werden können: Sie nennt einige Komponenten von Intimität, die zu den *dimensions of intimacy* zählen: «close association, privileged knowledge, deep knowing and understanding and some form of love, but it need not include practical caring» (Jamieson 1998: 13, zit. n. Philip 2013:2). Durch diese Abgrenzung vom Konzept *care* wird das analytische Gehalt des Intimitätsbegriffs geschärft (vgl. Philip 2013: 2). Intimität wird somit zum Analyseinstrument sozialer Beziehungen.

«Intimacy refers to the quality of close connection between people and the process of building this quality» (Jamieson 2011: 1). Jamieson bietet damit eine analytische Verwendung des Begriffs an, in der der Schwerpunkt vielmehr darauf liegt, **wie** und **auf welche Weise** Beziehungen funktionieren und weniger darauf, wie sie kategorisiert bzw. bezeichnet werden (vgl. Philip 2013: 3).

Jamieson beschäftigt sich auch deswegen mit Intimität als Konzept, um damit ein umfassenderes Bild des gesellschaftlichen Wandels zu erhalten. Dafür bietet

sie – als Erweiterung der Familienpraktiken[9] – Praktiken der Intimität an, die zwar keine universelle Bedeutung haben, aber doch universell präsent sind. Diese Praktiken der Intimität können Ungleichheiten in Bezug auf Alter, Klasse oder Geschlecht verstärken oder diese aber auch untergraben, weshalb es wichtig ist, den Fokus auf die Praktiken zu legen, um gesellschaftliche Veränderungen oder Kontinuitäten erklären zu können (vgl. Jamieson 2011: 1).

Unter Praktiken der Intimität versteht Jamieson Handlungen, die ein subjektives Gefühl der Nähe ermöglichen und erhalten:

> «‹Practices of intimacy› refer to practices which enable, generate and sustain a subjective sense of closeness and being attuned and special to each other. Practices of intimacy and family practices overlap in cultures which valorise families and intimacy and take it for granted that intimacy is an aspect of family life.» (Jamieson 2011: 1)

An dieser Stelle wird deutlich, was Jamieson am Intimitätsbegriff u.a. kritisiert: Dadurch, dass sich Familienpraktiken und jene der Intimität teilweise überschneiden, wird unhinterfragt davon ausgegangen, Intimität sei ein selbstverständlicher Aspekt von Familie. Intimität als Konzept soll ihrer Ansicht nach Begriffe, anhand derer soziale Beziehungen kategorisiert werden – wie Familie, Verwandtschaft oder Freund*innen – ergänzen statt ersetzen. Außerdem überschneidet sich Intimität mit anderen Konzepten, die Beziehungsqualitäten beschreiben, wie z.B. Liebe oder *care* (vgl. Jamieson 2011: 1).

Sie plädiert dafür, ein Repertoire an Praktiken der Intimität aus empirischer Forschung zusammenzustellen, das beinhaltet, wie Individuen in sozialen Beziehungen, die als vertraut und nah angesehen und erlebt werden, handeln. Dabei ist irrelevant, wie diese Beziehungen kategorisiert werden, ob es also Beziehungen innerhalb von Familien, Paaren, Freund*innenschaften oder Eltern-Kind-Beziehungen sind. Es geht vielmehr darum, die unterschiedlichen Praktiken der Intimität aufzuzeigen, die jedoch nicht ausschließlich – und genau darin liegt die Crux – für das Intimitätskonzept gelten (vgl. Jamieson 2011: 3):

> «The component practices – giving to, sharing with, spending time with, knowing, practically caring for, feeling attachment to, expressing affection for – are not exclusively about intimacy. That is, each practice tends to produce intimacy but is not a sufficient condition.» (Jamieson 2011: 3)

Jamieson resümiert, dass diese Problematik der nicht exklusiv dem Konzept der Intimität zuordenbaren Praktiken dem Begriff per se eine gewisse Unschärfe und

9 Eine theoretische Auseinandersetzung mit Family Practices folgt im Kapitel «Doing Intimacy».

Verschwommenheit verleihen und bringt dies folgendermaßen auf den Punkt (vgl. Jamieson 2011: 3):

> «The fact that intimacy is built by practices which are not exclusive about doing intimacy explains the fuzziness of the concept and its potential overlap with related constellations of feelings and predispositions sharing some of the component practices such as trust, empathy and respect. Accounts of how and why particular combinations of elements are sufficient to sustain intimacy have to be derived from detailed studies of actual relationships.» (Jamieson 2011: 3)

In Anlehnung an Jamieson wird der Intimitätsbegriff analytisch verwendet, weil es in vorliegender Arbeit um erlebte und gelebte Intimität von WG-Bewohner*innen geht und somit der Fokus darauf liegt, wie und auf welche Weise Beziehungen funktionieren.

Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen

Obwohl in der vorliegenden Arbeit und vor allem in Bezug auf die qualitative Forschung Intimität, wie eben erläutert, als Beziehungsqualität für soziale Beziehungen verstanden wird, soll im folgenden Abschnitt dennoch der makrosoziologische Blick auf Intimität nachgezeichnet werden, da dies vor allem in Bezug auf und im Zusammenhang mit dem Wohnen relevant erscheint, denn: Intimität ist privat, Wohnen ist privat.

Treidl beschreibt, dass Intimität als Konzept durch die makrosoziologische Betrachtung eine abstraktere Bedeutung erhält und somit auf gesellschaftliche Entwicklungen anwendbar ist (vgl. Treidl 2012: 11). «Während Intimität in den makrosoziologisch orientierten Studien und Theorien als Antonym für Öffentlichkeit verwendet werden, ist sie in mikrosoziologischen Werken ein Synonym für zwischenmenschliche Beziehungen», so Gottwald (2008: 18). So beschäftigt sich auch Sennett (1999) in seinem Werk «Verfall und Ende des öffentlichen Lebens – Die Tyrannei der Intimität» auf makrosoziologischer Ebene mit Intimität.

Wie bereits im Kapitel über das Wohnen erwähnt wurde, entwickelte sich im Zuge der Industrialisierung eine Trennung des privaten vom öffentlichen Leben. Die Öffentlichkeit galt ursprünglich als Sphäre außerhalb der Familie (und Freund*innen), besonders in Großstädten, die sich auf der Grundlage von festen Verhaltenskonventionen und Umgangsformen als Bereich der Geselligkeit etablierte und sich insofern von der privaten Sphäre abgrenzte, als dass sich letztere über persönlichen Bezug, Authentizität und Intimität definierte. «In der Öffentlichkeit

schuf sich der Mensch, im Privaten, vor allem innerhalb der Familie, verwirklichte er sich» (Sennett 1999: 35). Zum Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, wie Sennett es dramatisch bezeichnet, trug maßgeblich die steigende Relevanz der Bedeutung der individuellen Persönlichkeit bei und deren Überschwappen in die Sphäre der Öffentlichkeit. Dadurch verschwimmt die Grenze zwischen privatem Empfinden und öffentlichem Ausdruck. Das Problem daran war, dass die Öffentlichkeit dann als Gefahr eingestuft wurde, sofern das Verhalten in der Öffentlichkeit Rückschlüsse auf die private, individuelle Persönlichkeit zuließ (vgl. Sennett 1999: 43):

> «In dieser Gesellschaft auf dem Wege zur Intimität – in der sich der Charakter unabhängig von der Kontrolle durch den Willen Ausdruck verschaffte, in der das Private das Öffentliche überlagerte, in der die Abwehr gegen das Durchschautwerden darin bestand, nicht mehr zu fühlen – machte das Verhalten des einzelnen in der Öffentlichkeit einen grundlegenden Wandel durch. Schweigen war die einzige Form, in der man das öffentliche Leben, vor allem das Leben auf der Straße, erleben konnte, ohne sich überwältigt zu fühlen.» (Sennett 1999: 45)

Das hat den Rückzug der Individuen in die private Sphäre zur Folge, die Dominanz intimer Sozialbeziehungen und deren Psychologisierung führt zur Krise der Öffentlichkeit: öffentlicher Raum gilt immer weniger als Ort für Gesellschaft und Geselligkeit (vgl. Sennett: 329f):

> «Heute dominiert die Anschauung, Nähe sei ein moralischer Wert an sich. Es dominiert das Bestreben, die Individualität im Erlebnis menschlicher Wärme und in der Nähe zu anderen zu entfalten. Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich sämtliche Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. Aus diesen drei Momenten erwächst eine Ideologie der Intimität: Soziale Beziehungen jeder Art sind um so realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der einzelnen kommen. Diese Ideologie der Intimität verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische.» (Sennett 1999: 329)

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass sich das moderne Individuum in einem Dilemma wiederfindet: hinter dem Wunsch nach Selbstverwirklichung und Freiheit verbirgt sich etwas anderes: «Die Selbstverwirklichung entpuppt sich als Zwang der Selbstrepräsentation und die Freiheit als die Bürde, vollkommene Verantwortung für das eigene Selbst zu tragen» (Treidl 2012: 99). Die öffentliche Sphäre hat sich im Zuge der Psychologisierung zu einem Ort entwickelt, an dem sich Individuen als Fremde begegnen. Gemeinschaft reduziert sich auf die Bedürfnisbefriedigung der Einzelnen, Art und Inhalt des Zusammentreffens tritt

in den Hintergrund. Wichtiger ist, wie sich die einzelnen Akteur*innen fühlen und nicht, wie sie handeln (vgl. Sennett 1999: 334).

Mit der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit setzt sich auch Bahrdt (1961) auseinander und zwar in Bezug auf Großstädte. Seine Ausführungen passen inhaltlich zu Sennetts vorgestellten Überlegungen zur «Ideologie der Intimität» (Sennett 1999: 329), da es genau um dieses Spannungsverhältnis geht: für stellt diese Polarität ein relevantes Charakteristikum von Urbanität dar. Er zieht Vergleiche zwischen Stadt und Land, wobei er spezielles Augenmerk auf das städtische Leben legt. «Zentral sind für ihn die Kategorien von Privatheit und Öffentlichkeit, die zwei soziale und zugleich räumliche Sphären benennen, in die sich das städtische Leben polarisiert» (Häußermann/Siebel 2004: 56). Wird die soziale Sphäre betrachtet, so bietet die Stadt Austausch mit anderen Individuen, der jedoch spezifisch ist und sich auf einen Teilaspekt der eigenen Persönlichkeit begrenzt, die der Öffentlichkeit offenbart wird. Bahrdt bezeichnet das als «unvollständige Integration» (Bahrdt 1961: 86, zit. n. Häußermann/Siebel 2004: 56). Das bietet einerseits die Möglichkeit der Anonymität, selbst dann, wenn anderen Personen in der öffentlichen Sphäre begegnet wird. Diese sozialen Aufeinandertreffen werden durch gewisse Normen geregelt, wie etwa Distanznormen, die durch die Aufrechterhaltung von Distanz die eigene als auch die Privatsphäre der anderen schützen sollen.[10] Bahrdt sieht darin – so wie auch schon Simmel – die Voraussetzung dafür, dass sich Individualität überhaupt entwickeln kann. Gleichzeitig muss die aufrechterhaltene Distanz insofern überwunden werden, als dass dennoch Austausch mit anderen entstehen kann. Dies geschieht durch Stilisierung des Verhaltens, dessen Funktion das überdeutliche Zeigen dessen ist, was andere wahrnehmen sollen, oder durch Repräsentation über Kleidung und Gesten. Der Austausch mit anderen Individuen in der Öffentlichkeit birgt gewisse Risiken, da das eigene Verhalten diesen fremden Personen offen gegenübersteht. Aus diesem Grund werden nicht alle Aspekte der eigenen Persönlichkeit nach außen dargestellt, indem gewisse Verhaltensweisen unterbunden werden und sich dadurch der Öffentlichkeit nicht alle Facetten der eigenen Persönlichkeit erschließen können. Das versteht Bahrdt als eine Antwort auf das Spannungsverhältnis zwischen physischer Nähe und sozialer Distanz in der öffentlichen Sphäre (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 56ff):

> «Die ‹unvollständige Integration› ist Voraussetzung für die Möglichkeit von Privatheit – und weckt zugleich das Bedürfnis nach Privatheit. Die Privatsphäre ist ein

10 Siehe auch Kapitel «Von der Familienform zur Wohnform»

> Schonraum, in dem sich Entfaltungschancen für Individualität bieten, für Kultivierung von Emotion und Intimität.» (Häußermann/Siebel 2004: 58f)

Wenn Bahrdt über die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit spricht, bezieht er sich dabei auf die bürgerliche Stadt, in der sich diese Polarität entwickelt hat. Wie bereits im Kapitel «Von der Familienform zur Wohnform» erwähnt wurde, hat sich das Private erst im Zuge der Entwicklung vom Großen Haus zur bürgerlichen Familie etabliert. Indem sich Produktion- und Erwerbsarbeit ausgelagert hat und nicht-verwandte Personen aus dem Großhaushalt ausgegliedert wurden, entstand die Trennung von Wohnen und Arbeit, die in der Entfaltung von Privatheit gründet: Die Wohnung wurde zum Ort der Nicht-Arbeit, Freizeit und Familie. Die entstandene bürgerliche Privatsphäre steht der Öffentlichkeit gegenüber (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 60):

> «Die Neigung, immer mehr Verhaltensweisen, Geschehnisse, Institutionen entweder der privaten Sphäre vorzubehalten oder in die Öffentlichkeit zu verweisen, ist gleichzeitig das entscheidende Merkmal bürgerlichen Lebens.» (Häußermann/Siebel 2004: 61)

Dieser Exkurs über Intimität im Spannungsfeld der privaten und öffentlichen Sphäre ist vor allem deswegen interessant, weil diese Ambivalenz im Wohnen widergespiegelt wird: Das Wohnen wird – wie eben erläutert – der privaten Sphäre zugeordnet und gilt dadurch als Ort des Privaten, der Intimität. Gleichzeitig hat sich die Familie – historisch gesehen – als soziale Einheit des Wohnens etabliert, was dazu geführt hat, dass die sozialpsychologische Bedeutung des Wohnens als Ort der Intimität stark mit der Familie verknüpft ist. Die Schwerpunktsetzung auf die Wohngemeinschaft als untersuchte Wohnform bietet die Möglichkeit, den Aspekt des Zusammenwohnens und -lebens und das Phänomen Intimität aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

Queer Theory

Westliche Gesellschaften erleben zur Zeit ein *Queering of the social and the heterosexual* (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 141; Williams 2004: 48). Beziehungspraktiken, die bis vor kurzem vorwiegend im homosexuellen Kontext beobachtet wurden, wie bspw. Freundinnenschaft-Netzwerke als *families of choice* (vgl. Weeks et al., 2001: 9, zit. n. Pahl/Spencer 2004: 200) sind nun vermehrt auch in heterosexuellen Zusammenhängen zu finden (vgl. Roseneil 2004: 411). Roseneil

fordert daher einen veränderten Blickwinkel auf Beziehungen, um die gegenwärtige Situation in Bezug auf soziale Beziehungen zu erfassen. Diese Sichtweise stammt aus der Queer Theory und erfordert einen nicht-heteronormativen Forschungszugang.

> «A lesson of queer theory is that we should resist the tendency to trivialize, infantalize and subordinate relationships which are not clear parallels of the conventional, stable, long-term, cohabiting heterosexual couple. We should avoid a ‹life-course mindset› which focuses on generational reproduction within the heterosexual family as *the* significant, productive activity and space, at which analytical attention should be directed.» (Roseneil 2004: 411, Hervorhebung im Original)

Queer Theory entstand im Kontext einer politischen Bewegung in den USA in den 1990er Jahren und knüpft an feministische, lesbische und schwule Forschung an. Der Begriff *queer* fand ursprünglich als Schimpfwort für Homosexuelle Verwendung und bedeutet übersetzt «seltsam» oder «merkwürdig» (vgl. Voß 2004: 66). Indem sich Schwule und Lesben den Begriff *queer* aneigneten und umdeuteten, setzten sie sich gegen Beleidigung und Diskriminierung zur Wehr. *Queer* beschreibt dabei keine rein homosexuelle Bewegung, wie es oft missverstanden wird, sondern zeichnet sich gerade durch Inklusivität aus. Die Bezeichnung *queer* wird «für alle (nicht nur) von der Norm abweichende Lebensweisen» (Voß 2004: 69) verwendet und beinhaltet eine gewisse Offenheit, um differenzierte Lebensformen wahrzunehmen, ohne diese zu hierarchisieren. Queer Theory übt somit auch Kritik an feministischer, lesbischer und schwuler Forschung. Ein zentraler Kritikpunkt ist, dass die Trennung von Sex als biologisches Geschlecht und Gender als Geschlechtsidentität die Zweigeschlechtlichkeit aufrecht erhält. Diese Trennung beabsichtigt aufzuzeigen, dass Geschlechterrollen unabhängig vom biologischen Geschlecht bestehen. Das Problem dabei ist, dass diese Sichtweise auch die Zweigeschlechtlichkeit – also das Bestehen von ausschließlich zwei Geschlechtern, nämlich dem männlichen und dem weiblichen – als natürlich voraussetzt und mit biologischer Begründung legitimiert. Dies führt dazu, dass Menschen, die sich keinem der beiden Geschlechter zuordnen wollen oder können, damit ausgeschlossen werden und als nicht existent gelten. In der Queer Theory wird daher sowohl Sex als auch Gender als sozial konstruiert verstanden. Die Konsequenz: Demnach ist die Zweigeschlechtlichkeit ein soziales Konstrukt und «kein Geschlecht oder viele. So ein Leitsatz der Queertheorien» (Voß 2004: 67). Eine wichtige Autorin in diesem Zusammenhang ist Judith Butler, die ebenfalls die Trennung von Natur und Kultur in Bezug auf Geschlecht in Frage stellte. Sie prägte den Begriff der heterosexuellen Matrix, unter dem Folgendes zu verstehen ist: Sex und Gender

sind mit der sexuellen Orientierung (dem Begehren) verknüpft, d.h. auch die sexuelle Orientierung unterliegt gesellschaftlichen Normen. Heterosexualität gilt dabei als Norm und wird vom Konzept der Zweigeschlechtlichkeit beinhaltet (vgl. Hark 2004: 107). Heteronormativität – also Heterosexualität als Norm – lässt patriarchale Macht- und Unterdrückungsverhältnisse entstehen. Alles, was nicht in dieses heteronormative System fällt, wird als abweichend bewertet und ausgeschlossen. *Queeres* Verständnis und *queere* Praktiken können damit wie folgend aussehen:

> «*Queer* ist nichts, was man sein kann, man kann nur selber sein und Diskriminierungen und Herrschaften radikal thematisieren. Praxisnah und erfahrbar wird bisherige *Queer*theorie, indem Menschen Offenheit in Denk- und Lebensweise leben und bisherige gesellschaftliche Kompromisse und gesetzliche Regelungen auf Offenheit überprüfen und hinterfragen. Macht- und Herrschaftsstrukturen, Hierarchien in allen Ebenen stehen einer solchen Offenheit im Wege. Von Geburt an werden diese Herrschaftsverhältnisse in ‹neuen Menschen› reproduziert. Insofern müssen Herrschaften konsequent angegriffen werden. Gleichzeitig muss man eigene Ansätze und Herangehensweisen hinterfragen und Verkrustungen auflösen, sich also nicht als ‹Nabel der Welt› begreifen und streitbar bleiben.» (Voß 2004: 71, Hervorhebung im Original)

Für die Familiensoziologie bedeutet ein *queerer* Forschungsansatz, die von der Queer Theory geforderte Offenheit und Toleranz im Sinne einer veränderten Sichtweise umzusetzen. Damit fokussiert Forschung nicht mehr auf eine Norm und ihre Abweichungen, sondern eine Vielfalt an Geschlechtern, Sexualitäten, Identitäten, Beziehungen und Lebensweisen – ohne hierarchisierende Bewertung – stehen im Zentrum von Studien. Dazu gehören auch die Versuche einiger Soziolog*innen, die Beobachtung der Veränderungen in Bezug auf soziale Beziehungen zu berücksichtigen und in aktuelle Studien einzubeziehen. Die soziologische Erforschung von bspw. Scheidung, Regenbogenfamilien oder Nicht-ehelichem Zusammenwohnen von Paaren liefert einen wichtigen Beitrag dazu, unterschiedliche Lebensformen und -weisen aufzuzeigen. Auch das Konzept Familie wird zunehmend hinterfragt (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135). David Morgan empfiehlt dazu, das englische *family* nicht als Subjektiv, sondern als Adjektiv zu verwenden und *family practices* zu erforschen, um das Phänomen Familie besser erfassen und konkretisieren zu können (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135; Morgan 2011: 2). Eine weitere Möglichkeit aufzuzeigen, dass es vielfältige Formen von Familie gibt, ist die Verwendung des Plurals des Begriffs Familie, also Familien (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135). Und auch die weiter oben genannte Bezeichnung *families of choice,* die aus dem homosexuellen Kontext stammt und Beziehungsnetzwer-

ke, bestehend aus Freund*innen, Ex-Partner*innen und Partner*innen meint, liefert einen Beitrag zur Öffnung und Aufweichung des Familienkonzepts (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135). Dennoch kritisieren Budgeon und Roseneil die zeitgenössische Familiensoziologie und Genderforschung mit der Begründung, dass der Familienbegriff zwar erweitert und das Forschungsinteresse auch auf lesbische und schwule Familien gerichtet wurde, aber Menschen und Lebensformen jenseits der Familie nach wie vor in der Forschung nicht berücksichtigt bzw. als Abweichung von einer Norm stigmatisiert werden. Heteronormativität bleibt weiterhin bestehen und bestimmt den Blick der Forscher*innen auch in aktuellen Studien (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 136).

> «In other words, sociologists in these fields continue to produce analyses which are overwhelmingly focused on monogamous, dyadic, co-residential (and primarily hetero) sexual relationships, particularly those which have produced children, and on changes within these relationships.» (Roseneil/Budgeon 2004: 2)

Da die Intimacy and Care-Forschung in der Familiensoziologie und den Gender Studies verortet ist, die beide einer heteronormativen Sichtweise unterliegen, ist es in diesem Zusammenhang erforderlich – ganz im Sinne der Queer Theory –, das heterosexuelle Paar und die Familie aus dem Zentrum des Forschungsinteresses zu rücken und vermehrt *non-standard intimacies* (vgl. Berlant/Warner 2000 zit. n. Roseneil/Budgeon 2004: 137) zu erforschen, ohne dabei von einer Norm auszugehen oder hierarchische Überlegungen anzustellen. Es geht um die Inklusion aller Beziehungen und Lebensweisen in soziologische Studien, mit dem Fokus auf Intimacy and Care, um zu verstehen: Wie organisieren Menschen Anfang des 21. Jahrhunderts ihr persönliches Leben und ihre sozialen Beziehungen? Wie und woher (von wem) bekommen sie Liebe, Zuneigung, Unterstützung, Fürsorge (vgl. Roseneil/Budgeon 2004: 135)? *The queering of the social and the heterosexual* bedeutet, dass Intimität und Fürsorge auch außerhalb des Familiensettings und der heterosexuellen Paarbeziehung stattfinden.

> «[…] meanings of family undergo radical challenge, and more and more kinship groups have to come to terms with the diverse sexual practices and living arrangements chosen by their own family members. At the start of the 21st century there can be few families which do not include at least some members who diverge from traditional, normative heterorelational practice, whether as divorcees, unmarried mothers and fathers, lesbians, gay men or bisexuals. At the level of individual experience, as heterorelations are decentred, friendship networks become more important in people's everyday lives, and the degree of significance and emotional investment placed in romantic coupling comes to be re-evaluate.» (Roseneil/Budgeon 2004: 141)

Vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Intimität, die nicht innerhalb der Familie oder Paarbeziehungen stattfindet. Dabei geht es uns nicht nur vorrangig darum, aufzuzeigen, mit wem Intimität gelebt wird – also um eine Kategorisierung und Hierarchisierung von Beziehungsformen – sondern darum, herauszufinden, wie Intimität von jungen berufstätigen WG-Bewohner*innen erlebt und gelebt wird. Der Intimitäts-Begriff wird dazu – angelehnt an Jamieson – analytisch verwendet, um den Fokus auf die Art und Weise, wie Beziehungen funktionieren, zu legen[11] (vgl. Philip 2013: 3).

Doing Intimacy – Praktiken der Intimität

Der Doing-Ansatz hat seine Ursprünge in der Ethnomethodologie und in der interaktionstheoretischen Soziologie. Dabei geht es um folgende Frage: Welcher Methoden bedienen sich Gesellschaftsmitglieder in ihren täglichen Aktivitäten, um sozial aufeinander bezogen handeln und interagieren zu können? Um mit der Fülle und Komplexität des Alltags umzugehen, wird in Gesellschaften alles auf ein Muster der Normalität reduziert. Was nicht in dieses Muster hinein passt, gilt als Abweichung, als Abnormalität. Kategorisierung und Normalisierung passieren, um Klarheit herzustellen und das Leben zu vereinfachen. Dazu gehört auch, dass Personen den Kategorien Mann oder Frau zugeordnet werden, auch wenn das Geschlecht in der gegebenen Situation keine Rolle spielt oder es sich nur um eine kurze Begegnung handelt (vgl. Gildemeister 2004: 136). «Die soziale Wirklichkeit ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden» (Gildemeister 2004: 136). Das Gegenüber nach der Geschlechtszugehörigkeit zu fragen ist tabu. Daher muss Geschlecht fortwährend gemäß gesellschaftlichen Normen dargestellt werden, um es unmissverständlich erkennbar und Personen kategorisierbar zu machen. Geschlecht wird von allen Beteiligten in Handlungen und Interaktionen konstruiert. Wichtige Beiträge zur Konstruktion von Geschlecht und der Entwicklung des Doing Gender-Ansatzes lieferten Transsexuellenstudien von Susan Kessler und Wendy McKenna sowie Harold Garfinkel. In Studien zur Transsexualität wird die soziale Herstellung von Geschlecht sichtbar, da transsexuelle Personen das Geschlecht wechseln und im Zuge dessen Geschlechtszugehörigkeit erst her-

11 Siehe auch Kapitel «Zum analytischen Potenzial von Intimität»

stellen und Geschlecht darstellen müssen (vgl. Gildemeister 2004: 134). Sich als Frau oder Mann darzustellen, ist eine soziale Kompetenz, die der Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit dient. «Am Beispiel von Transsexuellen werden uns jene sozialen Praktiken vorgeführt, die alltäglich so in Routine übergegangen sind, dass wir sie i. d. R. nicht mehr bemerken. Die Binarität/Zweipoligkeit der Geschlechtsklassifikation stellt eines der grundlegenden Typisierungsmuster dar, in denen die soziale Welt sich ordnet. Sozial kompetente Akteure handeln auf dieser Grundlage und realisieren sie als ‹wirklich› – geschieht das nicht, setzen gesellschaftlich und historisch spezifische Reaktionen bis hin zu Ausgrenzungsprozessen ein» (Gildemeister 2004: 134).

Der Begriff Doing Gender wurde 1987 von Candace West und Don H. Zimmerman geprägt und gründet auf folgende Basisannahmen:

- Geschlechterunterscheidungen und ihre ‹Naturhaftigkeit› werden in Interaktionen hergestellt
- Geschlecht ist keine Eigenschaft (sondern Vollzugswirklichkeit)

Damit verwirft die sozialkonstruktivistische Perspektive Doing Gender die «alltagsweltliche Überzeugung einer biologisch begründeten Natur der Zweigeschlechtlichkeit» (Gildemeister 2004: 134) und betont, «daß es keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht» (Hagemann-White 1988: 230, zit. n. Wetterer 2004: 122). Weiters kehrt Doing Gender die Perspektive des Sex-Gender-Modells um, indem nicht zwischen einem biologischen Geschlecht (Sex) und einem sozialen Geschlecht (Gender), das durch soziales Handeln aus dem biologischen Geschlecht entsteht, unterschieden wird. Statt dessen wird betont, dass Geschlecht etwas ist, das getan wird. Geschlecht ist nichts, was ein Mensch hat, sondern Geschlecht entsteht in der permanenten Interaktion. Auch Sex (also das körperliche Geschlecht) wird nicht als etwas Natürlich-biologisches verstanden, denn auch die Körpermerkmale, die Männer zu Männern und Frauen zu Frauen werden lassen, sind sozial ausgehandelt und unterliegen kulturellen Normen. Die Verortung des Geschlechts in der Natur verdeckt dieser Annahme nach nur die soziale Konstruiertheit von Geschlecht und ist Ausgangsbasis und Rechtfertigungsgrund für die Zweiteilung der Gesellschaft, inklusive der daraus abgeleiteten Macht- und Herrschaftsstrukturen (vgl. Gildemeister 2004: 132). «Nicht ‹der Unterschied› konstituiert die Bedeutung, sondern die Bedeutung die Differenz»

(Gildemeister 2004: 132). Kritisiert wird der Doing Gender-Ansatz unter anderem dafür, dass Geschlecht zwar als etwas Konstruiertes erkannt, die Kategorie Frau/Mann aber aufrecht erhalten und die Zweigeschlechtlichkeit reproduziert wird.[12]

Doing Family

Der Doing Family-Ansatz beschreibt einen «Perspektivenwechsel von Familie als ‹Form› zu Familie als ‹Praxis›» (Jurczyk 2014: 51) und ist als Erweiterung des Doing Gender zu verstehen. Im Doing Family-Ansatz wird davon ausgegangen, dass Familie nicht nur einfach so passiert und etwas natürlich Gegebenes ist, sondern dass es sich bei Familie um bewusste und unbewusste Handlungen von Akteur*innen handelt, die somit Familie konstruieren (vgl. Jurczyk 2014: 61). Doing Family beschäftigt sich mit folgenden Fragen: «Wie können Familien angesichts des dynamischen Wandels Verlässlichkeit gewährleisten, Sorgearbeit erbringen und einen funktionierenden Alltag herstellen?» (Jurczyk/Lange/Thiessen 2014: 13). «Wie schaffen Familien es praktisch, unter heutigen Bedingungen überhaupt Gemeinsamkeit als Beziehungssystem herzustellen, Care zu erbringen und nicht in lauter individuelle Leben zu zerfallen? Auf welche Praxen wird hierzu zurückgegriffen, welche Ressourcen und Kompetenzen spielen eine Rolle und was tun die beteiligten Personen ganz konkret?» (Jurczyk 2014: 51). Doing Family bedeutet, dass Familie bzw. Familienbeziehungen aktiv gestaltet und ausgehandelt wird bzw. werden – und das in einem gesellschaftlichen Kontext. Den Blick auf besondere Lebensereignisse und Übergänge (wie Scheidung, Geburt eines Kindes, Pflege von älteren Generationen) sowie besondere Familienkonstellationen (wie Alleinerzieher*innen-Familien, Adoptivfamilien) zu richten, erweist sich als besonders ertragreich, um Erkenntnisse zur Herstellung von Familie zu erhalten (vgl. Jurczyk/Lange/Thiessen 2014: 24).

Grundformen der Herstellung von Familie (vgl. Jurczyk 2014: 61)

- **Balancemanagement**

Beim Balancemanagement geht es um die praktische Lebbarkeit und das Funktionieren des Familienalltags, die durch vielzählige logistische und organisatorische Aktionen gewährleistet werden sollen. Termine der Familienmitglieder müssen koordiniert und so auf einander abgestimmt werden, dass sowohl individuelle als auch gemeinsame Zeit möglich ist. Das Balancemanagement unterliegt den

12 Siehe weiters Kapitel «Queer Theory»

Rahmenbedingungen (bspw. Arbeits- und Schulzeiten) genauso wie den verschiedenen Interessen und Bedürfnissen der einzelnen Personen.

- **Konstruktion von Gemeinsamkeit**

Gemeinsame Aktivitäten, Aufeinander-Bezugnahme, Interaktionen im Alltag sowie im biografischen Kontext begünstigen das Ausbilden einer Familienidentität und eines Zusammengehörigkeitsgefühls. Dabei wird zwischen zwei Formen von Doing Family im Sinne einer identitätsorientierten Konstruktion von Familie unterschieden (vgl. Jurczyk 2014: 61). Einerseits handelt es sich um Handlungen, die soziale Bindungen entstehen lassen. Inklusions- und Exklusionsmechanismen werden dabei wirksam und verdeutlichen, ob Personen zu einer Familie gehören oder nicht. Andererseits kommt es durch das gemeinsame Tun zu einer «Konstruktion von Intimität durch die Herstellung eines Wir-Gefühls (*we-ness*), (vgl. Galvin 2006)» (Jurczyk 2014: 62).

- **Displaying Family**

Display ist als Aktivität, die Familien charakterisiert, zu verstehen. Familie gilt nicht als Struktur, sondern wird als Set von Aktivitäten gesehen, die eine gewisse Bedeutung haben, weil sie mit Familie assoziiert werden. Morgan bezeichnet Familie daher als eine Facette des sozialen Lebens und nicht als soziale Institution (vgl. Morgan 1996: 186, zit. n. Finch 2007: 66). Familie muss somit im Sinne von Doing Family nicht nur hergestellt, sondern auch nach außen hin dargestellt werden. Displaying ist der Prozess, in dem Individuen einander vermitteln, dass gewisse Handlungen Familie konstituieren und deswegen diese Beziehungen als familiale Beziehungen gelten. Diese Handlungen müssen von anderen in ihrem Sinn verstanden werden, damit sie als Familienhandlungen effektiv wirken und das Displaying Family funktioniert. Finch definiert Displaying Family wie folgend:

> «the process by which individuals, and groups of individuals, convey to each other and to relevant others that certain of their actions do constitute ‹doing family things› and thereby confirm that these relationships are ‹family› relationships.» (Finch 2007: 73)

Diese Definition setzt soziale Interaktion in den Mittelpunkt, vor allem jene Prozesse, in denen soziale Bedeutungen vermittelt werden. Diese sind der Schlüssel, um zu verstehen, wie Displaying in der Praxis funktioniert. Es ist also nicht nur die Interaktion wichtig, sondern auch, dass andere diese Form der Beziehung annehmen und akzeptieren (vgl. Finch 2007: 73). Displaying ist eine wichtige Form

der Herstellung von Familie, weil erstens Familie nicht mit Haushalt gleichzusetzen ist. Das wird bspw. bei geschiedenen Eltern, die nicht in einem gemeinsamen Haushalt leben und gemeinsam ihre Kinder erziehen, deutlich. Aber auch unterschiedliche Wohn- und Beziehungsarten führen dazu, dass Beziehungen über den eigenen Haushalt hinausreichen.

> «studies confirm that the household in which an individual currently lives is no longer necessarily synonymous with ‹my family›. For many people, their close relationships extend to other households formed through dissolved marriages, through cohabitation past and present, to step relationships both inside and outside their own household, to broader kin relationships, and to same sex partnerships and to friendships.» (Finch 2007: 68)

Familie muss daher nicht nur hergestellt, sondern auch für außenstehende Personen sichtbar gemacht werden. Zweitens verändern sich Familien im Laufe der Zeit. Kinder ziehen aus, Paare trennen sich, neue Paarbeziehungen entstehen – das wirft für die Individuen die Frage auf: Welche meiner Beziehungen hat die Eigenschaften einer Familienbeziehung (vgl. Finch 2007: 69)? Dabei geht es nicht darum, Familienmitglieder aufzuzählen, sondern es geht darum, (nach außen) darzustellen, welche Beziehungen auf familiäre Art und Weise gelebt werden und dass sie als Familie funktionieren. Drittens spielt auch der Zusammenhang zwischen persönlichen und familialen Identitäten eine Rolle für das Displaying Family. Als Beispiel führt Finch die Studien zu gleichgeschlechtlichen Intimitäten und das im Zuge dessen entwickelten Konzepts der *families of choice* an. Die Beziehungen innerhalb selbst gewählter (oftmals nicht aus Verwandtschaft bestehender) Familien erhalten erst Legitimierung, indem die Individuen auf existierende, positive Familienbilder zurückgreifen, ihre Praktiken darauf abstimmen und die Beziehungen damit darstellen (vgl. Weeks et al., 2001: 11, zit. n. Finch 2007: 71). Finch plädiert dafür, dass das Konzept Displaying Family den Fokus nicht nur auf vermeintlich nicht-konventionelle Familienformen legen soll, da der zentrale Punkt des Konzeptes darin liegt, dass alle sozialen Beziehungen Displaying erfordern, damit sie als familiale Beziehungen gehalten werden und als Familien gelten. Dies noch einmal mehr vor dem Hintergrund, dass es auch in heterosexuellen Beziehungen zu verschwimmenden Grenzen zwischen Verwandtschaft und Freund*innenschaft kommt (vgl. Williams 2004: 47ff, zit. n. Finch 2007: 71) und Familien heutzutage durch den qualitativen Charakter ihrer Beziehungen und nicht mehr (nur) durch Zugehörigkeit definiert werden (vgl. Finch 2007: 71). Jurczyk betont daher, dass es durchaus Sinn macht und wünschenswert ist, den Ansatz Doing Family auf weitere Akteur*innen anzuwenden, die für das

Familienleben wichtig sind. Neben der Kernfamilie sind das bspw. Großeltern, Verwandte und Freund*innennetzwerke (vlg. Jurczyk 2014: 313).

> «So verstanden, meint Familie als Herstellungsleistung hier die Herstellung fürsorglicher persönlicher Beziehungen, die sich weder auf verheiratete Eltern und ihre Kinder noch auf das Zusammenleben in einem Haushalt beschränken.» (Jurczyk 2014: 66)

Familie wird im Sinne von Doing Family als Herstellungsleistung verstanden, in der bestimmte Praktiken wie Rituale und Routinen das Alltagshandeln absichern (vgl. Jurczyk 2014: 63). Zwei Konzepte haben dabei die Entwicklung dieses Forschungsansatzes geprägt: praxeologische Konzepte und das Lebensführungskonzept (vgl. Jurczyk 2014: 57).

Praxeologische Konzepte

Praxeologische Forschungsansätze und Theorien sind in der Mikroebene angesiedelt, ähnlich den Handlungstheorien, in denen sich Akteur*innen in ihrem Handeln aufeinander beziehen (vgl. Keddi 2014: 98). Den so genannten *Practice Turn*, also das veränderte Verständnis des Sozialen, macht folgende Wechselwirkung aus: Soziale Strukturen werden durch das Handeln der Akteur*innen, also durch Praktiken erzeugt; gleichzeitig entstehen die Praktiken aus den sozialen Strukturen heraus (vgl. Jurczyk 2014: 57). Zwei zentrale Grundannahmen sind nach praxistheoretischer Sicht für das Verständnis des Sozialen entscheidend: zum einen die «Materialität des Sozialen/Kulturellen» bzw. die «Materialität der Praktiken», zum anderen die «implizite, informelle Logik» (Reckwitz 2003: 290) des sozialen Lebens. Materialität bedeutet, dass die Praktik als der kleinste Teil des Sozialen, zwei materielle Elemente beinhaltet: den Körper und Gegenstände (vgl. Reckwitz 2003: 290). Körperlichkeit der Praktiken heißt, dass eine Praktik «aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers» (Reckwitz 2003: 290) besteht. Zwei Aspekte sind dabei entscheidend: die Inkorporiertheit (praktisches Wissen, *know how*) und die Performativität (die Ausführung der Praktik muss als *skillful performance* verstanden werden). Materialität der Dinge bedeutet, dass Artefakte Teile sozialer Praktiken sind und der sinngemäße Gebrauch von Artefakten eine Praktik (oder Teile davon) darstellt. Dafür benötigen die Akteur*innen ein praktischen Wissen, ein *know how* (vgl. Reckwitz 2003: 291).

> «Wenn eine Praktik einen Nexus von wissensabhängigen Verhaltensroutinen darstellt, dann setzen diese nicht nur als ‹Träger› entsprechende ‹menschliche› Akteure mit einem spezifischen, in ihren Körpern mobilisierbaren praktischen Wissen voraus,

> sondern regelmäßig auch ganz bestimmte Artefakte, die vorhanden sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.» (Reckwitz 2003: 291)

Soziale Praktiken sind nicht zwingend mit Interaktion oder Kommunikation verknüpft. Ein kollektiv inkorporiertes praktisches Wissen (vgl. Reckwitz 2003: 292) lässt aus Handlungen soziale Praktiken werden, die von Wiederholung und Routinisierung gekennzeichnet sind. Das inkorporierte Wissen besteht aus mehreren Elementen:

- einem interpretativen Verstehen, d.h. den Praktiken, aber auch den Artefakten Bedeutung zuzuschreiben,
- einem methodischen Wissen darüber, wie die Praktik praktiziert wird und
- einem gewissen Sinn, den Akteur*innen in den Praktiken erkennen.

Praktiken und das damit in Zusammenhang stehende inkorporierte Wissen sind nicht universal gültig, sondern es wird viel mehr ein spezifisches historisches und regionales Wissen, so genannte Kulturelle Codes, in den Praktiken wirksam (vgl. Reckwitz 2003: 292). Routinisiertheit und Unberechenbarkeit sind zwei Aspekte von Praktiken, die nicht als Gegensätze verstanden werden, sondern beide in der Logik der Praxis enthalten sind. Routinisiertheit bezeichnet dabei die Geschlossenheit von Praktiken in ihrer Wiederholung. Unberechenbarkeit weist auf die Offenheit von Praktiken in Bezug auf Misslingen, Erneuerungen usw. hin (vgl. Reckwitz 2003: 294).

Jurczyk unterscheidet zwei Praktiken und spricht dabei von Handlungsmodi, bei denen die Frage des Wie entscheidend ist (vgl. Jurczyk 2014: 62). Zum Tun gehören Routinen, alltägliche, vor- und unbewusste Praktiken. Sie sichern das Funktionieren des Alltags (vgl. Jurczyk 2014: 57). Mit dem Begriff Handeln sind intentionale, sinnhafte, bewusste und reflexive Handlungen gemeint. Diese gezielt gesetzten Praktiken kommen aufgrund der heutigen Lebensbedingungen immer häufiger vor, da die Herstellung von Familie aktiv betrieben und dazu Handlungen bewusst gesetzt werden müssen (vgl. Jurczyk 2014: 63). Grundsätzlich wird in diesem Sinn zwischen zwei Typen von Praktiken unterschieden – den Routinen und den Ritualen (vgl. Keddi 2014: 98). Die Übergänge sind dabei fließend, und Praktiken können beide Aspekte – also Routinen und Rituale – enthalten (vgl. Keddi 2014: 99).

Routinen sichern das Funktionieren des Alltags. Zu ihnen zählen Alltagsaktivitäten «Sie beinhalten alles, was gewohnheitsmäßig getan wird oder durch Wiederholung zur Gewohnheit geworden ist.» (Giddens 1988: 431 zit. n. Keddi 2014:

98) **Rituale** sind Handlungen, die ursprünglich mit dem Glauben an magische/mystische Kräfte, Zauber und Religiosität verbunden waren bzw. sind. Sie sind normiert, stereotypisiert, wirken gruppenbildend und sichern Zusammengehörigkeit symbolisch ab (vgl. Keddi 2014: 98). Zum Teil wird Ritualen, die in den Alltag von Gruppengeschehen wie bspw. dem Familienalltag eingebunden sind, eine identitätsstiftende Wirkung zugeschrieben, da sie bei den beteiligten Personen ein Zugehörigkeitsgefühl erzeugen (vgl. Viere 2001: 287). Autor*innen wie Viere nennen vier Typen von Ritualen: Familienfeiern, Familientraditionen, familienzyklische Rituale und alltägliche Lebensereignisse, die ritualisiert wurden (vgl. Viere 2001: 286). Dabei werden Traditionen und traditionelles Handeln immer seltener, wohingegen von den Akteur*innen eigene neue Traditionen erfunden werden, die sich als Rituale etablieren. Ein für die vorliegende Arbeit relevantes Phänomen ist die hergestellte Beiläufigkeit, die darauf beruht, dass emotionale und körpergebundene Erfahrungen schwer planbar sind und deshalb oft nebenbei im so genannten vermischten Tun passieren, wenn sich bspw. während des Kochens eine Situation ergibt, die das Besprechen von Problemen, Rat und Trost ermöglicht (vgl. Jurczyk 2014: 64). Diese «hergestellte Beiläufigkeit» wird mittlerweile öfter bewusst initiiert, da der zunehmend komplexere Alltag von Familien immer seltener solche Situationen zufällig entstehen lässt (vgl. Jurczyk 2014: 64).

Lebensführungskonzept

Im Konzept der Alltäglichen Lebensführung geht es darum, das eigene Leben selbst zu führen, d.h. es selbstbestimmt zu leben. Dies ist eine Erscheinung modernisierter Gesellschaften, die durch immer weniger Einschränkungen (auf ökonomischer und sozialer Ebene bspw. dadurch, dass soziale Normen an Wirkung verlieren) und mehr (Wahl-)Möglichkeiten gekennzeichnet sind, auch wenn diese nicht für alle gleich gültig sind und sich Ungleichheiten bspw. zwischen Frauen und Männern herausgebildet haben (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 35ff). Alltägliche Lebensführung ist als Handlungssystem zu verstehen, das zwischen gesellschaftlichen Strukturen, d.h. den Rahmenbedingungen und den Subjekten, vermittelt. Dieses System besteht aus vielen verschiedenen Aspekten wie bspw. Anforderungen von außen, verfügbaren Ressourcen sowie individuellen Wünschen und Bedürfnissen, die auf unterschiedlicher Art und Weise nach einer gewissen Eigenlogik in der Lebensführung wirksam werden (vgl. Dunkel 1993: 163f). Moderne Lebensführung zeichnet sich durch folgende Kriterien aus: «Selbstreflexivität und Rationalität sowie das Vorhandensein von Optionen einschließlich der Kompe-

tenz, mit diesen auch zum eigenen Vorteil umzugehen» (Jurczyk/Rerrich 1993: 39). Moderne Lebensführung bedeutet nicht zwingend eine Abwesenheit von Tradition, viel mehr kann die Lebensführung in den verschiedenen Bereichen unterschiedlich modern oder traditional sein, wobei die Hauptkennzeichen von traditionaler Lebensführung Nicht-Hinterfragtheit und Bewährtheit sind (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 39). Jurczyk und Rerrich nennen eine klassisch-moderne Lebensführung, die sie «als Antwort auf die gesellschaftlichen Bedingungen des sich durchsetzenden Kapitalismus verstehen» (Jurczyk/Rerrich 1993: 40). Als weiteren Typus bezeichnen sie eine situativ-reflexive Lebensführung als eine postmoderne Lebensführung, die von Offenheit und Kontingenz geprägt ist und wie folgt beschrieben werden kann:

> «Das Individuum ist damit zwar nach wie vor unausweichlich gesellschaftlichen Zwängen ausgesetzt, die verarbeitet werden müssen, es ist aber in seiner Entscheidungsfindung und Handlungsorientierung weitgehend auf sich selbst gestellt. Gesellschaftliche Institutionen und festgelegte Normen sind dabei nicht mehr die entscheidende Kontrollinstanz; das Individuum ist auf sich selbst gestellt, was – wie die Offenheit – in hohem Maß dem als vorrangig erachteten Ziel der Selbstverwirklichung entspricht.» (Jurczyk/Rerrich 1993: 41)

Da die Rahmenbedingungen in diesem Sinn offen gehalten werden, um einen möglichst großen Handlungsspielraum zu gewährleisten, sind von Individuen spezielle soziale Kompetenzen gefragt, damit sie situativ entscheiden und handeln können (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993: 42).

Wird nun das Konzept der Lebensführung auf den Familienalltag angewendet, so bedeutet das Folgendes: Auch im Konzept der familialen Lebensführung geht es darum, dass Familie etwas ist, was getan wird. Organisation, Gestaltung und Deutung des Alltags werden als aktive Leistung von Familienmitgliedern gesehen, in der familiale Praktiken wie Routinen und Rituale genau so bedeutend wie gemeinsam verbrachte Zeit, in der nichts unternommen wird, sind (vgl. Keddi 2014: 96).

> «Familiale Lebensführung bezieht sich auf die Gesamtheit der Praktiken und Gestaltungsleistungen, mit denen Familienmitglieder Familie organisieren, deuten und entwerfen sowie Gemeinsamkeit und Lebensqualität herstellen.» (Keddi 2014: 95)

Jurczyk unterscheidet dabei zwischen drei Aspekten der familialen Lebensführung:

- den Handlungsmustern, die das praktische Tun und die Handlungsfelder beschreiben,

– den Lebenslagen und Ressourcen, zu denen vorhandene aber auch genutze ökonomische, soziale, kulturelle, personelle und körperbezogene Ressourcen zählen, durch die die jeweilige Lebenslage bestimmt wird und
– den Deutungen und Werten, also Interessen, Orientierungen als eine Art Philosophie der Lebensführung, die für Lebensplanung und Ziele verantwortlich ist, aber auch rückblickend bspw. rechtfertigend in der Lebensführung Anwendung findet (vgl. Jurzcyk 2014: 58ff).

Aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen (Zugang zu Ressourcen, Lebenslagen), verschiedenartigen Deutungen und Werten der Individuen sowie unterschiedlich ausgeprägter Kompetenzen, damit umzugehen, entsteht eine Vielzahl an Handlungsmustern, die wiederum eine Vielfalt an familialen Lebensführungen hervorbringen (vgl. Keddi 2014: 101).

> «Familiale Lebensführung ist also vorstellbar als Verschränkung von Handlungen und Handlungsmustern, als Vollzug gemeinsamer Aktivitäten, als Abstimmung und Aushandlung von individuellen und gemeinsamen Aktivitäten und Interessen, Verteilung von Ressourcen sowie von Macht- und Entscheidungsbefugnissen, die zwischen den familialen Akteuren ausbalanciert werden müssen oder die gegebenenfalls auch hierarchisch verfügt werden und nicht zuletzt als (Nicht-)Übereinstimmung von Deutungsmustern u.a.m. (vgl. Keddi in diesem Buch)» (Jurczyk 2014: 59f)

Auch wenn das Konzept der familialen Lebensführung noch einige Fragen wie bspw. die Frage nach einer gemeinsamen inneren Logik oder danach, wer die Akteur*innen in der familialen Lebensführung sind, offen lässt, so eignet sich dieses Konzept dennoch, um Familie als Herstellungsleistung zu erforschen (vgl. Jurczyk 2014: 60).

Family Practices

Ein weiterer Forschungszugang, der an dieser Stelle Erwähnung finden soll, ist der Family Practice-Ansatz. Der Begriff Family Practices wurde schon von anderen Autor*innen verwendet; in die Familiensoziologie eingeführt wurde dieser Begriff 1996 von David H. G. Morgan. Sein Ziel war es, den Familienbegriff zu öffnen, um nicht mehr nur «die Familie» im Sinne der traditionellen Kernfamilie zu erforschen. Der Family Practice-Ansatz fand seither in englischsprachiger (vorwiegend britischer) Familiensoziologie Anwendung und schließt an praxeologische Konzepte und den Doing Family-Ansatz an. Es geht auch hier um den Fokus auf soziales Handeln und alltägliche Praktiken (vgl. Morgan 2011: 1f).

> «What follows from this is the idea that in carrying out these everyday practica-

> lities, social actors are reproducing the sets of relationships (structures, collectivities) within which these activities are carried out and from which they derive their meaning. Friendship, for example, is more than an indication that such a person is a friend but much more a matter of activities and thoughts which reproduce that particular friendship and, to some extent, the very idea of and expectations associated with friendship. There is, therefore, an inevitable circularity between these practices and the sets of other individuals and relationships within which these practices have meaning.» (Morgan 2011: 2)

Morgan steht dem von ihm entworfenen Begriff Family Practices mittlerweile kritisch gegenüber. Ist von Family Practices die Rede, dann wird davon ausgegangen, dass es sich bei den Personen, die diese Praktiken vollziehen, um Familienmitglieder handelt. Ähnliche Praktiken können aber, so Morgan, bspw. auch in Freund*innenschaften gefunden werden. Die Spezifizierung der Praktiken auf Family Practices, also familiale Praktiken, kann durchaus als problematisch gesehen werden. Morgan bezieht sich bei seiner Argumentation auf Roseneil, die den Begriff Family Practices aufgrund der Verwendung von *family* als auf die Forschung einschränkende Methode, die heteronormative Vorstellungen reproduziert, bezeichnet (vgl. Morgan 2011: 3). Morgan plädiert zwar für die Beibehaltung einer Familiensoziologie mit dem Forschungsgegenstand Familie und begründet das damit, dass eine familiensoziologische Perspektive dafür geeignet ist, Generationenbeziehungen und Verwandtschaftsbeziehungen zu erforschen. Ebenso argumentiert er mit der diskurstheoretischen Relevanz von Familie. Familie ist demnach weiterhin im Alltag und in alltäglicher Konversation wichtig (vgl. Morgan 2011: 7). Dennoch bringt Morgan in seinem 2011 erschienenen Artikel, in dem er den Family Practices-Ansatz überdenkt, mehrere Beispiele für Forschungsansätze, die die traditionelle Familie dezentrieren und über konventionelle Forschungsmodelle hinausreichen. Einer dieser Zugänge, um soziale Beziehungen jenseits der traditionellen Familie zu untersuchen, ist angelehnt an Jamiesons Ausführungen zu Intimität.

> «One example of an approach which goes beyond the ‹nuclear family› model is one which places the emphasis on intimate relations. Lynn Jamieson, in her detailed overview of the topic, begins with what she calls ‹disclosing intimacy›, ‹an intimacy of the self rather than an intimacy of the body› (Jamieson, 1998:1). But she makes it clear that this is not the only way in which intimacy may be understood: Close association and privileged knowledge may be aspects of intimacy but perhaps are not sufficient conditions to ensure intimacy as it is more generally understood (Jamieson, 1998: 8). Thus ‹loving, caring and sharing› may also be seen as dimensions of intimacy (Jamieson, 1998: 8).» (Morgan 2011: 3)

Morgan findet es eine Überlegung wert, statt Family Practices von Intimate Practices zu sprechen, also von Praktiken der Intimität (vgl. Morgan 2011: 3). Dieser Forschungsansatz könnte sowohl in familiensoziologischen Studien als auch über die Familie hinaus zur Untersuchung weiterer sozialer Beziehungen, wie bspw. Freund*innenschaft, Anwendung finden. Der Vorteil des Konzepts Intimate Practices liegt unseres Erachtens nach in der Offenheit gegenüber unterschiedlicher Beziehungsformen und der Möglichkeit, dadurch intime Praktiken und Beziehungen ohne vorgefertigte Kategorien zu erforschen.

Wir weiten daher mit unserer Forschung den Doing-Ansatz von Familie auf andere Beziehungsformen aus und wenden ihn im Sinne von Doing Intimacy für soziale Beziehungen an. Soziale Beziehungen als Herstellungsleistung sollen damit im Fokus stehen, denn es geht uns darum, den Alltag von WG-Bewohner*innen, ihre sozialen Beziehungen und die damit verbundenen Praktiken zu erfassen. Sollte es in der Familienforschung um die Aspekte des Familienlebens gehen, welche «die Familienmitglieder selbst wichtig finden und tagtäglich erleben: Dies sind vor allem Dimensionen von Raum und Zeit sowie auch von Körperlichkeit und Emotion» (Jurczyk et al. 2014: 17), so geht es im Zuge unserer Forschung um das Erleben und Gestalten von sozialen Beziehungen seitens WG-Bewohner*innen. Subjektive Empfindungen und Praktiken der Intimität stehen damit für uns im Zentrum.

Forschungsstand

Oben genannte Theoretiker*innen des sozialen Wandels wie Beck, Beck-Gernsheim und Giddens argumentieren, dass die gegenwärtige Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozesse zu einer (teilweisen) Herauslösung des Individuums aus vorgegebenen Gruppen führt, traditionelle und institutionelle Normen an Verbindlichkeit verlieren und Individuen nicht nur Freiheit sondern auch Zwang erfahren, reflektierte Entscheidungen in allen Bereichen ihres Lebens zu treffen. Dies ist mit Veränderungen in persönlichen Beziehungen verbunden, die mit zunehmender Modernisierung durch Unabhängigkeit und Egalität gekennzeichnet sind und auf freier Wahl basieren (vgl. Beck 1986, Beck/Beck-Gernsheim 1994, Giddens 1992, Simpson 2006: 1). Daraus entstehen unterschiedliche Arten zu Leben und eine Vielfalt an Beziehungsformen, die parallel oder seriell gelebt werden. Mehrere Sexualpartner*innen zu haben, bevor eine Langzeitbeziehung eingegangen wird, Zusammenleben als Paar vor der oder ohne Heirat und Single-Phasen, in denen alleine oder in einer WG gewohnt wird, zählen genauso zu den Möglichkeiten, aus denen gewählt wird, wie enge Beziehungen zu Freund*innen zu pflegen und lesbische/schwule Partner*innenschaften sichtbar zu leben (vgl. Heath/Cleaver 2003: 2). Die aktuellen sozialwissenschaftlichen Diskurse zu diesem sozialen Wandel sind dabei von zwei Interpretationen dieser Trends geprägt.

Eine moralistisch-pessimistische Deutung prophezeit, dass die gegenwärtigen demographischen Veränderungen, wie bspw. die Zunahme an Scheidungen, die Abnahme von verheirateten Paaren, die Zunahme an Geburten außerhalb der Ehe und an Alleinerzieher*innen, in der Gesellschaft einen moralischen Verfall und den Verlust von Familienwerten wie Verpflichtung, Verantwortung und Treue bewirken (vgl. Williams 2004: 19). Individuen werden dieser Auffassung nach als zunehmend egoistisch, hedonistisch, Verpflichtungen ablehnend und soziale Bindungen meidend verstanden (vgl. Heath/Cleaver 2003: 3). «Individual choice and pleasure have become the rationale for the pursuit of private relationships. All this is bad news for love, care and commitment» (Williams 2004: 20).

In einer optimistischen Sichtweise wird im Sozialen Wandel die Chance für Egalität in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen gesehen, die im Sinne von Demokratisierung gegenseitigen Respekt und Rechte für alle Individuen verspricht. Die entstehende Freiheit bringt somit Optionen und eine Befreiung von Zwang

und Konventionen (vgl. Williams 2004: 20). Unterschiedlichste soziale Beziehungen – Freund*innen, Ex-Partner*innen, Verwandtschaft, Partner*innen – spielen eine größer werdende Rolle (vgl. Heath/Cleaver 2003: 3). Liebe verliert nicht an Bedeutung – ganz im Gegenteil: Eltern-Kind-Beziehungen lösen die Ehe bzw. erwachsene Paarbeziehung als lebenslange emotionale Investition ab. Lesbische und schwule Partner*innenschaften, LAT-Beziehungen und Freund*innenschaften haben eine Vorreiterrolle bezüglich Egalität, weil sie nicht den Normen und Geschlechterrollen der heterosexuellen Paarbeziehung unterliegen (vgl. Williams 2004: 20).

Eine dritte Sichtweise hinterfragt beide Deutungen und verweist auf die Komplexität von sozialen Beziehungen, die sowohl Kontinuität als auch einem Wandel unterliegen. Wichtig ist, zu erkennen, dass es immer schon eine Vielfalt an (Familien-)Beziehungen gab und die beobachteten «Veränderungen» also weniger drastisch sind, als sie von manchen Theoretiker*innen geschildert werden. Dazu kommt, dass es nicht weniger Verbindlichkeit gibt, sondern sich die Form der Verbindlichkeit verändert. Dies lässt sich bspw. davon ableiten, dass Entscheidungen unter Rücksichtnahme auf nahe stehende Personen getroffen werden. Die Wahl von Wohnform und Beziehungskonstellation basiert bspw. nicht allein auf den bevorzugten Lifestyle von egoistischen Individuen, sondern sie passiert in genauer Abwägung, was das Beste für alle Beteiligten ist (vgl. Williams 2004: 7). Egalitäre Beziehungen zwischen Frauen und Männern sowie Eltern und Kindern gelten zwar als Ideal, in der Realität bleiben Hierarchien und Ungleichheit häufig noch bestehen. Bspw. ist nach wie vor jede vierte Frau von häuslicher Gewalt betroffen. Ebenso sind Frauen betreffend Arbeit im Haushalt und Kindererziehung benachteiligt, weil viele – unabhängig davon, ob sie berufstätig sind oder nicht – in diesen Bereichen doppelt so viel leisten wie Männer (vgl. Williams 2004: 22). Ein weiterer Kritikpunkt sowohl an der pessimistischen als auch an der optimistischen Interpretation des demographischen Wandels ist die Annahme, dass eine geradlinige Entwicklung von traditionellen zu individualisierten, modernen Beziehungen passiert. In dieser sehr vereinfachten Darstellung wird übersehen, dass teilweise auch Rückschritte bspw. in der Egalisierung zwischen Frauen und Männern in Bezug auf Kinderbetreuung passieren, denn die Offenheit für Demokratisierung hängt von verschiedenen Faktoren wie finanziellen Ressourcen, Bildung, Ethnizität, Einstellungen usw., ab. Es gibt unterschiedliche Arten, mit dem sozialen Wandel umzugehen, dabei wird weiterhin (in unterschiedlichem Ausmaß) auf Traditionen zurückgegriffen (vgl. Williams 2004: 24).

Soziale Beziehungen

Eine entscheidende Veränderung in Bezug auf soziale Beziehungen ist der Fokus auf die Qualität von Beziehungen, vergleichbar Gidden's *pure relationship*. Tradition und Verpflichtung weichen der Erwartung einer gewissen Beziehungsqualität, die kommuniziert und ausgehandelt werden muss. Studien zu intimen Beziehungen tragen zu einem besseren Verständnis, wie diese Qualität der Beziehung erreicht oder auch nicht erreicht wird, bei (vgl. Williams 2004: 17). Dabei wird auch ein Unterschied zwischen der (traditionellen) Familie als Norm und Familie, wie sie gelebt wird, sichtbar. Obwohl Familie in einer großen Vielfalt an Formen und Konstellationen gelebt wird, existiert eine Familiennorm als eine Art Ideal, das versucht wird, gelebt zu werden. Williams stellt dazu die Frage, inwieweit dieses Ideal nur dabei ist, sich zu verändern, nicht aber sich aufzulösen. Sie beobachtet eine Verschiebung der Idealisierung von der *male breadwinner*-Familie zur *dual-female-male-worker*-Familie (vgl. Williams 2004: 19) und fragt weiter inwiefern auch hierbei ehemals ausgeschlossene Gruppen (Alleinerzieher*innen, unverheiratet zusammenwohnende Paare, gleichgeschlechtliche Paare, Eltern und Kinder mit Beeinträchtigung, Eltern einer ethnischen Minderheit usw.) diskriminiert werden (vgl. Williams 2004: 34).

Dennoch können diese ehemals ausgeschlossenen und auch von der Familiensoziologie wenig beachteten Beziehungsformen eine Vorreiterrolle haben und zu einer Aufweichung von Normen und Idealen beitragen (vgl. Williams 2004: 20). Unkonventionelle Beziehungen gewinnen im Zuge der Demokratisierung von Beziehungen an Bedeutung und tragen zu einem *Queering of the Social / the Heterosexual* bei. Darunter ist zu verstehen, dass heterosexuelle und homosexuelle Praktiken, Lebensstile und Beziehungsmuster sich angleichen (vgl. Budgeon 2008: 307). Sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle Beziehungen sind heterosexualisiert, d.h. sie unterliegen heterosexuellen Normen wie bspw. Familienwerten oder dem Ideal des heterosexuellen Paares (vgl. Jackson/Scott 2004: 237 zit. n. Budgeon 2008: 307). Indem sich heterosexuelle und homosexuelle Praktiken angleichen, wird die Binarität von hetero-/homosexuell und ihre Naturhaftigkeit und Normativität in Frage gestellt. Dies ermöglicht es, das Privatleben in vielfältigsten Formen zu organisieren und unterschiedlichste Praktiken der Intimität und Fürsorge (Intimacy and Care) zu leben (vgl. Budgeon 2008: 320). Wurde in der Familiensoziologie bis vor kurzem von der Nuklearfamilie (heterosexuelles Elternpaar mit Kindern in einem Haushalt lebend) ausgegangen, so gibt es seit einiger

Zeit pluralistische Ansätze und Herangehensweisen betreffend dem Erforschen von sozialen Beziehungen. Freund*innenschaften und andere Beziehungsformen neben der Familie rücken für Wissenschaftler*innen in den Vordergrund.

Im Sinne der Individualisierungsthese wird davon ausgegangen, dass sich der Stellenwert von Beziehungen von den gegebenen *(given)* Beziehungen wie bspw. der Familie, hin zu den frei gewählten *(chosen)* Beziehungen, wie bspw. Freund*innenschaft, verschiebt (vgl. Williams 2004: 49). Die Autor*innen Pahl und Spencer sprechen sich allerdings gegen die Unterscheidung zwischen ‹gegebenen› und ‹gewählten› Beziehungen aus, da diese die Komplexität des Themas nicht erfasst. Sowohl ‹gegebene› als auch ‹gewählte› Beziehungen können zu Familie und Freund*innen bestehen. Ebenso können beide Arten unterschiedliche Grade der Verbindlichkeit aufweisen. Dem Verständnis der beiden Autor*innen nach, handelt es sich mehr um ein *blurring of roles – between friends and families*, also einem Verschwimmen der Grenzen zwischen Freund*innenschaft und Familie (vgl. Pahl/Spencer 2004: 200). Auch Simpson findet in ihrer Studie zu Single-Frauen in Freund*innenschaften und Familienbeziehungen ähnliche Beziehungsqualitäten wie Freiwilligkeit, Gegenseitigkeit, Zuneigung und Verantwortlichkeit, was gegen eine Kategorisierung in gegebene und gewählte Beziehungen und für das Argument des *blurring* von Freund*innenschaft und Familie spricht (vgl. Simpson 2006: 7). Simpson fordert daher eine Entwicklung von Konzepten und Forschungsmethoden, die über bestehende binäre Konzepte hinausreichen:

> «As noted above, contemporary developments in sociological conceptualisations of both intimacy and ‹the family› enable a wider range of relationships to be considered. The heterogeneous experiences evident in this and other research on non-normative intimacies however raise questions as to the utility and appropriateness of existing dichotomous categories, not just in research into personal relationships, but also in the formulation of social policies. In terms of policy, the blurring of distinctions between categories of kin and non-kin suggests the need to focus on the *practices* enacted by individuals in terms of intimacy and care, rather than the status of those undertaking these. Moreover, it suggests the need to formulate concepts that take us beyond binary statuses such as kin or non-kin, family or friend, and indeed partnered or single, not least to afford due recognition to the diversity of relationships in which individuals are embedded.» (Simpson 2006: 7)

Um herauszufinden, welche Beziehungen auf welche Art und Weise für einzelne Personen wichtig sind, muss dem Grad der Verbindlichkeit Beachtung geschenkt werden. Pahl und Spencer argumentieren das bspw. mit der Existenz von unterschiedlichen Arten von Freund*innen: sehr gute Freund*innen, mit denen ein

nahes Verhältnis besteht oder so genannte *fun friends,* mit denen lustige und vielleicht nicht so bedeutsame Aktivitäten unternommen werden. Freund*innenschaft kann also mehr oder weniger verbindlich sein. Auch Familienmitglieder können eine kleinere oder größere Rolle – je nach Verbindlichkeit der Beziehung – in den von Pahl and Spencer bezeichneten *personal communities* von Menschen spielen (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203; Williams 2004: 49). *Personal communities* werden von den beiden Autor*innen nicht als Netzwerke verstanden, da sich nicht alle Beteiligten kennen müssen, sie können aber Netzwerke bestehend Nachbar*innen beinhalten. Das Forschungsinteresse von Pahl und Spencer gilt der Qualität und dem Stellenwert verschiedener persönlicher Beziehungen. Im Zentrum stehen Zugehörigkeit *(belonging)* und Kommunikation, an denen die Befragten den Grad der Verbindlichkeit einer Beziehung fest machen und durch den wiederum der Stellenwert von Beziehungen sichtbar gemacht werden kann (vgl. Pahl/Spencer 2004: 206).

Pahl und Spencer nehmen im Zuge ihrer Forschung eine Klassifizierung der *personal communities,* basierend auf dem Verhältnis von Freund*innen und Familienmitgliedern auf den Relationship Maps – konzentrische Kreise in denen die Befragten visuell darstellen, wie nahe ihnen Personen stehen – vor (vgl. Pahl/Spencer 2004: 212). Sie unterscheiden zwischen sechs *communities*, die in ihrer Zusammensetzung unterschiedlich sind und Aussagen über die Priorisierung von Beziehungsformen der Befragten ermöglichen. *Friend-like communities* beinhalten mehr Freund*innen als Verwandte. Vor allem langjährige und sehr vertraute Freund*innen spielen eine zentrale Rolle im Leben der Befragten. In *Friend-enveloped communities* stehen nahe Verwandte – meistens Partner*innen und Kinder – an erster Stelle, allerdings überwiegen dennoch Beziehungen zu Freund*innen. Als *family-like communities* werden *communities* bezeichnet, in denen Familienmitglieder wichtiger als Freund*innen sind. *Family-dependent communities* sind dadurch gekennzeichnet, dass mehr Unterstützung seitens Familie als Freund*innen erfolgt, und *partner-based communities* stellen die Partner*innenschaft in den Mittelpunkt des Lebens der Befragten, Freund*innen; Familie sind weniger relevant. Auch in *Professional-based communities* haben weder Freund*innen noch Familie einen hohen Stellenwert (vgl. Pahl/Spencer 2004: 210).

Die Ergebnisse von Pahl und Spencer zeigen auf, dass kein einheitlicher Trend weg von der Priorisierung von Familienbeziehungen hin zur Bevorzugung von Freund*innenschaft existiert, sondern dass sich die Netzwerke bzw. *communities* von Individuen aus unterschiedlichen Beziehungsformen zusammensetzen. Die

Unterschiede in der Priorisierung von Beziehungsformen ist abhängig von vielen Faktoren, die in diversen Studien herausgearbeitet wurden, wie bspw. Beziehungsstatus (vgl. Simpson 2006), Wohnform (vgl. Roseneil 2006; Wall/Gouveia 2014; Ketokivi 2012) und Mutterschaft (vgl. Cronin 2015b). In der Vergangenheit schon einmal mit einer Person zusammengelebt zu haben, die zum Zeitpunkt der Befragung eine positive Rolle im Leben der Befragten spielte, erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass diese Person zur Familie gezählt wird, unabhängig davon, ob sie mit der Befragten verwandt ist oder nicht (vgl. Wall/Gouveia 2014: 366). Diesen relevanten Aspekt für vorliegende Arbeit lieferte die Forschungsarbeit von Wall und Gouveia. Die Autorinnen stellten die Frage nach der veränderten Bedeutung von Familie und untersuchten die unterschiedlichen Formen von Familienzusammensetzungen. Dabei fanden sie heraus, welche Kriterien dazu führen, Personen (Verwandte und Nicht-Verwandte) zur Familie zu zählen oder nicht. Personen, die zur Familie gezählt wurden, waren zum Großteil Verwandte. In die Familie inkludierte Nicht-Verwandte waren hauptsächlich Freund*innen (vgl. Wall/Gouveia 2014: 365). Diese Ergebnisse verweisen nicht nur auf ein *blurring* von Freund*innenschaft und Familie, sondern auch auf die Relevanz von Freund*innenschaft für Beziehungsnetzwerke von Individuen.

> «In sum, the main criteria for considering non-kin as family are linked to the *qualities* of the relationship, such as the acquaintance length (duration), the positive impact of that person in the life of the respondent (role) and finally the sharing of a common household at some point during the life course. These are the fundamental mechanisms of family meaning. However, these preferences are also influenced by the social structural environments and the family circumstances in which individuals are embedded. Men are less likely to consider non-kin as family, as well as those individuals with lower educational attainment, and those who are married and widowed.» (Wall/Gouveia 2014: 367)

Auch mit oder ohne Partner*in zu leben, kann für Beziehungen im Leben von Menschen relevant sind (vgl. Wall/Gouveia 2014: 365; Ketokivi 2012). So zählten in der Studie von Ketokivi Personen, die mit Partner*in in einem Haushalt leben, Partner*in, Kinder und falls vorhanden Enkelkinder zu ihren *intimates*, also zu den ihnen wichtigsten Personen. Hierbei entsteht eine Abgrenzung der Familie und des *intimate couples*, des Paares, von allen anderen Beziehungsformen (vgl. Ketokivi 2012: 477). Die Befragten, die ohne Partner*in leben wie bspw. Singles, Geschiedene, Verwitwete und LAT, zählten zum Teil auch Beziehungen zu Freund*innen, Geschwistern oder Eltern zu ihren intimsten Beziehungen. Dabei entstand kein spezielles, generalisierbares Muster. Diese Art der Organisation

von intimen Beziehungen zeichnet sich durch Diversität aus und weist daher eine Öffnung für unterschiedliche Personen auf (vgl. Ketokivi 2012: 482). Darin kann ein Indiz für die Dezentrierung von Paarbeziehungen zugunsten von Freund*innenschaft gesehen werden (vgl. Roseneil/Budgeon 2004; Budgeon 2008; Roseneil 2006; Hughes 2015; Simpson 2006), d.h. Paarbeziehungen spielen eine geringer werdende Rolle in Beziehungsnetzwerken – in diesem Fall Beziehungsnetzwerke von Personen, die nicht in einem Paarhaushalt wohnen. Nicht mit Partner*in zusammenlebende Personen können Singles sein, aber auch Personen, die sich zwar in einer Partner*innenschaft befinden, aber nicht mit ihren Partner*innen zusammen wohnen (vgl. Roseneil 2006; Holmes 2006; Simpson 2006). Single zu sein bringt Individuen dazu, normative Definitionen von Intimität zu hinterfragen, teilweise zu kritisieren, alternative Lebensformen zu entwickeln und Intimität in Beziehungen wie Freund*innenschaft zu leben (vgl. Budgeon 2008: 318; Simpson 2006). Aber auch Personen mit Partner*in leben neben ihrer Paarbeziehung eine Vielfalt an Beziehungen mit Freund*innen, Verwandten, Arbeitskolleg*innen und Nachbar*innen und lassen auf eine Tendenz zur Dezentrierung der Paarbeziehung in ihrem Leben schließen (vgl. Roseneil/Budgeon: 2004; Roseneil 2006: 10).

> «There was a pronounced tendency, amongst both interviewees who were involved in sexual/love relationships and those who were not, to de-prioritize sexual/love relationships and to place far more importance on friendship than conventional relationship mores dictate. Against the dominant heteronormative emphasis on finding and keeping a life-long conjugal partner, there was a widespread belief that such relationships are increasingly rare, and that a happier, more secure life is to be created by investing time and energy in maintaining friendships. This disinvesting in potentially risky sexual/love relationships and the prioritizing of friendships, which interviewees tended to regard as more stable and reliable, is an important part of the relational context within which lives were lived outside cohabiting relationships.» (Roseneil 2006: 10)

Dass Paarbeziehungen von Befragten als kompliziert, problematisch und schwierig bezeichnet werden, wirft die Frage auf, inwiefern Individualisierungsprozesse tatsächlich heteronormative Strukturen auflösen und Demokratisierungsprozesse in Paarbeziehungen Einzug finden lassen. Die Ergebnisse von Budgeon und Roseneils Projekt «Friendship and non-conventional partnership», bei dem untersucht wurde, wie Personen, die nicht in einem Paarhaushalt wohnen, Fürsorge leisten und erhalten, lassen darauf schließen, dass Individuen Egalität nicht in Paarbeziehungen, sondern in Beziehungen wie Freund*innenschaft suchen und auch finden (vgl. Budgeon 2008: 314). Gleichzeitig weisen die Aussagen ihrer

Interviewpartner*innen auch darauf hin, dass in der westlichen Gesellschaft ein heteronormatives Beziehungsverständnis mit dem (heterosexuellen) Paar im Zentrum als Ideal vorherrscht, auch wenn dieses teilweise hinterfragt und kritisiert wird und Menschen mit alternativen Lebensformen dem entgegen halten (vgl. Budgeon 2008: 319).

Ketokivi bezeichnet diese Offenheit, verschiedene Beziehungsformen nebeneinander zu leben und auch Freund*innen, Arbeitskolleg*innen, Nachbar*innen etc. einen hohen Stellenwert des sozialen Lebens einzuräumen, als ein inklusives Intimitätsverständnis, wohingegen ein exklusives Intimitätsverständnis dadurch gekennzeichnet ist, dass hauptsächlich Partner*in und Kinder zentral im Leben von Menschen sind (vgl. Ketokivi 2012: 482). Eine Ausnahme scheint die Bezie- Freundinnenschaft zwischen Müttern zu sein. Cronin befasst sich in ihrer Studie zu *Domestic friends* mit der Erfahrung von Frauen mit Mutterschaft und Freundinnenschaft (vgl. Cronin 2015b). Zu ihren Ergebnissen zählt, dass eine Geburt die Freundinnenschaft der Mütter verändert. Frauen organisieren ihre Beziehungen als Mütter nach anderen Mustern, als in der Zeit bevor sie Mütter waren. Kinder stehen dabei im Zentrum (vgl. Cronin 2015b: 663). Ein inklusives Intimitätsverständnis führt dazu, dass die hauptsächlich weiblichen *domestic friends* von den Befragten zwar nicht zur Verwandtschaft gezählt werden, aber eine zentrale Rolle im häuslichen Leben, also im Alltag mit den Kindern, spielen. Mit der Inklusion außenstehender, nicht verwandter Personen in das Familienleben, entsteht eine erweiterte häusliche Sphäre, die über bestimmte Familienmitglieder und über den Haushalt hinausreicht (vgl. Cronin 2015b: 666). Anhand dieser *domestic intimacies*, also Freund*innen-Netzwerken von Müttern, wird ersichtlich, dass auch entgegen Ergebnissen vorangegangener Studien (vgl. bspw. Ketokivi 2012; Wall/Gouveia 2014) Freund*innenschaft für Personen, die sich in normativen Beziehungen wie der Familie befinden, eine wichtige Beziehungsform sein kann (vgl. Cronin 2015b: 676). «Here, the norms, ideals and practices of «the family» intersect with those of friendship – which tend to be more flexible and open to negotiation – to create a specific form of bond» (Cronin 2015b: 676).

Dieses Beispiel ermöglicht ein Verständnis für Beziehungen, die in der Literatur als *alternative intimacies* bezeichnet werden. Darunter wird Folgendes verstanden: in einer Partner*innenschaft lebende Personen haben neben ihren Beziehungen zu Partner*innen (und gegebenenfalls zu Kindern) andere Beziehungen, die nicht mit Partner*innen geteilt werden und alternativ zur Paarbeziehung relevant sind.

(vgl. Ketokivi 2012: 485). Außerdem zeigt Cronins Studie nicht nur die Diversität von Freund*innenschaft auf, sondern weist auch auf den wachsenden Stellenwert von Beziehungen zu Freund*innen hin (vgl. Cronin 2015b).

Freund*innen

Relativ neu an Freund*innenschaft ist, vermehrt Gegenstand soziologischer Studien zu sein. Die Operationalisierung des Begriffes Freund*in stellt dabei eine gewisse Schwierigkeit dar und erfordert die Klärung des Freund*innenschaftsbegriffs. Im Gegensatz zu konkreten Konzepten, wie Nachbar*innen, Kolleg*innen und Verwandtschaft, haben Freund*innen keinen speziell zugeschriebenen Status. Somit können auch Nachbar*innen, Kolleg*innen oder Verwandte zu den Freund*innen gezählt werden. Freund*in kann also als Begriff verstanden werden, der auf die Qualität einer Beziehung schließen lässt (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203). Vertrauen, Meinungsaustausch, geteilte Erfahrungen und Unterstützung sind nur einige der Eigenschaften, die zur Beschreibung von Freund*innenschaft verwendet werden bzw. an denen Freund*innenschaft im Speziellen und die Qualität von Beziehungen im Allgemeinen festgemacht werden können (vgl. Rebughini 2011: 4; Cronin 2015a: 669). Auch Reziprozität, also Gegenseitigkeit bzw. Wechselseitigkeit, wird in der Literatur als Charakteristikum von Freund*innenschaft genannt. Freund*innenschaft unterliegt wie andere Beziehungsformen ebenfalls gesellschaftlicher Normen (vgl. Cronin 2015a: 669), wobei die gesellschaftliche Norm, die Freund*innenschaft reguliert, Reziprozität ist (vgl. Holmes/Greco 2011: 1). Genauso wie erwartet wird, dass von beiden Personen in einer Freund*innenschaft gleiches investiert und profitiert wird, wird auch eine freiwillige Beteiligung an einer Freund*innenschaft vorausgesetzt. Die Bedeutsamkeit von Freiwilligkeit in Freund*innenschaftsbeziehungen wird durch den Beschluss, Freund*innenschaften aufrecht zu halten, wenn Freund*innen wegziehen, ersichtlich (vgl. Cronin 2015a: 669). Dies lässt auch erkennen, dass der Freund*innenbegriff bspw. auch für Familienmitglieder verwendet werden kann, um damit implizit auf die Freiwilligkeit (und Reziprozität) der Beziehung hinzuweisen. Die Betonung der freund*innenschaftlichen Qualität von Beziehungen kann dazu dienen, für bestimmte stigmatisierte Beziehungen Legitimität zu erhalten. Erwachsene Singles rechtfertigen ihre engen Beziehungen zu oder das Zusammenleben mit ihren Eltern, indem sie diese mit Freund*innen vergleichen oder als Freund*innen bezeichnen (vgl. Simpson 2006: 4).

> «The appropriation of familial terminology reflects the cultural significance of ‹family› as an exemplar of values of affection, closeness and care to which participants may wish to lay claim. Similarly, employing ‹friendship› terminology for kin emphasizes the chosen and congenial nature of such relationships, and its use may in part reflect a desire to rebut a stigmatised subject positioning.» (Simpson 2006: 4)

Genauso wie die Bezeichnung Freund*in auf Beziehungsqualitäten wie Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit verweisen kann, kann auch der Begriff Familie als eine Qualität bzw. ein Set von Eigenschaften, die damit assoziiert werden, verstanden werden. Nähe, Fürsorge, Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl sind einige dieser Qualitäten, die mit der Verwendung von Familienbezeichnungen für nichtverwandte Personen, implizit Ausdruck finden (vgl. Simpson 2006: 4; Ribbens McCarthy 2012: 84).

> «The use of familial terminology for relationships with non-kin suggests a desire to emphasise characteristics such as affection and closeness conventionally associated with family. (…) This suggests both the enduring cultural supremacy attached to the notion of family, and the subsequent limits of vocabulary to encompass emotional ties not based on biological or conjugal relatedness.» (Simpson 2006: 3)

Die flexible Verwendung von Familien- und Freund*innenschaftsterminologie macht deutlich, dass die Grenzen zwischen den Beziehungsformen verschwimmen und auch nicht-familiale Beziehungsformen eine Relevanz im sozialen Leben von Individuen einnehmen (vgl. Simpson 2006: 3). Aufgaben, Grad der Verbindlichkeit und der Verpflichtung, aber auch Dauer der Beziehung oder ihre Intensität sind nicht (mehr) einer spezifischen Beziehungsform zuzuordnen. Tatsächlich können sowohl Familien- als auch Freund*innenschaftsbeziehungen viele unterschiedliche Qualitäten besitzen, die nicht zwingend von der Beziehungsform abhängen und der Idealvorstellung entsprechen müssen (vgl. Pahl/Spencer 2004: 213). Freund*innen können daher neben Familie, Arbeitskolleg*innen, Nachbar*innen, etc. Teil eines komplexen Beziehungsgeflechts und besonders relevant für Personen, die nicht als Paar oder in einer Familie leben, sein (vgl. Cronin 2015a: 669, Budgeon 2006, Pahl/Spencer 2004). «Friendships can thus provide significant interpersonal spaces for individuals whose lives are marginalized or do not map neatly onto the normative sites of intimacy such as sexual couple relationship and family» (Cronin 2015: 666).

Singles und Freund*innenschaft

Dem vorherrschenden Bild des einsamen Singles stehen Darstellungen von Freund*innenschaftsnetzwerken als Ressource für bedeutungsvolle und erfüllende Beziehungen von Singles entgegen (vgl. Budgeon 2008: 311). Für junge Erwachsene kann ein Leben als Single bspw. zu einer Art Lifestyle, geprägt von Unabhängigkeit, Freiheit und Flexibilität in beruflichem und privatem Leben, werden, in dem das Wohnen in Ein-Personen-Haushalten oder WGs dominieren und Freund*innenschaft als priorisierte Beziehungsform gilt (vgl. Kenyon/Heath 2001: 622). *Conscientiously single* also (selbst)bewusst Single zu sein, bedeutet Partner*innenschaft und Familiengründung aufzuschieben, um sich auf andere Aspekte des Lebens wie Reisen, Karriere oder Selbstverwirklichung zu konzentrieren (vgl. Hughes 2015: 718). Singles fordern damit das Patriarchat und Gender-Normen heraus und werden dadurch im Sinne der Individualisierungsthese als egoistisch, unreif und verantwortungslos stigmatisiert. Aber auch Einsamkeit zählt zu den stereotypen Zuschreibungen für Single-Personen (vgl. Budgeon 2008: 309). In ihrem Artikel «Couple Culture and the Production of Singleness» zeigt Budgeon auf, dass der Beziehungsstatus Single kulturellen Bewertungen unterzogen ist und dabei als Abweichen der Norm, die die (heterosexuelle) Paarbeziehung priviligiert, verstanden wird. In einer Gesellschaft, die von Romantik, Liebesbeziehungen und Heirat geprägt ist, wird der Beziehungsstatus Single durch Freund*innenschaft positiv konnotiert (vgl. Budgeon 2008: 314).

Simpsons Studie zu Beziehungen unverheirateter heterosexueller Frauen, die seit mindestens fünf Jahren nicht mit einem Partner zusammenwohnen zeigt ebenfalls, dass Single-Frauen in unterschiedlichem Alter eine Vielfalt an Beziehungen mit Familienmitgliedern und auch Freund*innen leben (vgl. Simpson 2006). Simpson weist auf die «creative possibilities for social interactions and practices of intimacy in the absence of spousal relationships» (Simpson 2006: 4) hin und erklärt damit die Relevanz von alternativen Beziehungsformen, vor allem nicht-sexueller Art, für Personen, die sich nicht in einer (hetero)sexueller Paarbeziehung befinden (Simpson 2006: 2). Ob ein Single-Leben als positiv erlebt wird, hängt allerdings von mehreren Faktoren ab: Alter, Gesundheitszustand, finanzielle Ressourcen und die Tatsache, wie (von Frauen selbst aber auch von ihrem Umfeld) der Stellenwert von Paarbeziehung eingeschätzt wird (Simpson 2006: 6). Auch wenn Frauen dem Singlestatus sehr wohl positive Aspekte, wie bspw. Unabhängigkeit, Entscheidungsfreiheit und Selbstverwirklichung, abgewinnen können, so sind sie

sich auch immer der negativen Aspekte, wie bspw. persönliches Defizitempfinden und sozialer Ausgrenzung, bewusst (vgl. Jamieson/Wasoff/Simpson 2008: 8).

> «Nevertheless, the interviews also demonstrate material and cultural constraints shaping the experiences and options of contemporary spinsters. The enduring influence of factors such as gender and partnership status serves as a salutary caveat to claims of radical transformations in social relations.» (Simpson 2006: 7)

Freund*innen für einen gemeinsamen Urlaub zu finden oder die Teilnahme an Aktivitäten, die von Paaren unternommen werden, kann für Single-Frauen problematisch sein, da Partner*innen oder Paare normativ bevorzugt werden (vgl. Simpson 2006: 5). Frauen, die nicht in einer heterosexuellen Paarbeziehung leben, können nicht nur eine gesellschaftliche Exklusion erleben, sondern als «alte Jungfer» stigmatisiert werden. Freund*innenschaft kann dabei für Single-Frauen nicht nur eine wichtige Ressource für Intimität sein, sondern auch eine alternative Lebensform, die heteronormative Ansichten fordert. Dies weist darauf hin, dass Intimität nicht nur innerhalb familiärer Beziehungen oder innerhalb von Paarbeziehungen, sondern in den verschiedensten Beziehungsformen und -konstellationen zu finden ist. Es gibt folglich mehrere unterschiedliche Möglichkeiten, Intimität zu leben (vgl. Simpson 2006: 2).

> «Crucially, the relationships of the single women in this study with both family and friends challenge assumptions of sexually based dyadic relationships as a necessary or exclusive source of intimacy. (…) Yet, while the varied intimate relationships of participants were clearly significant to them, the interviews also highlight continuities in the lack of cultural and institutional validation these relationships may be afforded.» (Simpson 2006: 6f)

Budgeon und Roseneil stellen in ihrer Studie zu Beziehungen von Personen, die außerhalb des Paarhaushaltes leben, eine ähnliche Relevanz von Freund*innenschaftsbeziehungen fest. Ihre Interviewpartner*innen gaben an, dass Freund*innen – im Gegensatz zu Verwandtschaft und Sexualpartner*innen – in Bezug auf Fürsorge and Unterstützung im Alltag wichtig für sie sind, besonders die emotionale Unterstützung betreffend. Freund*innenschaft nimmt hier einen zentralen Platz im Leben von Menschen – unabhängig von Beziehungsstatus, sexueller Orientierung, Wohnform, ethnischer Herkunft oder Beruf – ein (vgl. Roseneil 2004: 413).

> «Against this backdrop, the findings of the ‹Care, Friendship and Non-Conventional Partnership› project within CAVA add weight to the idea that friendship is an increasingly socially significant relationship. This research has investigated how the most ‹individualized› in our society – people who do not live with a partner – construct

> their networks of intimacy, friendship, care and support. We wanted to find out who matters to people who are living outside conventional families, what they value about their personal relationships, how they care for those who matter to them, and how they care for themselves.» (Roseneil 2004: 412)

Auch für Personen in Krisen und schwierigen Phasen ihres Lebens können Freund*innen eine wichtige Ressource für Intimität – in diesem Fall in Form von Beistand, Empathie, Unterstützung – sein. Taktgefühl, Diskretion und ein Gefühl für das richtige Maß an Nähe werden in Krisenzeiten als Unterstützung empfunden. Entscheiden kann dabei eine diskrete Präsenz – eine mögliche Verfügbarkeit von Freund*innen, aber nicht notwendigerweise eine Anwesenheit – sein (vgl. Rebughini 2011: 4). Krisen (wie Krankheit, Trennung von Partner*in usw.) zählen ebenso zu den kritischen Lebensereignissen, wie die Geburt eines Kindes, Studium, etc. und stellen eine Herausforderung für schon bestehende Beziehungen, aber auch die Chance zur Entstehung neuer Beziehungen dar (vgl. Pahl/Spencer 2004: 208). Freund*innenschaften können in diesen speziellen Lebensphasen entstehen, enden oder intensiver und intimer werden (vgl. Rebughini 2011:6).

Pahl und Spencer kritisieren in Bezug auf die Freund*innenschaft die Tatsache, dass der bestehenden Diversität unter Freund*innen in der Forschung bisher wenig Beachtung geschenkt wurde und warnen vor einer Generalisierung in Bezug auf Freund*innenschaft. Mit ihrer Studie zeigen sie auf, dass es unterschiedliche Arten von Freund*innenschaft gibt. Obwohl in der Gesellschaft ein Freund*innenschaftsideal, das mit diversen Qualitäten verbunden ist, besteht, so existieren in der Realität Freund*innenschaften mit unterschiedlichen Merkmalen, die nicht zwingend den Erwartungen der Idealvorstellung entsprechen. Individuen unterscheiden sich in ihrer Orientierung bezüglich Freund*innenschaft darin, wie wichtig ihnen Freund*innen sind und wie verbindlich Beziehungen wahrgenommen werden (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203ff).

> «However, friendship's emotional, interpersonal resonance acts to draw our attention to how we are composed across time and across spaces as relational and intersubjective rather than individualised selves. The friendship bonds that are created and performed between people – bonds that are not anchored by the socially inscribed roles and obligations of kinship – are thoughts, feelings, movements and actions that we can reflexively recognise as enmeshed intersubjectively with others.» (Cronin 2015a: 683)

Distant Friends

Nicht nur LAT-Paare erleben Intimität mit Personen, mit denen sie nicht den Wohnraum/-ort teilen. Entfernen sich Freund*innen räumlich voneinander, bspw. durch einen Umzug, so entstehen *friendships at-a-distance* – Fernfreund*innenschaften (vgl. Cronin 2015a: 667f). «Close friendships at-a-distance can create intensely experienced, and highly valued, forms of interpersonal connection» (vgl. Cronin 2015a: 681). Nur weil sich Freund*innen nicht (mehr) in räumlicher Nähe zu einander befinden und persönlicher Kontakt daher vielleicht seltener stattfindet, bedeutet das nicht, dass diese Freund*innenschaften weniger wichtig im Leben von Menschen werden. Neue Kommunikationsmedien können zwar bei der Aufrechterhaltung von Freund*innenschaften in der Ferne hilfreich sein, sind aber nicht ausschlaggebend für das Bestehenbleiben von Fernfreund*innen-schaften. Kommunikativer Kontakt sowie gegenseitige Besuche finden zwar statt, als zentrales Merkmal bzw. beziehungserhaltendes Element identifizierte Cronin aber eine empfundene emotionale Verbindung bzw. emotionale Verbundenheit (vgl. Cronin 2015a: 667ff). Treffen haben die Funktion, bewusst und nachhaltig die Beziehung zu festigen und stellen einen performativen Akt von Freund*innenschaftsbeziehungen dar. Für das Reisen sind zeitliche und finanzielle Ressourcen notwendig, aber auch Freund*innenschaftsideale spielen eine Rolle dabei, ob Freund*innenschaft über Distanz aufrechterhalten werden kann (vgl. Cronin 2015a: 673ff). Finden Treffen statt, so wird auch nach langer Zeit ohne Co-Präsenz, ein Wiedersehen von Freund*innen als sehr vertraut empfunden, es werden Erinnerungen an die gemeinsame Vergangenheit geteilt, und Geschichten neu erzählt. Freund*innen können dadurch als Co-Autor*innen des Selbst bezeichnet werden (vgl. Cronin 2015a: 679). Distanz kann somit Freund*innenschaft abschwächen (bis hin zum *fade away*) oder vertiefen, abhängig von der Bedeutung, die die beteiligten Personen der Distanz zuschreiben. Entfernungen und Reisezeit sind nicht ausschlaggebend, aber es ist entscheidend, dass Freund*innen nicht mehr im Alltag präsent sind und wie damit umgegangen wird. Der Umgang damit setzt eine Re-Evaluierung der Freund*innenschaft und den Entschluss, die Freund*innenschaft aufrecht zu halten, voraus (vgl. Cronin 2015a: 674).

> «Simply having had a close, rooted friendship is not in itself enough to withstand geographical separation; there must be an active, joint decision to stay in touch in order to maintain the friendship. This decision, and how it is practically manifested in felt emotional connections, forms of communication, and meetings is performative.» (Cronin 2015a: 675)

Not Living With A Partner

Auch wenn der Eindruck entstehen mag, dass es immer mehr Singles gibt, so stimmt das nicht ganz. Tatsächlich ist ein vermehrtes Auftreten von Ein-Personen-Haushalten zu beobachten. Individuen wohnen häufiger alleine als früher – das sagt allerdings nichts über ihre Beziehungen und ihren Beziehungsstatus aus (vgl. Roseneil 2006: 3). Nach traditionellem Verständnis ist ein Single eine nicht verheiratete Person. Dieses Verständnis wurde insofern ausgeweitet, als dass Heirat für Paare nicht mehr zwingend notwendig ist. Singles sind daher Personen ohne Partner*in. Paarwohnen ist als Alternative und als Vorstufe zur Ehe gesellschaftlich akzeptiert, daher wird bspw. für Statistiken neuerdings nach dem Partner*innenschaftsstatus statt dem Heiratsstatus gefragt. Allerdings wird die Paarbeziehung dabei mit einem gemeinsamen Haushalt assoziiert. In der Forschung werden daher nicht mit Partner*in zusammenwohnende Personen der Kategorie Single zugeordnet; daraus zu schließen, es gäbe mehr Singles, ist problematisch, da es in erster Linie vermehrt Personen, die nicht in einem Paarhaushalt leben und erst in zweiter Linie mehr Singles gibt (vgl. Roseneil 2006: 3). Beziehungen mit Partner*innen, die in einem anderen Haushalt leben (LAT), ebenso wie anderen Intimitätsnetzwerke, die Familie oder Freund*innen beinhalten, bleiben dabei unberücksichtigt (vgl. Heath/Cleaver 2003: 3; Roseneil 2006: 1ff). Nicht mit Partner*in zu leben bedeutet nicht, keine*n Partner*in zu haben d.h. Single zu sein. Alleine zu wohnen muss also von dem Beziehungsstatus Single unterschieden werden (vgl. Jamieson/Wasoff/Simpson 2008: 11). In normativen Denkmustern ist das Wohnen mit dem Beziehungsstatus allerdings zum Teil noch miteinander verknüpft. Wohnen wird mit der Paarbeziehung bzw. der Familie assoziiert. Es wird einerseits erwartet, dass ein Paar einige Zeit nachdem eine Beziehung eingegangen wurde, einen gemeinsamen Haushalt bezieht, andererseits werden zwei in einem Haushalt wohnende Personen (vor allem, wenn es sich um eine Frau und einen Mann handelt) als Paar wahrgenommen (vgl. Roseneil 2006: 1; Heath 2004: 175).

Die teilweise zunehmende Akzeptanz von unkonventionellen Beziehungsformen einerseits, und die steigende Anzahl an Ein-Personen-Haushalten, Wohngemeinschaften und LAT-Formationen andererseits, führen zu einer Destandardisierung der Haushaltsformen und damit zu einer Entkoppelung von Wohnen und heterosexueller Paarbeziehung/Familie (vgl. Heath/Cleaver 2003: 1; Simpson 2006: 7). Um zu verstehen, wie Menschen im 21. Jahrhundert Beziehungen leben, ist es in

der Soziologie notwendig, *independent living arrangements*, also Wohnformen jenseits des Paar- oder Familienhaushalts, zu berücksichtigen und den Fokus auf Personen, die nicht mit Partner*innen wohnen, zu legen (vgl. Heath/Cleaver 2003: 6).

> «So, taken ogether, there is now a powerful body of statistical evidence which suggests that more people in Britain are living longer periods of their lives not just outside marriage and the conventional family, but also outside a co-residential partnership. Very little, however, is known about the meanings that are attributed to living without a co-resident partner by those who do this, and it is to this that I now turn.» (Roseneil 2006: 4)

Tatsächlich ist also zu beobachten, dass es vermehrt Haushalte ohne heterosexuelles Paar gibt. Grund dafür ist nicht nur der Beziehungsstatus Single, sondern auch Wohnformen, in denen nicht mit Partner*innen zusammengewohnt wird: *Solo-living* (Ein-Personen-Haushalte), *non-residential partners* (Paare in Fernbeziehung, LATs) und Wohngemeinschaften (vgl. Roseneil 2006: 2). *Not living with a partner* bezieht sich auf die Wohnform und kann Alleinwohnen, mit Kindern oder Eltern wohnen und in einer WG wohnen bedeuten. Singles, verheiratete Personen, Personen in einer Fernbeziehung und Alleinerzieher*innen können ohne Partner*innen wohnen (vgl. Roseneil 2006: 1). Nicht in einem Paarhaushalt zu leben, lässt vermuten, dass die betreffenden Personen, auf andere Beziehungsformen als die (hetero-)sexuelle Paarbeziehung angewiesen sind, um Intimität, Fürsorge und Unterstützung zu erhalten (vgl. Budgeon 2008: 303).

Solo-Living

In Europa wird seit den 1970er Jahren ein Trend zu Ein-Personen-Haushalten beobachtet. Gründe dafür sind: hohe Scheidungsraten, weniger Eheschließungen, steigende Lebenserwartung und veränderte Lebensgestaltug junger Personen (vgl. Roseneil 2006: 2). Die Zunahme an Ein-Personen-Haushalten ist bspw. in Großbritannien in der Gruppe der 25 bis 44-Jährigen am größten. Dies widerspricht gesellschaftlichen Normen bezüglich Familie und Privatleben für Personen dieser Altersgruppe (vgl. Roseneil 2006: 2). Judy Hughes stellt daher in ihrer aktuellen Studie zu alleinlebenden jungen Erwachsenen in Australien die Frage, ob die steigende Anzahl an Ein-Personen-Haushalten als Indikator für Dezentralisierung von Familie und Paarbeziehung gesehen werden kann. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass Alleine-Wohnen kein Beweis dafür ist, dass Paarbeziehungen

einen geringeren Stellenwert im Leben von jungen Erwachsenen haben. Ganz im Gegenteil, oft finden sich, so Hughes, bei den Befragten stark idealisierte romantische Vorstellungen von Liebe und Beziehungen (vgl. Hughes 2015: 717).

> «The findings of this study do not support the conclusion that young adults living alone are decentring sexual-couple relationships. Despite diversity in circumstances and attitudes, virtually all those interviewed aspired to be in a long-term, committed, monogamous, relationship at some stage. And the vast majority assumed they would cohabit in the right relationship.» (Hughes 2015: 718)

Raum und Zeit, um sich auf das eigene Leben zu konzentrieren und unabhängig zu leben, auch als Phase vor dem Leben mit Partner*in, können Argumente für das Wohnen in einem Ein-Personen-Haushalt sein (vgl. Hughes 2015: 719). Autonomie, Selbstverwirklichung aber auch Authentizität können, unabhängig vom Alter und von der Lebensphase von Personen, als Vorteile wahrgenommen werden (vgl. Holmes 2006: 5f; Hughes 2015: 717).

Frauen geben häufiger an, unfreiwillig alleine zu wohnen, was vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass *Solo-Living* weiterhin mit Singlestatus assoziiert wird, die heterosexuelle Paarbeziehung als Norm gilt und die Rechtfertigung des Singlestatus für Männer einfacher ist, da Frauen aufgrund von normativen Geschlechterrollen schneller eine Stigmatisierung erfahren, wenn sie ohne Partner (und Kinder) leben (Jamieson/Wasoff/Simpson 2008: 8). Die bestehenden Geschlechtsunterschiede können die Ursache dafür sein, dass – zumindest im erwerbsfähigen Alter – mehr Männer alleine leben als Frauen. Ein traditionelles Verhalten bezüglich Familiengründung und ökonomische Benachteiligung von Frauen aufgrund schlechterer Bezahlung führen dazu, dass sich mehr junge Frauen in einer Paarbeziehung befinden als junge Männer. Frauen haben häufiger ältere Partner und im Falle von Scheidung oder Trennung sorgen eher sie für die Kinder. Geringe finanzielle Ressourcen ermöglichen es Frauen seltener, sich einen eigenen Haushalt zu leisten (vgl. Jamieson/Wasoff/Simpson 2008: 11).

Wie oben erwähnt, kann es auch eine positive Erfahrung sein, allein zu wohnen und unabhängig zu sein. Dabei muss nicht auf soziale Beziehungen verzichtet werden (vgl. Jamison/Wasoff/Simpson 2008: 12). Allerdings müssen Strategien entwickelt werden, um alltägliche soziale Kontakte, die durch das gemeinsame Wohnen in einem Haushalt gegeben sind, herzustellen und Intimität im Alltag zu leben. Dies kann außerhalb der Wohnung, aber auch im eigenen Wohnbereich passieren, wenn bspw. Personen auf Besuch kommen (vgl. Jamieson/Wasoff/Simpson 2008: 9). «Living alone is a very particular site for the social construction of

a domestic life and a home from which to orchestrate sociability and intimacy with others» (vgl. Jamieson/Wasoff/Simpson 2008:12).

LAT

In einem gemeinsamen Haushalt zu wohnen wird nach gesellschaftlichen Normen als «normale» Entwicklung von Paarbeziehungen gesehen. Paare, die gemeinsam wohnen, erhalten mehr Legitimität, da sie Ehe-ähnlich sind (vgl. Budgeon 2008: 303). Diesen normativen Erwartungen hinsichtlich Paarbeziehung und dem Zusammenwohnen steht der Trend zu Living Apart Together (LAT) – als Paar nicht in einem gemeinsamen Haushalt zu wohnen –, entgegen. Dabei ist es wichtig, diesen Trend von der traditionellen Form von Fernbeziehungen, in denen die Frau üblicherweise den Haushalt führt, während der Mann für die Arbeit oder den Militätdienst das Haus verlässt und dabei in mehr oder weniger institutionalisierten Unterkünften wohnt, abzugrenzen (vgl. Holmes 2006: 1). LAT kann sowohl in der gleichen Stadt als auch in größerer Entfernung (Fernbeziehung) stattfinden und Kinder beinhalten. Wohnen Personen nicht in einem Paarhaushalt, bedeutet das nicht zwingend, dass sie alleine wohnen. Genauso wenig sind sie frei von jeglichen Verpflichtungen in Bezug auf Fürsorge oder Pflegetätigkeiten (vgl. Holmes 2006: 6).

In den beiden Studien, die hier näher ausgeführt werden, handelt es sich bei den LAT-Paaren um Personen mit tendenziell höherem Bildungsstand bzw. um vorwiegend Akademiker*innen (vgl. Holmes 2006; Roseneil 2006: 6). Häufig genannte Gründe für das getrennte Wohnen der Akademiker*innen-Paare in Holmes Studie sind Job und Karriere. Zum Teil ist zu Beginn des Berufslebens Mobilität gefragt, aber auch später im Karriereverlauf kann aufgrund Veränderungen im Job oder aufgrund eines neuen Jobs der Arbeitsplatz in eine andere Stadt oder ein anderes Land verlegt werden. Es handelt sich bei den Paaren vorwiegend um *dual-career-couples*, also Paare, bei denen beide Partner*innen berufstätig und an einer Karriere interessiert sind. Ein Großteil davon sind junge, kinderlose Paare, die sich im Prozess des Karrieremachens und Beziehungfestigens befinden, oder Paare, deren Karriere und Beziehungen bereits gefestigt sind und die teilweise erwachsene Kinder haben. Das getrennte Wohnen kann über einen kürzeren oder längeren Zeitraum stattfinden und sowohl Paare betreffen, die zuvor schon in einem gemeinsamen Haushalt gewohnt oder auch noch nie zusammengewohnt haben (vgl. Holmes 2006: 5). In der Studie von Budgeon und Roseneil handelt

es sich bei Personen in Fernbeziehungen um eine homogene Gruppe mit höherem Bildungsstand bzw. höheren beruflichen Positionen. Die Mehrheit der LAT-Paare dieser Studie lebt allerdings am selben Ort, was die Frage nach Motiven für das getrennte Wohnen und Einstellungen zum LAT-Wohnen aufwirft (vgl. Roseneil 2006: 6).

Ein Vorteil von LAT-Beziehungen liegt darin, dass getrennte Wohnsitze für Paare bedeuten können, sowohl die Freiheit des Alleine-Wohnens als auch die Verbindlichkeit einer Paarbeziehung zu leben. Durch das Teilen von besonderen Momenten, wie Verabredungen und das Vermeiden von Alltagssituationen, kann eine gewisse Qualität in der Beziehung entstehen (vgl. Hughes 2015: 717). In diesem Sinne kann die räumliche Trennung eine Chance für egalitäre Beziehungen zwischen Frauen und Männern darstellen, da bei beiden Partner*innen die Möglichkeit zur Unabhängigkeit geboten wird. Gleichzeitig stellen LAT-Beziehungen auch eine Herausforderung für die beteiligten Personen dar, die unterschiedlichste Praktiken entwickeln müssen, um Intimität in ihren Beziehungen zu leben (vgl. Holmes 2006: 3). Regelmäßig Gespräche über den Alltag – telefonisch oder über soziale Medien – tragen dazu bei, mit den Routinen des Gegenübers verbunden zu bleiben und sich mit dem Gegenüber verbunden zu fühlen. Informationen zu Mahlzeiten, Details des Arbeitsalltags und Tratsch werden mit Partner*innen geteilt, um Intimität zu erzeugen (vgl. Holmes 2006: 8). Aber nicht alle LAT-Paare sind glücklich mit der Wohnsituation, in der sie sich befinden. Roseneil identifizierte in ihrem Artikel «On Not Living with a Partner: Unpicking Coupledom and Cohabitation» drei LAT-Typen: Mit *living apart regretfully* bezeichnet Roseneil eine kleine Gruppe von Paaren, die zuvor zusammenwohnte. Karrieregründe und Wohnpolitik zwingen Paare, nun getrennt zu wohnen, obwohl sie einen gemeinsamen Haushalt bevorzugen würden. *Living apart gladly* impliziert eine bewusste Entscheidung für diese Wohnform. Argumente dafür sind, die Kontrolle über das eigene Leben zu haben, Zeit und Raum für sich selbst zu haben, selbständig und unabhängig in Bezug auf Ordnung und Hausarbeit zu sein und die Sorge um die Beziehungsqualität. Die größte Gruppe der Befragten zählt zu den *living apart undecidedly,* die hauptsächlich durch kurze Beziehungsdauer und noch nicht so gefestigten Beziehungen (*not ready yet*) gekennzeichnet ist. Ein Zusammenziehen ist (vorerst) nicht geplant. LAT-Beziehungen weisen einen prozesshaften Charakter auf: Personen, die über ihre LAT-Beziehung sprechen, nennen ihre persönlichen Bedürfnisse und Wünsche in Bezug auf gegenwärtige oder vergangene Beziehungen (vgl. Roseneil 2006: 7ff).

> «Every one of them, even those who were regretfully apart, was positive about some aspects of not living with their partner, and almost all regarded a non-residential relationship as a valid way of living in its own right, not as a stepping stone on the journey towards a «proper» relationship.» (Roseneil 2006: 11)

Wohngemeinschaften

An dieser Stelle soll das Wohnen junger Erwachsener in Wohngemeinschaften – hauptsächlich in Bezugnahme auf die Arbeiten von Heath (2004), Heath/Cleaver (2003), Heath/Kenyon (2001) und Kenyon/Heath (2001) – ausgeführt werden und andere gemeinschaftliche Wohnformen, wie bspw. Wohnprojekte, ausgespart werden, da nur Ersteres für vorliegende Arbeit relevant ist.

Wurde die WG hauptsächlich als Übergangswohnform (von Elternhaus zur eigenen Haushalts- und Familiengründung) besonders im Zusammenhang mit Studierenden in der Forschung berücksichtigt, so gibt es diesbezüglich Veränderungen: *housesharing,* d.h. das Wohnen in einer WG von jungen berufstätigen Erwachsenen, tendenziell mit Hochschulabschluss und vor allem in höheren beruflichen Positionen, ist ein relativ neues Phänomen, dem erst seit Kurzem in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen Beachtung geschenkt wird (vgl. Heath/Kenyon 2001: 87). Die Entscheidung, in einer WG zu wohnen, basiert für junge berufstätige Personen nicht (nur) auf finanziellen Einschränkungen, sondern kann als eine Art frei gewählte Lebensform in Verbindung mit der wachsenden Attraktivität des Singlestatus verstanden werden (vgl. Kenyon/Heath 2001: 619ff). Die Wohnentscheidung ist dabei abhängig von der gegenwärtigen Prioritätssetzung in Bezug auf Finanzen (bspw. Geld sparen), Wohnungsqualität (mit anderen gemeinsam eine bessere Wohnung leisten können), Bedürfnis nach Privatsphäre und Gemeinschaft und das gewünschte und gleichzeitig gefürchtete Wohnen mit Partner*in (vgl. Kenyon/Heath 2001: 622). Zudem erfordert die gegenwärtige Arbeitsmarktsituation von jungen, an Karriere interessierten Arbeitnehmer*innen zunehmend mehr Flexibilität und Mobilität (vgl. Heath/Kenyon 2001: 83).

> «Shared living appears to be particularly suited to young adults who are strongly committed to the labour market: it is a flexible household form, but one which can provide ‹professional standard› accommodation as well as ready access to a social life for timeconstrained and geographically mobile employees.» (Heath/Kenyon 2001: 83)

Das Leben der Elterngeneration dieser jungen Erwachsenen verlief hingegen noch

nach einem linearen Lebenslauf: nach dem Aufwachsen im Elternhaus wohnten sie kurz selbständig in einem Student*innenheim oder während ihrer Ausbildung zur Untermiete, um danach mit Partner*in eine eigene Familie und einen Haushalt zu gründen. Das bedeutet, dass diese Generation den größten Teil ihres Lebens im Familienhaushalt wohnte. Die Generation der heute jungen Erwachsenen erlebt hingegen Wohnen in unterschiedlichen Wohnarrangements. Ein Ein- und Ausziehen verbunden mit der Bildung/Gründung und Auflösung von Wohnformen, die auf intime Beziehungen mit Eltern, Freund*innen und Partner*innen basieren, prägen ihr Leben (vgl. Heath/Cleaver 2003: 2).

> «By the time they hit thirty, many young adults, having initially left the parental home, will have returned at least once. Most are likely to have expierienced some form of communal living: in a hostel or hall of residence, in lodgings or bedsits, in student- and non-student shared households. They may have spent time living alone, and will probably have cohabited at least once, possibly with a partner of the same sex. They may have children, with or without a live-in partner. If they have experienced marriage, they are likely to have first cohabited with their current spouse, and they face a strong possibility of subsequently experiencing divorce and remarriage, if they have not done so allready. And on their breakdown of their relationships, they may move back into any one of these scenarios, at least temporarily.» (Heath/Cleaver 2003: 1)

Paarwohnen und Familiengründung werden meist nur aufgeschoben und als Langzeit-Ziele definiert. Das Wohnen mit Partner*in und/oder Heirat wird von jungen Erwachsenen angestrebt, stellt aber kein ausschlaggebendes Kriterium für das Erreichen des Erwachsenenalters für sie dar. Stattdessen werden vor dem Sesshaft-werden flexible Wohn- und Lebensformen, die Karriere und Reisen ermöglichen, bevorzugt (vgl. Kenyon/Heath 2001: 632).

> «Importantly, few respondents felt that their status as independent adults was compromised by sharing with other single adults. Instead, it allowed them to experiment with economic independence within a space that also supported the maintenance of two parallel statuses: living a single lifestyle with unrelated peers, *and* initiating and maintaining intimate sexual relationships with partners who were semi-resident at most. Sharing thus provided a site for developing independence away from the constant gaze of both parents *and* partners.» (Kenyon/Heath 2001: 632)

Jüngeren Generationen wird eine Vorreiterrolle in bedeutenden Trends bezüglich Beziehungs- und Wohnformen zugeschrieben (vgl. Heath/Cleaver 2003: 52). *Living alone or with unrelated peers* ist solch ein Trend, der bei ca. 30-jährigen Personen zu beobachten ist. Es ist daher relevant, die veränderten Muster von

Haushaltsformationen junger Erwachsener ins Forschungszentrum zu rücken, um zu erfahren, wie junge Erwachsene heutzutage die gegenwärtigen demografischen Veränderungen erleben und wie sie damit umgehen. In ihrer Studie zu «Young adults and shared Household living» erforschen Heath und Cleaver 18 bis 35-jährige berufstätige Erwachsene, die in WGs in Großbritannien wohnen (vgl. Heath/Cleaver 2003: 6). Mitbewohner*innen wurden als größter Vorteil UND größter Nachteil vom WG-Wohnen identifiziert (vgl. Heath/Kenyon 2001: 2).

Housemates from hell, Streit, Probleme mit Haushalt, Putzen, Lärm und Unordnung sind nur einige von vielen Nachteilen, die das WG-Wohnen beinhalten kann. Besteht kein Konsens darüber, wieviel Zeit gemeinsam verbracht und was gemeinsam unternommen wird, so kann es zu Problemen in der WG kommen. Der Besuch von unwillkommenen Partner*innen oder nicht genügend Raum und Zeit für die eigene Privatsphäre mit Partner*innen zu haben, können ebenfalls problematisch sein (vgl. Heath/Kenyon 2001: 93ff; Kenyon/Heath 2001: 631). Ein ähnliches Verständnis bzw. gleiche Erwartungen bezüglich Grenzen von Privatheit und Intimität sind zentral für ein funktionierendes Zusammenwohnen (vgl. Heath/Kenyon 2001: 96).

Der größte Vorteil vom Wohnen in einer WG kann vermutlich in der Präsenz von anderen Personen im Wohnalltag gesehen werden. Im Gegensatz zum *Solo-Living*, das keine zufälligen f*ace-to-face*-Begegnungen innerhalb der eigenen vier Wände zulässt, schätzen WG-Bewohner*innen die Tatsache, dass sie nach der Arbeit nicht in eine leere Wohnung kommen, jemand zum Reden da ist, oder gemeinsam ferngesehen wird (vgl. Heath/Kenyon 2001: 92). «There is another important reason why geographically mobile young adults may choose a shared household over living alone or in lodgings: the access that it provides to a ready-made social life» (Heath/Kenyon 2001: 92).

Das WG-Wohnen kann auch als eine Art Sicherheitsnetzwerk dienen, da WG-Bewohner*innen am Leben ihrer Mitbewohner*innen Teil haben und über Aktivitäten und ihren Aufenthaltsort Bescheid wissen (vgl. Kenyon/Heath 2001: 630). Die WG-Bewohner*innen können Unterstützung bei Stress in der Arbeit sein und/oder für Singles wichtige Ansprechpartner*innen bei Sorgen und Problemen sein. Haben WG-Bewohner*innen einen ähnlichen Job oder die selbe Arbeitsstelle, kann einerseits ein besseres Verständnis füreinander gefördert und einen befriedigenden Austausch über arbeitsbezogene Themen bewirken. Andererseits können berufliche Gemeinsamkeiten auch die Gefahr bergen, nach der Arbeit nicht entspannen zu können oder über berufliche Belange mit Mitbewohner*innen

zu streiten (vgl. Heath/Kenyon 2001: 90). Das WG-Wohnen kann auch Vorteile in Bezug auf Fürsorge und Pflege bspw. im Krankheitsfall von Bewohner*innen bringen. Mitbewohner*innen besorgen füreinander Medikamente, erledigen Einkäufe und entlasten somit auch bspw. Partner*innen, die nicht im gemeinsamen Haushalt wohnen, indem diese ihre*n Partner*in versorgt wissen (vgl. Holmes 2006: 7). Bewohner*innen distanzieren sich gerne von Studierenden-WGs und deren Image von chaotisch, schmutzig und laut unter anderem um darauf hin zu weisen, dass die Wohnqualität in ihrer WG eine bessere als die von Studierenden-WGs ist. Trotz oder gerade wegen ihrer mobilen und flexiblen Lebensweise, ist Wohnkomfort für junge berufstätige Erwachsene wichtig (vgl. Heath/Kenyon 2001: 91f). Sich Wohnkosten und Räumlichkeiten zu teilen, bedeutet oftmals sich eine schönere und/oder größere Wohnung leisten zu können, und das führt zu einer empfundenen besseren Wohnqualität (vgl. Kenyon/Heath 2001: 627). Schließlich können Menschen, die bspw. aufgrund eines Jobs neu in einer Stadt sind, das WG-Wohnen nutzen, um Menschen kennenzulernen und Freund*innen zu finden (vgl. Heath/Kenyon 2001: 92).

Freund*innenschaft wird auch von WG-Bewohner*innen als etwas Zentrales erkannt. Freund*innenschaften können Entscheidungen bezüglich Wohnortswechsel (bspw. Aufgrund eines Jobangebotes) beeinflussen; dies zeigt, dass persönlicher Kontakt im alltäglichen Leben einen ganz besonderen Stellenwert hat (vgl. Cronin 2015a: 680). *Local Friends* – also Freund*innen am Wohnort bzw. Freund*innen im Alltag (vgl. Cronin 2015a: 673) – können dabei genauso relevant für das Leben und Erleben von Intimität, wie Familie, Partner*innen, Arbeitskolleg*innen und Nachbar*innen, sein (vgl. Heath/Cleaver 2003: 52).

> «Whilst this might be taken as a measure of increased social isolation, many single young adults have responded by fostering wideranging and complex networks of intimacy, embracing both platonic and nonplatonic relationships. For some, the shared household has become an important site for developing these networks.» (Heath/Kenyon 2001: 84)

Empirische Vorgehensweise

In diesem Kapitel wird nachgezeichnet, wie wir an unsere Forschung herangingen und welche Überlegungen zu Zielgruppe und Erhebungs- bzw. Auswertungsmethoden angestellt wurden.

Im ersten Teil dieser Ausführungen liegt der Schwerpunkt auf der von uns definierten Zielgruppe junger Erwachsener im Alter von 26 bis 39 Jahren, die berufstätig sind und in einer WG in Wien leben. Es wird argumentiert, weshalb wir uns für dies Zusammensetzung der Zielgruppe entschieden haben. Anschließend folgt die Beschreibung des Feldzugangs und der Rekrutierung der Interviewpartner*innen und welchen Herausforderungen – z.B. längere Wartezeiten auf Antwortmails – wir uns dabei stellen mussten. Weiterführend folgt die Beschreibung unserer Interviewpartner*innen in Bezug auf unterschiedliche Kriterien (Geschlecht, Alter, Beziehungsstatus, Beruf, Ausbildung, Herkunft, Wohngeschichte und WGs), die im Zuge dieser Beschreibung reflektiert wurden. Abschließend werden im Rahmen eines Ausblickes in Bezug auf die Zielgruppe Überlegungen angestellt, in welcher Form auf Basis unserer Forschung weitergearbeitet werden könnte.

Im zweiten Teil geht es um die angewandten Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowie die Konzeption der Forschung. Die Entscheidung, mit der Grounded Theory als methodologischer Hintergrund und dem narrativen Interview als Erhebungsmethode zu arbeiten, wird begründet. Im Anschluss daran wird die Konzeption der Forschung nachgezeichnet, wobei es hier vor allem um die Entwicklung der erzählgenerierenden Einstiegsfrage für die narrativen Interviews geht. Weiterführend wird der zyklische Forschungsprozess der Erhebungs- und Auswertungsphasen erläutert und im Zuge dessen die in der Grounded Theory angewandten Kodierverfahren (offenes, selektives und axiales Kodieren) bezugnehmend auf die vorliegende Forschung beschrieben. Dadurch soll ein Verständnis für die Herangehensweise an die Forschung und die Nachvollziehbarkeit der empirischen Vorgehensweise gewährleistet sein.

Im darauffolgenden Kapitel folgt die Darstellung unserer Ergebnisse.

Zielgruppe

Als unsere Zielgruppe definierten wir junge berufstätige Erwachsene (ohne Kinder) im Alter von 26 bis 39 Jahren, die in Wohngemeinschaften in Wien leben. Damit sind erwerbstätige Personen, die teilzeit- bis vollzeitbeschäftigt sind und sich ihr Leben selbst finanzieren, gemeint. Ausgeschlossen wurden Vollzeitstudierende, die geringfügig dazuverdienen und ihr Leben zum größten Teil mittels Familienbeihilfe, Unterstützung ihrer Eltern oder in Form von Stipendien finanzieren. Berufsbegleitende Studien und Ausbildungen waren kein Ausschlusskriterium. Geschlecht, Ethnizität, Beziehungsstatus und sexuelle Orientierung spielten für die Auswahl der Befragten keine Rolle, da es nicht Ziel unserer Untersuchung war, den Fokus auf eine oder mehrere dieser Kategorien zu legen. Wir beabsichtigten bspw. nicht, WG-Wohnen als Wohnform für Frauen, Singles oder homosexuelle Personen zu untersuchen – obwohl das auch eine Möglichkeit darstellt (siehe weiter unten) – , sondern unser Interesse zielte auf die Erforschung von Wohngemeinschaften als Orte der Intimität für junge Erwachsene im Allgemeinen ab. Da das junge Erwachsenenalter (in unserem Fall 26 bis 39 Jahre) üblicherweise mit Paarbeziehung und Familiengründung und im weiteren Sinn mit Paarwohnen und Familienhaushalt assoziiert wird, wurde es als Auswahlkriterium für die Befragten herangezogen. Personen mit Kindern wurden ausgeschlossen, da das Leben mit Kindern eine spezielle Situation und damit einen eigenen Forschungsschwerpunkt darstellt. Berufstätigkeit war insofern ein Kriterium, als dass das WG-Wohnen gemäß gesellschaftlicher Vorstellungen der Studienzeit zugeschrieben und im weiteren daher mit finanziellen Einschränkungen in Verbindung gebracht wird. Wir gingen bei berufstätigen Personen davon aus, dass sie sich aufgrund ihres Einkommens auch eine andere Art des Wohnen (bspw. eine eigene Mietwohnung) leisten könnten, sich aber für eine WG entscheiden.

Wohngemeinschaften definierten wir, angelehnt an Heath, als Haushalte, die gemeinsam von mindestens zwei nicht miteinander verwandten, nicht in Paarbeziehung lebenden Individuen geführt werden (vgl. Heath 2004: 162). Unsere Forschung beschränkte sich auf die Stadt Wien.

Feldzugang/Rekrutierung der Zielgruppe

Der Feldzugang gestaltete sich durch Anfragen im Bekanntenkreis in Form von Rundmails oder Gesprächen, E-Mail-Anfragen an Personen, die ein WG-Inserat

auf www.jobwohnen.at, www.wg-gesucht.de und www.derstandard.at aufgegeben hatten, über ein Facebook-Post, einen Aushang im Wohnhaus und eine persönliche Anfrage bei einer Zufallsbegegnung.

Für das Anschreiben von Personen, die auf Wohnungsplattformen inseriert hatten, sah die E-Mail-Vorlage folgendermaßen aus:

> Hallo ...!
>
> Ich habe dein Inserat auf … gefunden.
>
> Meine Studienkollegin und ich machen für unsere Masterarbeit in Soziologie eine Studie und suchen dazu berufstätige WG-Bewohner*innen im Alter von 26–39 Jahren in Wien. Es geht um ein circa 1 stündiges Gespräch zum Thema soziale Beziehungen.
>
> Treffen die oben genannten Kriterien auf dich zu?
>
> Hast du Zeit und Lust mitzumachen?
>
> Das Gespräch wird mit deinem Einverständnis audio-aufgenommen, alle personenbezogenen Informationen werden selbstverständlich anonymisiert und ausschließlich für unsere Datenanalyse verwendet.
>
> Ideal wäre es, wenn das Gespräch bei dir in der WG stattfinden könnte – falls es dort die Möglichkeit gibt, sich in Ruhe zu unterhalten.
>
> Ich würde mich über deine Antwort freuen und schicke schon mal ein riesiges DANKE voraus!
>
> Solltest du Personen kennen, auf die die genannten Kriterien zutreffen, wäre es sehr hilfreich, wenn du ihnen diese Nachricht weiterleitest.
>
> Liebe Grüße, Nina/Selma

Sehr viele unserer Anfragen an Personen von WG-Inseraten blieben unbeantwortet; eine Person antwortete zwar, lehnte aber wegen Zeitproblem ab. Eventuell war der Zeitpunkt ungünstig, weil die Personen, die von uns angeschrieben wurden, sich gerade auf Mitbewohner*innen-Suche befanden und ohnehin viele E-Mails zu beantworten und Termine wahrzunehmen hatten. Vermutlich hatte die Teilnahme an unserer Studie auch keinerlei Relevanz für jene Personen, die nicht auf unsere Anfragen reagierten. Anders war das, wenn Interviewpartner*innen über den weiteren Bekanntenkreis vermittelt wurden. Diese Personen fühlten sich offensichtlich eher verpflichtet, da sie von jemanden, den sie kannten, gefragt wurden oder das E-Mail weitergeleitet bekamen. Daher war es einfacher, Interviewpersonen über den Bekanntenkreis zu finden, als fremde Personen, die eine WG-Inserat geschaltet hatten, für ein Gespräch zu rekrutieren.

Die Kontaktaufnahme mit den Interviewpersonen fand per E-Mail, telefonisch und, wie bereits erwähnt, ein Mal persönlich und spontan statt. Das telefonische (oder persönliche) Kontaktieren der potenziellen Interviewpartner*innen stellte sich dabei als am effektivsten heraus, da es bei E-Mail-Kontakt öfters längere Wartezeiten bezüglich Terminvereinbarung gab und in einigen Fällen der Kontakt zu Interviewpersonen auch wieder abbrach, bevor ein Termin vereinbart und ein Interview geführt werden konnte.

Bei den Befragten handelte es sich also weitgehend um Personen, die von Bekannten weitervermittelt wurden. Wichtig war, dass die Forscherinnen weder die Interviewpartner*innen noch ihre Mitbewohner*innen kannten. Ein Interviewpartner wurde über ein WG-Inserat gefunden, ein weiterer von diesem Kontakt weitervermittelt, im Sinne des Schneeball-Prinzips. Der Vorteil, dass Interviewpersonen andere weiterempfehlen bzw. von Bekannten vermittelt werden, liegt darin, dass sich aufgrund von Vertrauen oder Verpflichtungsgefühl die Bereitschaft für ein Interview erhöht. Ebenso könnte dieses vermutlich größere Vertrauen auch zu offenen und tiefgründigen Interviews führen (vgl. Small 2009: 14). Als Beweggründe, an der Studie teilzunehmen, wurden das Verständnis für die Situation von Diplomand*innen und Interesse am Thema der Studie genannt. Es wurden zwölf Personen interviewt.

Beschreibung der Interviewpartner*innen

Da wir im Anschluss an den Erzählteil der Interviews die soziodemographischen Daten erhoben, können wir nun zu Kategorien wie Alter und Beruf der Befragten sowie zur Größe der WG oder der Wohndauer Aussagen treffen und unsere Interviewpartner*innen genauer beschreiben. Das ist insofern interessant, als dass es uns während der Analyse hilfreich war, immer wieder zu fragen «Wer sind unsere Interviewpartner*innen?» und die Interviewpersonen anhand dieser Kriterien bzw. Kategorien auszuwählen (siehe Theoretisches Sampling). Darzustellen, mit wem wir es in unserer Forschung zu tun hatten, soll außerdem zu einem besseren Verständnis der Ergebnisse beitragen. Ebenso können Informationen zu den Personen hilfreich sein, um einen Ausblick darüber zu geben, welche Kriterien zur Auswahl der Zielgruppe für zukünftige Studien relevant sein können und wie diese Forschung weiter gedacht und geführt werden könnte.

Beschreibung der Interviewpartner*innen							
Interview	**Geschlecht**	**Alter**	**Beziehungsstatus**	**Beruf**	**Hochschule**	**Herkunft**	**WG-Größe**
1	Frau	30	Single	Angestellte im Tourismusbüro	Bachelor	Wien Umgebung	2
2	Frau	31	LAT	HR Generalistin	Master	Deutschland	3
3	Mann	34	Single	Klavierlehrer, Profimusiker	Bachelor, derzeit Master	Vorarlberg	3
4	Mann	29	Single	Sozialarbeiter	Bachelor, derzeit Master	Wien Umgebung	3 (+Kind)
5	Mann	32	Single	Kameramann (selbstständig)	Diplom	Vorarlberg	2
6	Frau	32	Single	Musikerin	Ohne Abschluss	Steiermark	3
7	Frau	32	Single	Sozialarbeiterin	Diplom	Wien	5 (+Kind)
8	Frau	26	Single	Modedesignerin (selbstständig)	Ohne Abschluss	Wien	2
9	Frau	29	LAT	Projektleiterin	Master	Finnland	2
10	Mann	27	Single	Videoproduzent	Ohne Abschluss	Tirol	3
11	Frau	31	Single	Filmemacherin	Diplom	OÖ	3
12	Frau	30	Single	Volksschullehrerin	Bachelor	Wien	2

Geschlecht

An unserer Studie nahmen acht Frauen und vier Männer teil. Obwohl wir ursprünglich daran interessiert waren, ein halbwegs ausgeglichenes Verhältnis in Bezug auf das Geschlecht unter unseren Interviewpersonen zu haben, so meldeten sich doch entscheidend mehr Frauen bei uns bzw. wurden uns mehr Frauen vermittelt. Unseren Beobachtungen zufolge ist WG-Wohnen kein typisch weibliches Phänomen. Die Inserate vermittelten uns diesbezüglich einen recht ausgewogenen Eindruck. Eine Erklärung wäre, dass, weil wir selbst Frauen sind, eher Frauen auf unsere Anfragen antworteten. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass Frauen sich – traditionellen Normen entsprechend – tendenziell eher für ein Gespräch zum Thema soziale Beziehungen interessieren und daher bereit erklären, bei einer Studie mitzumachen. Es bleibt offen, was der Grund für den höheren Frauenanteil in unserer Studie ist. Wir versuchten zwar, dem Frauenüberhang entgegen zu

wirken, indem wir im Bekanntenkreis explizit nach WG-Bewohnern fragten und vermehrt auf Inserate von Männern antworteten, daraus ergaben sich allerdings keine Interviews, da wir die vorgeschlagenen Männer aufgrund anderer Kriterien (Alter, Wohnort, Arbeitslosigkeit) ausschließen mussten. Letztlich ist die Kategorie Geschlecht in Bezug auf unsere Ergebnisse nicht relevant. Geschlecht stand nicht im Fokus unserer Studie und wurde schon zu Forschungsbeginn nicht als Auswahlkriterium für Interviewpersonen vorgesehen.

Alter

Zu Forschungsbeginn wurde festgelegt, Personen im Alter von 26 bis 39 Jahren zu interviewen. Die jüngste Interviewpartnerin ist 26 Jahre, der älteste Interviewpartner 34 Jahre alt. Die restlichen Interviewpersonen platzieren sich altersmäßig um die 30 Jahre: zwei Personen sind 29, zwei 30, zwei 31, zwei 32, einer ist 27 und einer 33 Jahre alt.

Schon während der Datenerhebung fiel uns auf, dass wir großteils circa 30-jährige Personen für unsere Interviews rekrutieren konnten. Wir versuchten somit vermehrt ältere und jüngere Interviewpartner*innen zu finden, indem wir gezielt in unserem Bekanntenkreis danach fragten und auch bei der Inserat-Recherche einen Fokus auf das Alter legten. Ein 37-jähriger potenzieller Interviewpartner sagte uns dabei kurz vor dem Interviewtermin aufgrund von Zeitmangel ab und aus einem Interview mit einer 26-Jährigen, die durch ein Inserat gefunden wurde, wurde nichts, da sie den E-Mail-Verkehr vor Terminvereinbarung einstellte. Daher ist es uns nicht möglich, Aussagen darüber zu machen, ob und wie «Fast-40jährige» Personen in WGs wohnen. Ebenfalls bleibt unklar, ob die relativ altershomogene Zielgruppe darauf hinweist, dass das Alter ein spezifisches Merkmal für das Phänomen und WG-Wohnen eine Art «Lifestyle» von «Um-die-30-jährigen», die sehr wohl im Zusammenhang mit dem Wohnen ihr Alter reflektieren, ist. Auch während unserer Literaturrecherche fanden wir keine Antwort auf diese Fragen, da es wenige aktuelle Studien zum Thema WG gibt. Heath und Cleaver befragten in ihrer Studie «Young Adults und Shared Household Living Project» in Großbritannien bspw. berufstätige in WGs-wohnende Personen zwischen 18 und 35 Jahren. Der größte Anteil der Befragten (die Hälfte der Männer und mehr als die Hälfte der Frauen) befand sich dabei in der Altersklasse der 22 bis 25-Jährigen (vgl. Heath/Cleaver 2003: 199). Eine Möglichkeit könnte sein, dass ältere, an Gemeinschaftswohnen interessierte Menschen, nicht in WGs, sondern in anderen gemeinschaftlichen Wohnformen, wie bspw. Wohnprojekte, die

eine Vereinbarung von Familienwohnen und Wohnen in Gemeinschaft ermöglichen, leben (vgl. Hagen 2016). Dazu müssten noch Studien geführt werden.

Beziehungsstatus

Wir ließen die Interviewpartner*innen ihren Beziehungsstatus selbst beschreiben, was einerseits zum Teil überraschend für sie war, ihnen aber andererseits ermöglichte, ihn so zu benennen, wie es für sie passend war – was wir damit auch bezwecken wollten. Abgesehen davon, dass zwei Interviewpartner den Zusatz «glücklich» für ihren Beziehungsstatus verwendeten – nämlich «glücklicher Single» und «glücklich ledig» nutzten die anderen diese Möglichkeit, um sich genauer zu erklären oder einfach nur anzugeben, dass sie single bzw. in einer Beziehung sind. Zehn Interviewpersonen waren zum Zeitpunkt des Interviews single, also nicht in einer Partner*innenschaft oder Liebesbeziehung, zwei Interviewpartnerinnen hatten Partner, mit denen sie Fernbeziehungen führten.

Auch wenn WG-Wohnen trotz dieser Zahlen nicht zwingend vorwiegend eine Wohnform für Singles sein muss, eigene vergangene Beziehungen und Partner*innen von Mitbewohner*innen mehrmals erwähnt wurden und vier Interviewpersonen angaben, schon mit einem Paar gewohnt zu haben (was darauf verweist, dass Paare auch in WGs wohnen), so war das für uns doch ein überraschendes Ergebnis, das uns folgende Überlegungen anstellen lässt: Ist WG-Wohnen beabsichtigt temporär, ein Wohnen für gewisse Phasen/Übergänge, das gut zur Flexibilität unserer Zeit passt? Ermöglicht diese Wohnform einen flexiblen Umgang mit unterschiedlichen Lebenssituationen wie Auslandsaufenthalten, LAT-Beziehungen und wechselnden Liebespartner*innen? Diese Fragen finden an dieser Stelle keine Beantwortung, sondern sollen als Denkanstoß zum besseren Verständnis für unsere Zielgruppe dienen.

Beruf

Die Interviewpartner*innen waren zum Zeitpunkt des Interviews, wie weiter oben erwähnt, zumindest Teilzeit-berufstätig und arbeiteten in folgenden Berufsfeldern: künstlerisch-kreativer-musischer Bereich (6), sozial-pädagogischer Bereich (3), höhere leitende Funktionen (2), Tourismus (1). Das Verhältnis zwischen angestellt und freischaffend/selbstständig bzw. regelmäßige Arbeitszeiten (Montag bis Freitag tagsüber) und projektbezogene, variierende Arbeitszeiten war jeweils 7 zu 5. Zwei Interviewpartner*innen hatten zumindest zwei Jobs.

Ausbildung/Studium

Alle Befragten haben Matura und zumindest für ein paar Semester an einer Universität studiert. Neun Personen haben einen Studienabschluss an einer Universität, PH oder FH; ein Befragter schreibt an seiner Masterarbeit an einer FH und eine andere Befragte hatte soeben ihre Bachelorarbeit an der PH abgegeben.

Aufgrund des Rekrutierens von Interviewpersonen durch Empfehlungen aus dem weiteren Bekanntenkreis und durch das Schneeball-Prinzip bilden die Interviewpartner*innen eine relativ homogene Gruppe (vor allem den Bildungsstand betreffend) ähnlich unserer eigenen Freund*innenkreise. Auch die Tatsache, dass Inserate, auf die wir mit Anfragen antworteten, z.B. auf www.jobwohnen.at (der ÖH-Onlinebörse) und auf www.derstandard.at (eine Onlinezeitung, die gern von bildungsnahem Publikum gelesen wird), geschaltet wurden, trug dazu bei, dass unsere Interviewpersonen aus studierendem Milieu kamen. Ein weiterer Faktor ist, dass einige Interviewpersonen ihre Beweggründe, an der Studie teilzunehmen, damit begründeten, dass sie selbst Erfahrungen mit Master- oder ähnlichen Abschlussarbeiten hatten, die zum Teil auch empirische Studien beinhalteten. Sie wussten also, wie schwierig es war, Interviewpartner*innen zu finden, hatten dadurch Verständnis für unsere Situation und waren daher eher bereit, uns ein Interview zu geben. Die Art der Interviewpartner*innenrekrutierung ermöglichte es uns nicht, dem entgegen zu wirken. Allerdings stellte sich die Homogenität bezüglich Bildungsstand (und auch Alter) als Vorteile heraus. Es kann zwar mit unserer Studie nicht die gesamte Bandbreite der WG-Bewohner*innen dargestellt werden, dafür können aber Aussagen über diese spezielle Zielgruppe getroffen werden. Es ist also wichtig, im Hinblick auf die Ergebnisse die Merkmale der Zielgruppe mitzubedenken, auch um zu verstehen, was diese im Zusammenhang mit größeren gesellschaftlichen Veränderungen aussagen. Dennoch bleibt letztlich die Frage, ob diese Homogenität allein auf die Art unseres Feldzugangs zu schließen ist, oder ob das Phänomen der Berufstätigen-WGs tendenziell in bildungsnahen Kreisen und im urbanen Umfeld zu finden ist.[13] Für Letzteres spräche die Tatsache, dass WG-Wohnen nach stereotypen Vorstellungen der Studienzeit zugeschrieben wird (und faktisch auch eine beliebte Wohnform während des Studierens ist) und damit in Universitäts-Städten eine Akzeptanz für diese Wohnform gegeben ist.

13 Heath und Cleaver fanden in ihrer Studie zu berufstätigen jungen WG-Bewohner*innen in Großbritannien heraus, dass das WG-Wohnen von ca. 30-jährigen, an Karriere interessierten Personen, d.h. Personen in höheren beruflichen Positionen, einen neuen Trend darstellt (vgl. Heath/Cleaver 2003).

Herkunft

Die Interviewpersonen kommen aus Deutschland (1), Finnland (1), Wien und Umgebung (5), Oberösterreich (1), Steiermark (1), Tirol (1) und Vorarlberg (2). Von den Personen, die aus den Bundesländern oder aus dem Ausland nach Wien gekommen sind, wurden Studium oder Arbeit als Begründungen für ihren Ortswechsel genannt. Die Interviewpartnerin aus Finnland spricht zwar Deutsch, wechselte aber während des Interviews fallweise auf Englisch, was auch in den Zitaten im Ergebnisteil sichtbar ist.

Wohngeschichte

Im Nachfrageteil stellten wir die Frage nach der Wohngeschichte, da wir vermuteten, auch in Erzählungen zu vorangegangenen Wohnsituationen der Befragten interessante Informationen für unsere Studie zu erhalten. Das Wiederholte WG-Wohnen wurde genauso thematisiert wie das Alleine-Wohnen oder das Wohnen mit Partner*in. Alle Befragten gaben an, entweder zuvor schon in anderen WGs gewohnt zu haben oder seit vielen Jahren in ein und der selben WG zu wohnen. Damit nahm das WG-Wohnen – auf unterschiedliche Art und Weise – einen großen Teil ihrer Wohngeschichte ein.

Wohngemeinschaften

Befragt wurden Bewohner*innen von 2er-WGs (5), 3er-WGs (6 – eine davon mit Kleinkind) und einer 5er-WG mit Kind. Auch wenn ein Auswahlkriterium war, dass die Interviewpersonen kinderlos sind, so waren Kinder doch ein Thema im Leben der Befragten; die Interviewpersonen erwähnten Freund*innen und Geschwistern, die Kinder hatten. Außerdem gab es zwei WGs, in denen ein Kind lebte und eine WG-Bewohnerin erzählte, dass sie zuvor kurzfristig in einer WG mit einem kleinen Kind gewohnt hatte.

Ebenso ließ uns die Analyse der Interviews unsere Definition von WG überdenken. Hatten wir ursprünglich das Zusammenleben mit Familienmitgliedern aus der WG-Definition ausgeschlossen, so zeigte sich in unserer Studie, dass die Interviewpersonen WGs anders definieren. Nicht nur wurde mehrmals von WGs mit Geschwistern gesprochen bzw. wohnte eine Befragte zum Zeitpunkt des Interviews mit ihrer Schwester und einem Freund in einer 3er-WG, sondern es wurde auch das Zusammenwohnen im Erwachsenenalter mit der Großmutter und mit dem Vater von den Befragten als WG bezeichnet bzw. mit einer WG verglichen. Ein

Grund für die Bezeichnung WG auch für Wohnformen, bei denen wir ursprünglich nicht dachten, dass das WGs sein könnten, liegt vielleicht daran, dass die Interview-Partner*innen davon ausgingen, dass wir uns hauptsächlich für WGs interessierten und sie somit auf unsere Fragen gemäß sozialer Erwünschtheit antworteten. Die Bezeichnung WG für das Zusammenleben im Erwachsenenalter mit Familienmitgliedern kann aber auch als Abgrenzung zum Familienwohnen verstanden werden. Weiters wird das in der Literatur so genannte *blurring*, also das Verschwimmen von Grenzen zwischen Freund*innen und Familie, sichtbar (vgl. Pahl/Spencer 2004: 200). Die Interviewpartner*innen wohnen also mit Freund*innen/Bekannten, ursprünglich Fremden und Verwandten in WGs. Eine Befragte war zum Zeitpunkt des Interviews gerade frisch in die WG eingezogen, in drei WGs gab es neue Mitbewohner*innen, eine WG befand sich in einer komplett neuen Besetzung, ein Befragter befand sich kurz vor dem Auszug und bei einer Befragten stand ein Mitbewohner*in-Wechsel bevor.

Da die Daten personen- und nicht WG-bezogen erhoben und nur ein*e Bewohner*in pro WG befragt wurde, können keine Aussagen über die WG selbst gemacht, sondern nur die Sicht der einzelnen Interviewpersonen dargestellt werden.

Ausblick in Bezug auf die Zielgruppe

Ziel unserer Arbeit war es, einen Eindruck von jungen, berufstätigen Erwachsenen in WGs zu bekommen und Informationen zu sozialen Beziehungen der WG-Bewohner*innen zu erhalten. In unserem offenen Feldzugang war unsere Zielgruppe daher sehr breit gehalten, es gab keine Spezifikation oder Einschränkungen bezüglich Kriterien wie Geschlecht, Personenkonstellation in den WGs etc. Während unserer Forschung ergaben sich folgende Ideen, wie an diese Studie angeknüpft und der Forschungsgegenstand spezifiziert werden könnte: Ein Fokus auf geschlechtsspezifische Merkmale oder Geschlechterrollen könnte gelegt werden, indem Bewohner*innen von reinen Frauen-/Männer-WGs oder Bewohner*innen von 2er-WGs, in denen jeweils ein Mann und eine Frau wohnen, befragt werden. Ebenso könnte, wie weiter oben erwähnt, das gezielte Befragen ältere WG-Bewohner*innen, bspw. Personen zwischen 40 und 50 Jahren, die in WGs wohnen, Aufschluss über diese Zielgruppe geben. Ebenso möglich wäre es, einen Schwerpunkt auf den Beziehungsstatus zu legen. Sowohl das genauere Erforschen von Singles und WG-Wohnen, als auch Paare, die in WGs leben, bieten sich dazu an. Der Zusammenhang zwischen Wohnen und Freund*innenschaft könnte unter-

sucht werden, in dem der Fokus auf WGs gelegt wird, in denen Personen leben, die schon vor dem Zusammenwohnen Freund*innen waren. Während unserer Suche nach Interviewpartner*innen fiel uns auf, dass eine genauere Analyse von Mitbewohner*in-gesucht-Inseraten, Auskunft über Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnissen betreffend Wohnen aber auch über das Displaying von WGs geben kann. Auch ein Stadt–Land-Vergleich wäre denkbar, um zu untersuchen, wie sich WGs nach Standort unterscheiden und ob es diese Orte der Intimität auch im ländlichen oder nur im urbanen Raum gibt.

Forschungsprozess nach der Grounded Theory

Die vorliegende Arbeit versteht sich als qualitative und interpretative Studie, die auf hermeneutischen Prinzipien basiert. Daher erschien uns die Grounded Theory als methodologischer Hintergrund für unser Forschungsvorhaben als sinnvoll, da wir einem komplexen Interessensgebiet begegneten und es uns mithilfe der Grounded Theory möglich war, dieser Komplexität Raum zu geben und daher einige Aspekte des untersuchten Phänomens mit konzeptioneller Dichte erklären zu können.

> «Die Grounded Theory ist eine qualitative **Forschungsmethode bzw. Methodologie**, die eine **systematische** Reihe von **Verfahren** benutzt, um eine induktiv abgeleitete, gegenstandsverankerte **Theorie** über ein **Phänomen** zu **entwickeln.**» (Strauss/Corbin 1996: 8, Hervorhebung im Original)

Wir näherten uns also mittels Grounded Theory dem Phänomen Wohngemeinschaften – und zwar in Bezug auf Intimität. Eine handlungs- und prozessorientierte Forschungsfrage war dabei wesentlich:

Wie wird Intimität von jungen, in Wohngemeinschaften lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt? Welche Rolle spielt dabei das Zusammenleben in der WG?

Ziel dieser Grounded Theory-Studie war es, erlebte und gelebte Intimität von jungen Erwachsenen abzubilden und im Zuge dessen die Rolle des Zusammenlebens in der WG zu untersuchen.

Narrative Interviews

Narrative Interviews eignen sich für Untersuchungen, die folgende Voraussetzungen erfüllen: Zum einen muss

a) die interviewte Person selbst als handelnd in das untersuchte Phänomen einbezogen sein, zum anderen muss
b) sie diesem Phänomen in der Vergangenheit mit einer bestimmten Aufmerksamkeit begegnet sein und außerdem muss
c) der Prozesscharakter dieses sozialen Phänomens bestehen (vgl. Schütze 1987: 243, zit. n. Küsters 2009: 30).

Die vorliegende Studie erfüllt diese Kriterien, denn die Interviewpartner*innen gestalten

a) sowohl ihre sozialen Beziehungen und die daraus entstandene Intimität als auch das Zusammenleben in der WG selbst, sind
b) diesen Phänomenen – also der erlebten und gelebten Intimität und dem Zusammenleben – in der Vergangenheit bis zur derzeitigen Lebenssituation begegnet, weil sich
c) sowohl soziale Beziehungen als auch Wohnformen laufend verändern und weiterentwickeln, eben prozesshaft sind.

Eine weitere Begründung für das narrative Interview als Erhebungsmethode ist, dass aufgrund des offenen Einstiegs und der bewusst nicht vorgegebenen Strukturiertheit eine Erzählung über einen Aspekt im Leben der interviewten Person hervorgerufen werden soll – für die vorliegende Arbeit: erlebte und gelebte Intimität von jungen, in WGs lebenden Erwachsenen und die Rolle des Zusammenlebens. Die soziale Wirklichkeit der interviewten Person wird durch das Erzählen im Rahmen des Interviews hergestellt (vgl. Küsters 2009: 18), welche die Grundlage für die Gegenstandsverankerung in den Daten ist. Diese Daten werden mittels Kodierverfahren in der Grounded Theory geordnet, kontextualisiert und zueinander in Beziehung gesetzt.

Bei der Konzeption der erzählgenerierenden Einstiegsfrage für die narrativen Interviews überlegten wir lange, mit welcher Frage sich soziale Beziehungen im Allgemeinen und die Beziehungen innerhalb der WG im Hinblick auf Intimität gemeinsam erfassen lassen. Das Forschungsinteresse unserer Studie war zu Beginn noch sehr breit gesteckt und kreiste um die Themenbereiche soziale Beziehungen, Wohngemeinschaften und Intimität.

Aus diesem Grund war der Forschungszugang ein sehr offener, weil wir noch keinen Schwerpunkt bzw. Fokus etablieren konnten; wir arbeiteten mit folgenden Fragen:

1. Welche Personen sind dir in deinem derzeitigen Leben wichtig und warum? Erzähl mir von den Beziehungen zu ihnen und was sie wertvoll/besonders/wichtig für dich macht (was sie für dich ausmachen).
2. Du hast deine Mitbewohner*innen gar nicht erwähnt – kannst du dazu noch etwas sagen?
3. Kannst du kurz darstellen, wie du gewohnt hast, bevor du in diese WG gezogen bist?

Nach dem ersten Drittel der Erhebungsphase drehten wir die Reihung der Fragen um, weil nach den ersten Interviews auffällig war, dass die Interviewpersonen das Thema WG zu Beginn erwarteten und weil wir den Eindruck hatten, den Interviewpartner*innen durch eine spezifische Frage am Beginn mehr Struktur für ihre Erzählung bieten zu können. Wir fragten also zuerst nach Wohnsituation, Mitbewohner*innen und Beziehungen innerhalb der WG und erst danach stellten wir die Frage nach generell wichtigen Personen und den Beziehungen zu ihnen:

1. Ich interessiere mich für deine derzeitige Wohnsituation und deine Mitbewohner*innen. Wie sind deine Beziehungen zu deinen Mitbewohner*innen? Wie sieht euer Zusammenleben aus?
2. Welche Personen sind generell in deinem derzeitigen Leben wichtig? Erzähl mir von diesen Personen, deinen Beziehungen zu ihnen und was diese Beziehungen für dich ausmacht.
3. Kannst du kurz darstellen, wie du gewohnt hast, bevor du in diese WG gezogen bist?

Dadurch fokussierte sich der Einstieg der Erzählung auf das Thema Wohnen und WG. Dennoch war es sehr unterschiedlich, welche Frage letztendlich ausführlich beantwortet wurde. Es kam u.a. darauf an, wie lange sie bereits in der bestehenden Konstellation in der WG leben, wie viele Mitbewohner*innen sie haben oder wie sich ihre Wohngeschichte gestaltet.

Nach dem Erzählteil wurden noch die folgenden soziodemographischen Daten erhoben, um Angaben über unsere Interviewpartner*innen machen zu können:

Fragen zur WG:

- Wie lang bist du in der WG?
- Wie viele Personen leben hier und wer sind die Personen?

– Lage der WG
– Beschreibung der WG (Zimmeranzahl, Gemeinschaftsräume)

Fragen zur Person:

– Alter
– Geburtsort/Herkunft
– Tätigkeit/Beruf
– Ausbildung/Studium
– Beziehungsstatus: Wie würdest du deinen Beziehungsstatus beschreiben?

Erhebung und Auswertung

Wir führten zwölf narrative Interviews. Neun Interviews fanden in der jeweiligen WG der Befragten statt, zwei am Arbeitsplatz und eines in der Wohnung einer der beiden Forscherinnen. Die Interviews dauerten zwischen 30 und 65 Minuten, wurden audio-aufgenommen; der Erzählteil wurde transkribiert und anonymisiert, d.h. sowohl die genannten Namen als auch die der Interviewpartner*innen wurden geändert.

Beim Transkribieren der Interviews hielten wir uns an die Regeln Küsters (2009: 75):

,	kurzes Absetzen, keine grammatikalische Kommasetzung
.	Absenken der Stimme zum Satzende hin; einsekündiges Schweigen
.. bzw. ...	zwei- bzw. dreisekündiges Schweigen
(4)	Schweigen in der angegebenen Sekundenzahl
Such/Untersuchung	sich selbst verbessern bzw. unterbrechen
I: Lebensgeschichte erzählen E: Ooh jee	gleichzeitiges Sprechen
eeeeeh	Dehnung des Vokals
(lacht), (hustet)	nonverbale Aktivität
ja überhaupt keine Ahnung	Betonung; lautes Sprechen
sehr damit beschäftigt gewesen	leises Sprechen
also nie Kopf hängen lassen oder –	den begonnen Satz oder ein Wort abbrechen, ohne die Stimme abzusenken
Das (is ja)	undeutlich
( )	unverständlich (mit ungefähr angedeuteter Länge)

Nach dem Einstieg ins Feld, also der ersten Erhebungsphase, wurde das Datenmaterial – es handelte sich um zwei Interviews – gemeinsam analysiert. Im ersten Schritt der Datenauswertung wurde offen kodiert. «Offenes Kodieren ist der Analyseteil, der sich besonders auf das Benennen und Kategorisieren der Phänomene mittels einer eingehenden Untersuchung der Daten bezieht» (Strauss/Corbin 1996: 44). Es handelt sich dabei um eine von drei Kodierarten[14] in der Grounded Theory, welche vor allem zum Einstieg in die Analyse, aber auch im weiteren Verlauf der Forschung zum Einsatz kam. Beim offenen Kodieren wurden Wörter, Sätze oder Abschnitte aus dem Interviewtranskript gruppiert und benannt, d.h. Konzepte gebildet. Diese blieben zu Beginn recht nahe am Datenmaterial, gegebenenfalls wurden auch sogenannte «In vivo Kodes» identifiziert (aus dem Datenmaterial entnommene, unveränderte Bezeichnungen für beobachtbare Phänomene). Diese Konzepte wurden schließlich zu (abstrakteren) Kategorien zusammengefasst bzw. gruppiert und deren Eigenschaften (Merkmale bzw. Charakteristika eines Konzepts / einer Kategorie) und Dimensionen (deren Ausprägungen) bestimmt (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43ff). Durch dieses erste Aufbrechen der Daten entwickelten sich eine Reihe von Konzepten und Kategorien, die sehr breit gesteckt waren und noch keine spezifische Richtung für die Forschung bot.

Im Zuge dessen wurden zwei weitere Interviews erhoben und wiederum offen kodiert. Dabei wurden bereits bestehende Konzepte und Kategorien identifiziert, aber auch neue hinzugefügt. Zu diesem Zeitpunkt entschlossen wir uns dazu, die Reihenfolge der erzählgenerierenden Fragen für die Interviews zu ändern, da zwar bereits viele interessante Aspekte und Bereiche aus der derzeitigen Lebenssituation der Interviewpartner*innen erhoben werden konnten, sich jedoch noch kein zentrales Phänomen etabliert hatte.

An dieser Stelle wurden nun wieder zwei Interviews – mit der veränderten Fragereihenfolge – durchgeführt, die anschließend analysiert wurden. Das hat sich als positiv herausgestellt. Dabei wurde nun nicht nur mehr offen kodiert, sondern mittels axialem Kodieren versucht, bereits identifizierte und neu gebildete Kategorien auf neue Art in Beziehung zueinander zu setzen, «indem *Verbindungen zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien ermittelt werden*» (Strauss/Corbin 1996: 76, Hervorhebung im Original). Dabei war das paradigmatische Modell hilfreich:

> «In der Grounded Theory verknüpfen wir Subkategorien mit einer Kategorie durch

14 Die beiden anderen Kodierarten (axiales und selektives Kodieren) werden weiter unten ausgeführt.

> einen Satz von Beziehungen, die auf ursächliche Bedingungen, Phänomen, Kontext, intervenierende Bedingungen, Handlungs- und interaktionale Strategien und Konsequenzen verweisen.» (Strauss/Corbin 1996: 78)

Obwohl offenes und axiales Kodieren getrennte analytische Vorgehensweisen sind, werden während des Forschungsprozesses meist beide Arten abwechselnd verwendet (vgl. Strauss/Corbin 1996: 77). So war es auch im Zuge dieses Forschungsverlaufes. Nachdem die Fragereihenfolge für die Interviews geändert wurde, wurden die wesentlichen und interessantesten Kategorien herangezogen, um diese nach dem paradigmatischen Modell in Beziehungen zu anderen Kategorien zu setzen. Dabei zeichnete sich immer klarer ab, dass es einen Aspekt gab, der sich kontinuierlich herauskristallisiert hat. Bevor aber die Kernkategorie identifiziert werden konnte, wurden zwei weitere Interviews erhoben, wobei der darauffolgende Analysezyklus ähnlich wie eben beschrieben verlief. Durch die Veränderung der Reihenfolge der Fragen spezifizierte sich der Forschungsschwerpunkt, d.h. das WG-Wohnen stand im Mittelpunkt. Die gezielte Veränderung verlieh unserer Studie einen Fokus und trieb diesen gleichzeitig voran.

Im Zuge des selektiven Kodierens stellte sich schlussendlich heraus, mit welchem Phänomen als Kernkategorie weitergearbeitet werden konnte. Selektives Kodieren, «der Prozeß des Auswählens der Kernkategorie, des systematischen In-Beziehung-Setzens der Kernkategorie mit anderen Kategorien, der Validierung dieser Beziehungen und des Auffüllens von Kategorien, die einer weiteren Verfeinerung und Entwicklung bedürfen» (Strauss/Corbin 1996: 94), ist dem axialen Kodieren ähnlich, es ist eine abstraktere Form der Analyse. Mithilfe des paradigmatischen Modells wurde die Kernkategorie in ihren Eigenschaften und Dimensionen mit anderen Kategorien in Beziehung gesetzt und beschrieben.

Die letzte Erhebungsphase umfasste weitere vier Interviews, wobei diese zeitlich gesehen nicht eindeutig vor oder nach dem selektiven Kodieren eingeordnet werden können, das geschah relativ parallel und vermischte sich aufgrund der zyklischen Vorgehensweise.

Die Reihenfolge der Fragen bei den Interviews wurde nicht mehr geändert. Uns war bewusst, dass diese sehr breit angelegt waren, was wir aber weiterhin wollten, um unsere Forschungsfrage adäquat beantworten zu können. Die Beantwortung wäre nicht möglich, wenn bspw. nicht mehr nach den generellen wichtigen sozialen Beziehungen gefragt werden würde, da diese in Relation zu den Beziehungen innerhalb der WG stehen – und umgekehrt. Es war wichtig, die Fragen in dieser Breite beizubehalten, weil dadurch den Interviewpartner*innen die Möglichkeit

gegeben werden konnte, die sozialen Beziehungen in ihrer Gesamtheit darzustellen.

Bei den letzten vier Interviews konnten wir mit dem exmanenten Nachfragen einzelne Aspekte in Bezug auf die WG vertiefen, somit fokussierten wir immer stärker auf die WG, auf das gemeinsame Wohnen und die damit verbundenen Praktiken und konnten dadurch die Kernkategorie in ihren Eigenschaften und Dimensionen weiterentwickeln und mit ergänzenden Kategorien in Beziehung bringen.

Während des Forschungsprozesses wurden Analyseprotokolle, Memos und Notizen verfasst, um den Forschungsfortschritt zu dokumentieren, vorübergehende Ergebnisse und Informationen festzuhalten und auch Ideen, die für den weiteren Verlauf eventuell wichtig sein könnten, niederzuschreiben (vgl. Strauss/Corbin 1996: 169).

Theoretisches Sampling

Theoretisches «Sampling auf der Basis von Konzepten, die eine bestätigte theoretische Relevanz für die sich entwickelnde Theorie besitzen» (Strauss/Corbin 1996: 148), d.h. aufgrund theoretischer Überlegungen Datenmaterial, Fälle oder Ereignisse auszuwählen, fand im Zuge der vorliegenden Studie in verschiedenen Bereichen statt:

- In Bezug auf die Interviewpartner*innen: Nach dem ersten Drittel der Erhebungsphase (es wurden vier Interviews mit je zwei Frauen und zwei Männern durchgeführt), bestand ein ausgeglichenes Verhältnis in Bezug auf Geschlecht. Bei der weiteren Rekrutierung der Interviewpartner*innen zeichnete sich ein leicht weiblicher Überhang ab, wobei wir an dieser Stelle bewusst versuchten, an männliche Interviewpersonen zu kommen. Im Zuge des weiteren Forschungsverlaufes stellten wir jedoch fest, dass Geschlecht für die Etablierung der Kernkategorie keinen zentralen Aspekt einnahm, wodurch wir – wie auch ursprünglich geplant – Geschlecht als Auswahlkriterium nicht zu stark fokussierten (siehe auch Kapitel «Zielgruppe: Geschlecht»).
  Nach der ersten Erhebungsphase wurde versucht, Jüngere und Ältere zu finden, da bis zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich Datenmaterial zu ca. 30-jährigen Personen erhoben wurde. Jüngere konnten wir finden, aber Ältere konnten wir nicht gewinnen (siehe dazu Kapitel «Zielgruppe: Alter»).

- In Bezug auf die Erhebung/Interviewführung: Auch auf Ebene der Datenerhebung fand theoretisches Sampling statt. Dies führte zur Veränderung der Fragereihenfolge bei der Interviewführung, wodurch der Fokus innerhalb der Forschung verschoben wurde und so der Schwerpunkt auf das WG-Wohnen gelegt wurde, was sich positiv auf die Entwicklung und Etablierung der Kernkategorie auswirkte (siehe weiter oben).

Diese theoretischen Überlegungen wirkten sich maßgeblich auf den Forschungsfortschritt aus und förderten die schrittweise Identifizierung und Entwicklung der Kernkategorie, die anschließend im Ergebnisteil genau dargestellt wird: Wert der Präsenz.

Ergebnisse

Wir konnten mit unserer Studie viele interessante Informationen über die Interviewpartner*innen gewinnen. Dabei stand die Beantwortung der Forschungsfragen, die folgendermaßen lauten, im Vordergrund:

Wie wird Intimität von jungen, in Wohngemeinschaften lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt?
Welche Rolle spielt dabei die WG?

Um unsere Forschungsfragen beantworten zu können, haben wir unsere Interviewpartner*innen nicht nur zu den Beziehungen zu ihren Mitbewohner*innen befragt und uns dadurch nicht nur auf die WG als einen möglichen Ort für Intimität beschränkt, sondern generell nach ihren sozialen Beziehungen und Bezugspersonen gefragt, um die WG als potenzielle Ressource für Intimität im Leben der Interviewpartner*innen einordnen zu können. Ein weiteres Ziel war, ein besseres Verständnis zur erlebten und gelebten Intimität der Befragten zu erhalten. Aus diesem Grund werden ihre sozialen Beziehungen im Allgemeinen erläutert, weil sich für uns in diesem Zusammenhang Intimität konstituiert:

Welche Personen im Leben der Befragten eine wichtige Rolle spielen (Bezugspersonen) und was die Beziehungen zu diesen Personen ausmachen (Beziehungsqualitäten), beantwortet den ersten Teil der Forschungsfrage, nämlich, wie Intimität von jungen, in WGs lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt wird. Die spezifische Frage nach den Beziehungen zu den Mitbewohner*innen zielt auf die Beantwortung des zweiten Teils ab, welche Rolle die WG dabei spielt.

Das zentrale Ergebnis unserer Forschung bezeichnen wir als **Wert der Präsenz**: Unsere Interviewpartner*innen leben vielfältige Formen sozialer Beziehungen, in denen unterschiedliche Beziehungsqualitäten von Bedeutung sind. Je nachdem, wo sie sich gerade befinden – sowohl physisch als auch emotional –, nutzen sie mehrere und unterschiedliche Ressourcen, um ihre sozialen Beziehungen zu gestalten und Intimität zu leben. Das Besondere am Wert der Präsenz ist, dass dieser die positive Bedeutung des WG-Lebens ausmacht; die Interviewpartner*innen wohnen in WGs um der Gemeinschaft Willen.

Das soll nicht heißen, dass das Leben in einer WG gleichzeitig die Existenz von Intimität bedeutet, dass jedoch das Leben in einer WG an sich eine potenzielle

Ressource für Intimität (im Sinne einer Beziehungsqualität) sein kann. Der Wert der Präsenz – sowohl physisch anwesend sein als auch emotional Da-Sein – bedeutet in diesem Sinne, dass unsere Interviewpartner*innen ihr WG-Leben insofern als positiv empfinden, als dass das Wohnen, der Alltag, das Leben mit anderen Personen geteilt wird und dieses Teilen eine spezielle, positive Bedeutung erfährt. Wir sehen im Wert der Präsenz ein Indiz für das Intimitätsverständnis der Befragten; es ist der Wille und die Bereitschaft, sich mit Anderen auseinanderzusetzen.

Die Ergebnisdarstellung gliedert sich folgendermaßen:

- ► Beziehungen
  - – Beziehungsqualitäten
  - – Bezugspersonen
- ► Wert der Präsenz
- ► Wohnen in der WG
- ► Rahmenbedingungen für das Wohnen in der WG
- ► Praktiken der Intimität

Beginnend mit den Ausführungen zu den sozialen **Beziehungen** unserer Interviewpartner*innen allgemein gehen wir zunächst auf die Beziehungsqualitäten ein und erläutern dann, welche Menschen ihnen im derzeitigen Leben wichtig sind, also wer die Bezugspersonen sind.

Das umfangreiche Kapitel **Beziehungsqualitäten** umfasst Eigenschaften sozialer Beziehungen, die für die Qualität der von den Befragten beschriebenen Beziehungen stehen und in denen sich Intimität für unsere Interviewpartner*innen konstituiert: Sich-Kennen, Gegenseitigkeit, (gute) Kommunikation, Hilfe/Unterstützung, emotionale Aspekte, Geborgenheit, Sympathie/Zuneigung, Vertrautheit und (intensive) Bindung / (gutes) Verhältnis.

Im darauffolgenden Kapitel **Bezugspersonen** wird geklärt, welche Personen unseren Interviewpartner*innen besonders wichtig sind und mit wem sie Intimität leben. Ziel ist, die vielfältigen Formen sozialer Beziehungen der Befragten zu beschreiben und dabei aufzuzeigen, was ihre Besonderheiten sind. Die Reichweite der Bezugspersonen reicht von Familienmitgliedern wie Eltern, Geschwister oder entferntere Verwandte, über Partner*innen, Ex-Partner*innen, Freund*innen, Arbeits- oder Studienkolleg*innen und Nachbar*innen bis hin zu Mitbewohner*innen. Dabei wurden im Zuge unserer Forschung drei Personengruppen – Eltern, Partner*innen und Special Friends – als Personen mit Sonderstatus identifiziert,

die sich vor allem durch die Beziehungsqualität der Konstanz von anderen Personen unterscheiden. Die Beziehungen zu diesen Personen werden als konstant empfunden, egal, ob diese Beziehungen in der Nähe oder über die Distanz gelebt werden. Durch Mobilität und Flexibilität entstehen spezielle Herausforderungen in Bezug auf soziale Beziehungen und gelebter Intimität in Nähe und Ferne. Dabei hat der Alltag einen besonderen Stellenwert: Bei unseren Befragten besteht das Bedürfnis, auch im Alltag Nähe zu haben, Personen zu haben, mit denen «klane Alltäglichkeitn» (Interview 6, Zeile 108) geteilt werden, was u.a. durch das WG-Wohnen geschehen kann. Im Wohnen findet Alltag statt. Den Wohnraum mit anderen zu teilen, bedeutet auch, den Alltag mit anderen zu teilen. Dabei kann – zumindest bei den von uns befragten Interviewpartner*innen – der Wert der Präsenz, d.h. Da-Sein und gleichsam füreinander Da-Sein, entstehen.

Darauf folgt das Kapitel **Wohnen in der WG**: Personen ziehen in eine WG, um sich Menschen in den Alltag zu holen bzw. diesen mit anderen zu teilen. Dem geht einerseits ein hoher Stellenwert des Wohnens in der WG voraus, d.h. die Relevanz des Aspekts der Gemeinschaft und andererseits das Zusammenleben per se und dessen Funktionieren. Dabei ist der Aspekt des Sich-Kennens bzw. Kennenlernens potenzieller Mitbewohner*innen wesentlich.

Im anschließenden Kapitel **Rahmenbedingungen für das Wohnen in der WG** geht es um Bedingungen wie Lebensphase, Alter, Berufstätigkeit, ökonomische Lage und Räumlichkeiten der WG, die das WG-Wohnen zusätzlich einrahmen und sich in den Vorstellungen und Ansprüchen an das WG-Leben äußern.

Das letzte Kapitel **Praktiken der Intimität** befasst sich mit Alltagspraktiken und besonderen Praktiken der Befragten im Zusammenhang mit dem WG-Leben und dem Wert der Präsenz. Unter Alltagspraktiken verstehen wir Handlungen und Routinen im Wohnalltag, die das Funktionieren des Zusammenlebens gewährleisten und wodurch eine besondere Art Intimität, die Alltagsintimität entsteht. Besondere Praktiken vertiefen die durch das Wohnen entstandene Intimität und tragen zur Ausbildung eines Gemeinschaftsgefühls und zur Abgrenzung nach außen bei. Die besonderen Praktiken lassen sich zudem in Aktivitäten unterscheiden, die innerhalb oder außerhalb der WG stattfinden.

Abschließend soll erwähnt werden, dass die zitierten Passagen aus den Interviews in unveränderter Form aus den Transkripten übernommen wurden, da diese ohnehin gut lesbar und verständlich sind.

Beziehungen

Um zu verstehen, wie Intimität von den Befragten erlebt und gelebt wird, werden an dieser Stelle ihre sozialen Beziehungen allgemein (außerhalb und innerhalb der WG) dargestellt, um in weiterer Folge aufzuzeigen, welche Rolle das Wohnen in einer WG dabei spielt. In den Interviews wurde danach gefragt, welche Menschen im derzeitigen Leben der WG-Bewohner*innen wichtig sind, wie die Beziehungen zu diesen Menschen aussehen und was diese Beziehungen für die Befragten besonders macht.

Zu den Antworten: In den Interviews wurde sehr unterschiedlich über Beziehungen gesprochen. Teils verwendeten die Befragten Kategorien und Bezeichnungen für Personen, bei denen sie davon ausgingen, dass bei diesen nicht viel Erklärungsbedarf bestünde. So wählten sie Bezeichnungen wie «bester Freund», «langjährige Freundin», «engste Menschen» und «dicke Freunde», ohne näher auf die Qualitäten der Beziehungen einzugehen. Teils wurden Bezeichnungen aus der Familie für Freund*innenschaft verwendet, und umgekehrt wurden Familienmitglieder mit Freund*innen verglichen, wie folgende Beispiele zeigen:

> «mein einer Onkel ist wie ein Vaterersatz, meine andere Tante is wie eine super Freundin» (Interview 1, Zeile 177)

> «mein Bruada isch a in Wien, . mit dem eben hob i a . total gutes Verhältnis wie mit am guaden Freund halt» (Interview 3, Zeile 168–169)

Dies weist nicht nur auf das Verschwimmen von Grenzen zwischen Familie und Freund*innenschaft hin[15], sondern zeigt auch auf, dass sowohl die Bezeichnung Freund*in als auch jene für Familienmitglieder nicht nur die Art der Beziehung beinhalten, sondern auch Eigenschaften und die Qualität der Beziehung mitschwingen. Die Qualität der Beziehungen wurde durch die Vergleiche damit für die Befragten leichter beschreibbar und kategorisierbar gemacht.

Beziehungsqualitäten

Da Intimität schwer zu fassen ist und Unterschiedliches darunter verstanden werden kann, zielt diese Arbeit darauf ab, die Befragten Intimität und was sie darunter verstehen, selbst definieren zu lassen. An dieser Stelle geht es darum, aufzuzeigen,

15 Siehe auch Pahl/Spencer 2004: 200

welche Beziehungseigenschaften, die auf Intimität hinweisen, von den Befragten genannt wurden und wie die Befragten diese erlebte Intimität beschreiben. Folgende Eigenschaften, die die Qualität der von den Befragten beschriebenen Beziehungen ausmachen und auf Intimität verweisen, zogen sich dabei durch die Interviews und werden hier genauer erörtert:

- Sich-Kennen
- Gegenseitigkeit
- (gute) Kommunikation
- Hilfe/Unterstützung
- Emotionale Aspekte
- Geborgenheit
- Sympathie/Zuneigung
- Vertrautheit
- (intensive) Bindung / (gutes) Verhältnis

Zur besseren Bearbeitung werden die unterschiedlichen Dimensionen voneinander getrennt angeführt, auch wenn diese nicht einzeln auftreten und in der Praxis oft nicht klar voneinander zu unterscheiden sind. Genau diese Komplexität macht die Beziehungsqualitäten aus und Intimität schwer fassbar. Da wir die Befragten nach den ihnen wichtigen Personen und den Beziehungen zu ihnen gefragt hatten, spiegeln die gefundenen Eigenschaften nicht nur die Beziehungsrealität wider, sondern zeigen auch auf, welche Beziehungsqualitäten den Befragten wichtig sind. Diese Beziehungsqualitäten gelten sowohl für Beziehungen innerhalb und außerhalb der WG.

> «Und i mag des a sehr in meinem Freundeskreis dass ma alle sehr. offn redn können und ahm. des sind einfach alles sehr aufmerksame Menschn. wo du imma hingehn kannst und irgendwie quatschn kannst aba die a ganz viel Blödsinn a im Kopf ham, ahm also alle einfach erwachsene Menschn die mittn im Lebn sind aba trotzdem sehr einfühlsam und empathisch und aufmerksam sind.» (Interview 10, Zeile 139–142)

Sich-Kennen bedeutet Kenntnis über die andere Person zu haben: zu wissen, wie jemand ist, welche Eigenschaften eine Person besitzt, was sie oder er mag, wie eine Person in bestimmten Situationen reagiert. Sich-Kennen kann auch bedeuten, Kenntnis über die Vergangenheit einer Person zu haben, sie schon in unterschiedlichen Situationen oder Lebensphasen erlebt zu haben, die Träume, Wünsche,

Ängste, Eigenheiten und Geheimnisse von jemandem zu kennen. Sich-Kennen beinhaltet eine gewisse Einschätzbarkeit/Vorhersehbarkeit bspw. in Bezug auf das Verhalten von Personen in gewissen Situationen. Dabei ist Gegenseitigkeit erwünscht: Sich gegenseitig zu kennen, gilt als erstrebenswerte Beziehungsqualität. Eine Befragte über ihre Schwester:

> «die Beziehung is gut. Wir kennen uns seit Ewigkeitn.» (Interview 6, Zeile 37)

Die Dauer des Sich-Kennens wird als Qualitätsmerkmal für Beziehungen genannt, tatsächlich handelt es sich bei den wichtigen Beziehungen, von denen erzählt wird, sowohl um langjährige Freund*innenschaften/Beziehungen zu Geschwistern etc. als auch um Freund*innenschaften mit kürzerer Bestehensdauer. Sich lange zu kennen wird gleichgesetzt mit sich gut kennen, beides bedingt sich aber nicht, sondern kann auch getrennt voneinander auftreten. Jemanden kann lange gekannt werden, aber nicht wirklich bzw. nicht gut. Obwohl jemand noch nicht lange gekannt wird, kann sie oder er doch aufgrund gemeinsam erlebter Dinge oder zusammen verbrachter Zeit sehr gut gekannt werden. Dabei spielt unter anderem die Geschwindigkeit des Kennenlernens eine Rolle. Das Kennenlernen ist wiederum Voraussetzung, um sich zu kennen. Die Qualität des Sich-Kennens – gut oder schlecht – ist somit ausschlaggebend für die Qualität und Bewertung von Beziehungen, aber nicht zwingend für die Dauer der Bekanntschaft.

Die Bezeichnung «wirklich kennen» wird im Zusammenhang mit dem gemeinsamen Wohnen verwendet. Erst beim Zusammenwohnen lernen sich die Mitbewohner*innen «wirklich» oder auch «anders» kennen, so die Erkenntnisse unserer Befragten, die eine Interviewpartnerin so beschreibt:

> «Man merkt halt wie die Person . wirklich auch so **is** und halt nicht nur wenn ma sich mal trifft und quatscht sondern oder mal was macht sondern . erlebt halt, wie die wirklich **lebt** und wie sie sich **bewegt** und was sie **macht** und wie sie Dinge angeht und so.» (Interview 8, Zeile 33–35)

Beziehung entsteht im sich-aufeinander-beziehen. Dies erfordert **Gegenseitigkeit** – in der Literatur zu Freund*innenschaft als Reziprozität bezeichnet[16] – und hier im erweiterten Sinne auch als Gemeinsamkeit, was nicht das Gleiche bedeutet, aber mit Gegenseitigkeit zusammen hängt, verwendet. Die Befragten verwenden für diese Beziehungsqualität Begriffe und Redewendungen wie: sich ergänzen, jemanden gut tun, aufeinander eingehen, voneinander lernen, sich (positiv) beeinflussen, sich in Andere hineinversetzen und empathisch sein. Dies verdeutlicht

16 Siehe auch Holmes/Greco 2011: 1; Williams 2004: 17

die Beziehungsqualitäten der Gegenseitigkeit und der Gemeinsamkeit:

> «eine Freundin, . die ahm .. also m/ mit Abstand . der beste also der Deckel für mich ist quasi für meinen Topf, weil äh wir uns so gut ergänzen und so gut verstehen» (Interview 8, Zeile 79–80)

> «Und mia is des volle wichtig. mi mit Menschn zu treffn und a guate Zeit zu habn. ahm. und die Zeit zu genießn irgendwie a und ahm aufeinander einzugehn irgendwie.» (Interview 10, Zeile 138–139)

Gegenseitigkeit spielt auch im Zusammenhang mit **Hilfe und Unterstützung** eine Rolle. Hilfe/Unterstützung kann auf unterschiedliche Arten geschehen: finanziell, emotional, praktisch, mental, medizinisch usw., wurde von den Befragten im Sinne von füreinander Da-Sein genannt und bspw. mit folgend Begriffen umschrieben: fürsorglich sein, immer was wissen, Kraft geben. Mit Unterstützung muss keine konkrete Handlung gemeint sein. Zu jemandem stehen, sich in Problemsituationen beistehen, füreinander Da-Sein wird als Unterstützung empfunden, so wie es auch diese Interviewpartnerin versteht:

> «er steht immer zu meiner Seite, unterstützt mich immer, hat mich auch während meiner Studienzeit extrem unterstützt weil wir habn uns kennengelernt da habn wir beide garbeitet, und ich hab dann angfangen mit studiern und er hat mi immer unterstützt, auch bei mein Auslandssemestern stand er immer an meiner Seite und. das ist halt so wie ein wie ein Fels in der Brandung. ist es für mich..» (Interview 2, Zeile 23–26)

Auch schon alleine das Wissen, von einer Person Hilfe bekommen zu können, falls sie gebraucht wird, gehört zu den Qualitäten, die Beziehungen besonders und wichtig für die Befragten machen:

> «aber ich weiß bei der Corinna, falls irgendwas wirklich wär. oder falls es mir nicht gut gehn würde oder was, sie sofort da wär» (Interview 4, Zeile 64–65)

Gegenseitigkeit, d.h. in dem Fall gegenseitige Hilfe/Unterstützung, macht Beziehungen aus und gilt genauso als Ideal wie die Erwartung, immer und jederzeit Hilfe/Unterstützung von der anderen Person zu bekommen.

Ebenso spielt (**gute**) **Kommunikation** in Beziehungen eine tragende Rolle. Sie ist notwendig, um sich überhaupt kennenzulernen, etwas über die andere Person zu erfahren und kann Voraussetzung sein, um sich gut zu kennen und dafür, dass Beziehung entsteht. Sie ist aber auch zentral in schon bestehenden Beziehungen, die als gut und wichtig bezeichnet werden, wenn offen über alles Mögliche geredet werden kann, wenn sich Personen gut verstehen, einander gut zugehört,

Verständnis und Interesse gezeigt, mit Gesprächen und Fragen Anteil am Leben von Personen genommen wird und auch Streit der Beziehung nichts anhaben kann, wie ein Interviewpartner es beschreibt:

> «wenn man sich nicht versteht oda so irgendwas nicht die selbe Meinung hat oder genervt ist voneinander, dass alles eigentlich gar keine Rolle spielt.» (Interview 4, Zeile 55–67)

Vor allem, wenn die Beziehung schon besteht, kann es unterschiedlich sein, wie Kommunikation abläuft. Es kann sich um interessante und lange Diskussionen handeln, es kann über Sorgen, Probleme oder Träume gesprochen werden, es kann aber auch ein «schön reglmäßig up-to-date» (Interview 10, Zeile 124) sein, um sich zu vergewissern «ob irgendwie alles okay is» (Interview 10, Zeile 126), bei dem abgeklärt wird, wie es der anderen Person geht und Interesse an ihrem Leben gezeigt wird.

Beziehungen zu nahestehenden Menschen können das Gefühlsleben von Personen bereichern.[17] Menschen zu kennen, die einem nahe stehen, wird bspw. als großes Glück empfunden. Eng damit verbunden sind Gefühle und Empfindungen wie Freude, Liebe, Zuneigung, Sympathie, Geborgenheit, Verbundenheit und Vertrautheit.

> «die Leut, die ich dort so kennglernt hab und die da warn, also so herzlich und lieb und nett und einfach so . total entspannt, das ist wirklich, also . da bin ich wirklich froh drüber, dass ich das irgendwie ähm ja . dass ich so Menschen kenn und hab irgendwie, auch wenn ma sich nicht sieht» (Interview 1, Zeile 419–422)

In Beziehung zu anderen Menschen zu sein, Bezugspersonen zu haben, kann wesentlich dazu beitragen, sich wohl bzw. gut zu fühlen. Diese **emotionalen Aspekte** zählen zu den Beziehungsqualitäten und lassen sehr deutlich auf Intimität schließen. Im Zusammenhang mit Familie wurde bspw. **Geborgenheit** genannt. Das nachstehende Zitat entstammt der Erzählung einer Interviewperson, in der sie erklärt, dass all ihre Verwandten in und um den gleichen Ort herum wohnen. Wenn sie dort zu Besuch ist, empfindet sie folgendes:

> «ja das heißt es sind alle da, ich fühl mich bei allen total geborgen» (Interview 1, Zeile 176–177)

Auch wenn Begriffe wie «mögen» oder «lieben» in den Interviews nur selten genannt wurden, so war doch klar zu erkennen, dass **Sympathie und Zuneigung**

17 Siehe auch Rebughini 2011: 4

wesentliche Elemente von Beziehungen sind. Während Sympathie z.B. in Form von gleichgesinnt oder sich gut verstehen genannt wurde, so schwingt Zuneigung schon in der Bezeichnung Freund*in mit. Mit jemandem befreundet sein, bedeutet, jemanden zu mögen. Wird z.B. erzählt, dass Personen, mit denen zusammen gewohnt wird, nicht nur Mitbewohner*innen, sondern auch Freund*innen sind, dann ist damit gemeint, dass eine Freund*innenschaft besteht, zu der auch Zuneigung gehört.

Entspannt, harmonisch, unkompliziert gehören unter anderem zu den Begriffen, die die Befragten zum Beschreiben von **Vertrautheit** verwendeten. Vertrautheit ist ähnlich dem Sich-Kennen – miteinander vertraut sein beinhaltet, dass viel von der anderen Person gewusst wird, sie gekannt und daher sehr entspannt und unkompliziert miteinander umgegangen werden kann:

> «das macht unsere Freundschaft eigentlich aus, dass wir so entspannt miteinander sind und dass wir (atmet ein) . ja ich weiß nicht, obs einfach passt oder ob ma sich halt einfach . auch . irgendwie gegenseitig ahm .. ja ob ma das selbst ausbalanciert oder obs einfach so is ich weiß es nicht. Weil ma/ bei manchen Menschen versuch ich krampfhaft irgendwie mich z/ igendwie verstehen und dann/ s'will einfach nicht und es geht einfach nicht und bei ihr is es halt einfach/ es is extrem entspannt und das is das was mir so sehr ahm . Spaß macht und was ich so schön find an der Beziehung und das is das, was ich wichtig find ähm in einer Freundschaft oder in einer Beziehung dass ma .. ja dass ma einfach gechillt is und irgendwie nichts äh sich nicht stressen lasst durch was auch immer für Dinge und dass ma ü/ über alles miteinander reden kann und ja» (Interview 8, Zeile 91–98)

Dass Beziehung auch **Bindung** bedeutet, wurde in der Verwendung des Begriffs «eng» ersichtlich, eine Dimension von Bindungsintensität. Die Verwendung von «enge Bindung», «engste Menschen», «richtig enge Beziehung» ließen darauf schließen, dass sich Menschen, die zueinander in einer Beziehung stehen, miteinander verbunden fühlen. Die Intensität der Bindung lässt Rückschlüsse auf die Qualität der Beziehung ziehen. Eng sein bzw. sich sehr verbunden fühlen, lässt auf eine gute Beziehung schließen. Zum Teil wurde diese Verbundenheit auch direkt angesprochen, wie folgendes Zitat zeigt:

> «Oiso die Schwestan san wirklich wichtig.. ahm... jo weil weil des irgendwie so.. also mit Schwestan also in meinem Fall ja i kenn net viele andere Fälle, wo's nicht so ist wo die Geschwista nicht diese Verbundenheit spüren, aba bei uns gibts aba die Verbundnheit» (Interview 6, Zeile 259–261)

Beim **Verhältnis** mit jemandem kommt es wiederum auf die Qualität an. Ein Verhältnis kann gut oder schlecht sein und so auch auf die Qualität der Beziehung verweisen.

«Und ich hab immer Leute, die für mich da sind.» (Interview 12, Zeile 124)

Wie schon weiter oben erwähnt, ist das Da-Sein ein zentrales Element, wenn von Beziehungen und Intimität die Rede ist. Obwohl physisch Da-Sein (im Sinne von anwesend sein) und emotional Da-Sein (im Sinne von füreinander da sein) einander bedingen, gemeinsam auftreten und schwierig zu trennen sein können, so ist das emotionale Da-Sein der reinen physischen Anwesenheit übergeordnet. Immer füreinander da sein gilt als Merkmal für eine gute Beziehung und als Beziehungsideal. Emotional Da-Sein ist erwünscht und zählt zu den Qualitäten von Beziehungen. Es ist möglich, in Gedanken bei jemanden zu sein, es kann aber auch tatsächlich Beistand geleistet werden. Da-Sein kann bedeuten, der anderen Person in Problemsituationen zuzuhören und gute Ratschläge zu geben. Es kann Kommunikation und Hilfe/Unterstützung beinhalten, reicht aber darüber hinaus. Denn schon allein das Wissen, dass jemand da ist (auch wenn diese Person eigentlich nicht anwesend/präsent ist), kennzeichnet besondere Beziehungen zu bestimmten Personen aus (ähnlich dem Wissen, dass Hilfe/Unterstützung erhalten werden kann – wie weiter oben ausgeführt). Physische Anwesenheit der Person ist manchmal erwünscht, aber nicht zwingend Kriterium für die Qualität der Beziehung. Wenn jemand «leider nicht da ein kann» (Interview 1, Zeile 70) wird die physische Abwesenheit von den Beteiligten akzeptiert. Entscheidend dabei ist, dass die Gründe, die für das nicht Da-Sein genannt werden, für alle Beteiligten akzeptabel sind. Das kann zum Beispiel auch für Fernbeziehungen gelten, in denen die Partner*innen arbeitsbedingt in unterschiedlichen Städten wohnen und leben. Sind die genannten Gründe nicht für alle Beteiligten akzeptabel, so kann dieses dann als freiwillig und frei gewählt Empfundene nicht Da-Sein der Beziehungsqualität schaden und zum Beziehungsabbruch führen – so wie es im Fall einer Befragten ist, die ihrem Vater das Verlassen der Familie und das Ziehen in ein anderes Land vorhält.

> «zu **allen** Geschwistern meines Vaters hab ich so ein enorm enges Verhältnis, wirklich ich bin so die älteste Nichte und die älteste Cousine immer gewesen, ich bin also die Erstgeborene. Und mit denen hab ich allen eine richtig enge Beziehung. Aber mit meinem Vater gar nicht, der ist auch der einzige, der weggegangen ist.»

Statt Begriffe der Sympathie oder Zuneigung wurden häufig Aussagen zur **Bedeutung** von Beziehungen für die Interviewpartner*innen gemacht, die darüber Auskunft geben sollen, welchen Stellenwert die Beziehungen im Leben der Befragten haben, und indirekt auch, welche Qualität sie aufzeigen. Hoher Stellenwert, Wichtigkeit und große Bedeutung verweisen auf eine gute Beziehung.

«Am meisten bedeuten», «ein extrem wichtiger Mensch für mich», «zentral im Leben sein», «superwichtige Person», «unendlich wichtig», «mein Ein und Alles» waren nur einige der Redewendungen, die in diesem Zusammenhang von den Interviewpersonen verwendet wurden. Jemandem etwas bedeuten gilt als ebenso erstrebenswert, wie Personen zu haben, die im eigenen Leben bedeutsam sind. Die Bedeutungsskala verläuft allerdings nicht linear. Es werden auch Unterschiede in der Art der Bedeutung gemacht, wie folgendes Interview zeigt:

> «dass ich merk dass die dass jeder was andres für mich bedeutet sozusagn und ich sicher für für die auch ah also dass die dann sicha auch anders denkn oda so. und dass dass man.. sich gegnseitig sich andere Sachn gibt» (Interview 4, Zeile 128–130)

Die Unterschiede in der Bedeutung, die Menschen füreinander haben, bestehen nicht nur darin, dass jeder Mensch und somit jede Beziehung anders ist. Auch unterschiedliche Phasen, in denen sich Menschen im Laufe ihres Lebens befinden (damit sind auch Bedürfnisse, Interessen und Prioritätssetzungen verbunden), tragen dazu bei, dass jeder Beziehung eine unterschiedliche Bedeutung zugeschrieben wird, die sich auch laufend ändern kann. Das führt zur nächsten Beziehungseigenschaft, der Wandelbarkeit, die zwar kein Indiz für Intimität ist, allerdings aufzeigt, dass auch Intimität nichts Starres und Gleichbleibendes ist, sondern laufend Veränderungen unterliegt.

Von den Befragten wurde thematisiert, dass sich Beziehungen verändern und entwickeln. Sie können an Intensität, Qualität und Bedeutung gewinnen oder verlieren und unterschiedliche Phasen durchlaufen. Sie sind nichts Fixes/Starres, sondern unterliegen einer gewissen Dynamik. Selbst die Beziehung zur Herkunftsfamilie ändert sich mit dem Erwachsenwerden, wie ein Interviewpartner beschreibt:

> «und dann gibts an gemeinsamen Familienurlaub auch, der uns allen a voll wichtig is weil da wiss ma da hamma a Woche und da is einfoch Zeit für uns irgendwie. Und wenn man erwachsn wird dann wirds ja imma viel gmiatlicha oda? (lacht) weil schau als Kinder hamma uns imma nur in die Haare ghabt, da hamma halt umegrauft und. je älter man wird. jeder hat Geld, man fahrt zammen auf Urlaub, oder? Jeda kann sich was leischtn. Oda? Da muascht net imma beim Papa irgendwie bettln wenn a Eis habn willst. Oda? Kannst da das selba kaufn. Und des is des is total schön.» (Interview 10, Zeile 126–132)

Durch das Erwachsenwerden der Kinder können sich Hierarchien, die in einer Familie bedingt durch Verantwortlichkeiten, Alter oder finanzieller Situation be-

standen haben, auflösen, und die Familienmitglieder erhalten die Möglichkeit, sich «auf Augenhöhe zu treffen» und egalitäre Beziehungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern zu etablieren.

Auch durch das Zusammenziehen können sich Beziehungen verändern. Indem sich bspw. Freund*innen durch das Zusammenwohnen anders/wirklich kennenlernen, kann das unterschiedliche Auswirkungen auf die Beziehung haben. Ein Interviewpartner erzählt, dass er und sein Freund, nachdem sie eine WG gegründet hatten, weniger gemeinsam unternahmen:

> «Und da hat sich die Freundschaft auch mitm mitm Zusammenziehn auch bissl verändat. Wos vielleicht bissl weniga gwordn is mitm Weggehn und so. ah... genau auch Phasn ghabt ham wo ma uns nicht so gut verstandn ham.» (Interview 4, Zeile 103–105)

Umgekehrt kann das Zusammenziehen bewirken, dass sich zwischen zwei sich zu Beginn fremden Personen eine Beziehung entwickelt und sie Freund*innen werden.[18]

Diese Beziehungsdynamik ist sowohl während des Entstehens von Beziehungen – sie können einmal langsam entstehen, sich dann wieder schneller entwickeln – als auch während bestehender Beziehungen bemerkbar – sie können sich intensivieren oder an Intensität verlieren. So beschreibt ein Befragter die Dynamik seiner Beziehung zu einer Freundin:

> «also mir fällt eine. Studienkollegin von mir ein.. die. ich im Master kennenglernt hab. ah.. die jetzt naja vor nem Jahr abgebn hat. ah. da hat sich die Freundschaft relativ. langsam entwickIt. ahm...(4) und hat sich dann irgendwie in-ten-si-viert. und. was bei der Freundschaft jetzt noch garnicht soo lange is ah ist noch nicht so lange vorhandn es ist jetzt zwei Jahre oder so..» (Interview 4, Zeile 45–48)

Wenn Beziehungen an Bedeutung verlieren oder nicht mehr funktionieren, kann das das Ende der Beziehung sein:

> «Natürlich is es so, dass man Freundschaften irgendwie auch .. dass die irgendwie mit der Zeit sich uch v/ mh ändern, beziehungsweise (4) auseinanderleben. Man lebt sich oft auseinander *und das . is, ja is auch schon vorgekommen.*» (Interview 12, Zeile 135–137)

Anders verhält sich das mit den von uns bezeichneten Beziehungen zu **Personen mit Sonderstatus**, denen auch ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Zu den Personen mit Sonderstatus zählen Eltern, Partner*innen und Special Friends – Freund*in-

18 Siehe Kapitel «Wohnen in der WG»

nen, die einen besonderen Stellenwert im Leben der Befragten haben. Zwar verändern sich die Beziehungen zu den Personen mit Sonderstatus ebenfalls im Laufe der Zeit, sie werden aber von den Befragten als Konstante in ihrem Leben wahrgenommen. Was macht diese Beziehungen so besonders? Was lässt die Befragten diese Beziehungen als Konstante empfinden und wie beschreiben sie das? Im Zusammenhang mit den Beziehungen zu Personen mit Sonderstatus wird von den Interviewpartner*innen die Triade **Natürlichkeit – Sicherheit – Selbstverständlichkeit** (bzw. auch nur eine oder zwei der Komponenten dieser Triade) genannt. Gemeint ist damit, dass sich die Befragten im Rahmen spezieller Beziehungen, also der Beziehungen mit Personen mit Sonderstatus, authentisch verhalten können und dabei wissen, dass sie sich dieser Beziehung sicher sein können.

> «der mir einfach am meisten von allen bedeutet (schnalzt) weil der einfach (atmet ein) immer ein Ohr hat und **immer** was weiß und **immer** da is und bei dem kann ich sein wie ich will, bei dem wenn ich grantig bin, bin ich grantig und wenn ich . durchgedreht bin dann bin ich durchgedreht und er nimmt mich aber immer so und es/ ich will dann aber immer lachen und ich kann bei ihm auch grantig sein, weil er weiß wie er das auf/ also dass ich wenn er weiß, wie er damit umgehn soll, oder kann. Also bei ihm trau ich mich das auch, auch wenn ich nie ernsthaft grantig bin» (Interview 1, Zeile 50–57)

Diese empfundene Konstante steckt in jedem der drei Begriffe: Natürlichkeit – ich kann immer so sein wie ich bin. Sicherheit – ich kann mich darauf verlassen, dass die andere Person mich so akzeptiert, wie ich bin. Selbstverständlichkeit – ich muss mich nicht erklären und werde verstanden. Die Begriffe Natürlichkeit, Sicherheit und Selbstverständlichkeit wurden dabei von den Befragten für ein und dasselbe Phänomen verwendet oder umschrieben. Sie bezeichnen genau die Ebene von Beziehungen, die schwer zu fassen ist und von uns als **Intimität** zusammengefasst wird. Dazu gehören, wie weiter oben ausgeführt, Vertrautheit, Sich-Kennen, Geborgenheit, Bindung und Gegenseitigkeit. Oder wie es ein Interviewpartner beschreibt:

> «alte Freunde in dem Sinn, die i scho aus der Schul hab, von denen sind a a paar in Wien - . mit denen triff i mi pf recht sporadisch, so alle, ja, alle zwa drei Wochn ungefähr wahrscheinlich schätz i - (is ja a in a) qualitativ irgendwie .. wos spezielles, weil weil ma die ganze Gschicht irgendwie . gemeinsam hat und a total, in dem Sinn so a totale Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit . spürt in in der Freundschaft würd i sagen -» (Interview 3, Zeile 37–41)

Entstehung von Beziehungen: Kennenlernen

Um Beziehungen, Beziehungsqualitäten und Intimität zu verstehen, ist es not-

wendig, sich dem Entstehen von Beziehungen, dem Kennenlernen, und den damit verbundenen Faktoren Kontakt und Kommunikation auseinanderzusetzen. Dabei geht es um das Entstehen von Beziehungen im Allgemeinen.[19] Während ihrer Erzählungen von ihnen wichtigen Personen erwähnten die Befragten meist auch die Entstehung der Beziehung zu diesen Personen bzw. die Situation und die Art des Kennenlernens:

> «Das sind so circa siebn Leute, sechs siebn Leute. Ja. keine Ahnung wo wo wo die ja, es is einfach eine. engere Freundschaft entstanden durchs gemeinsame Studium. Das war dieses berufsbegleitende Studium. wo wir auch alle sehr. ich glaube wir ham (lacht) dadurch dass wir alle drei Jahre lang extrem gefordert warn und uns jeden Tag dort am Abend gesehn haben, habn wir uns einfach sehr sehr gut kennengelernt. in allen möglichen unangenehmen Situationen. und können irgendwie gut miteinander» (Interview 7, Zeile 360–366)

Erst das Kennenlernen führt dazu, sich gegenseitig zu kennen, was laut den Befragten eine Beziehungsqualität ist. Dazu muss Interesse seitens aller Beteiligten gegeben sein und der Aufwand darf nicht als zu groß empfunden werden. Eine Interviewpartnerin erzählt vom Kennenlernen der neuen Mitbewohner*innen in ihrer WG:

> «Also es is auch so man wird mit der Zeit. also ich jedenfalls. ich weiß nicht, die Manuela glaub ich nicht, aba ich schon. mit der Zeit auch ein bisschen fauler (beide lachen) was es was auf Leute zugehn und sie dann wirklich kennenlernen wollen betrifft, wenn so viel Mitbewohnerwechsel ist.» (Interview 7, Zeile 206–209)

Einfacher bzw. weniger aufwändig ist es vermutlich, wenn das Kennenlernen so quasi nebenbei passiert, wie im obigen Zitat der Befragten, die ihre Freund*innen während eines gemeinsamen Studiums kennengelernt hatte. Da ergab sich das Kennenlernen wie von selbst, als die Studienkolleg*innen so viel Zeit miteinander verbrachten. Im Gegensatz dazu steht eine aktive Kennenlernphase, wie sie z.B. am Arbeitsplatz, im Studium bei Gruppenarbeiten oder beim Zusammenziehen in eine WG vorkommen und wie folgt aussehen kann:

> «es is halt dass man am Anfang ehm lernt man halt ein kennen und dann fragt man sich gegenseitig halt aus» (Interview 2, Zeile 63–64)

Auch die Schwierigkeit, jemanden zu finden und kennenzulernen, wurde von einem Interviewpartner, der ohne Job und Beziehungen nach Wien gezogen ist, thematisiert. Kontakt mit einer Person ist die Voraussetzung für ein Kennenlernen und somit essenziell für die Entstehung von Beziehungen. Ausschlaggebend für

19 Entstehen von Beziehungen innerhalb der WG siehe Kapitel «Wohnen in der WG»

das Kennenlernen sind dabei insbesondere die Intensität, die Qualität und auch die Art des Kontakts. Persönlicher Kontakt gilt dabei als verlässlichster Weg zum Kennenlernen. Das wird hier von einer Interviewpartnerin näher ausgeführt:

> «deshalb glaub i alles was im realen Lebn passiert von sozialen Kontaktn hat mehr Chance zu bestehn weils des Internet gibt uns zwar Informationen und wir ham Profilbilder und wir ham Personenbeschreibungen die meistns eh net stimmen weil jeda natürlich ein Idealbild von sich zaubert, sog dann imma also wenige sagn die Wahrheit äh. i kenn wenige Leit auf Facebook die die schreibn: ehm i hob heit wieda nix zambracht, eigantlich.. gehts ma damit schlecht, i fühl mi unproduktiv und hob eigantlich a grod ka göld. Also das schreibt ja niemand. Wobei.. vülen Leitn gehts ja gleich. Und insofern nimmt das das Internet diese diese Ebene weg. Also die des wird net transportiert weil des is a Maschin. Und ehm.. und des hast. irgendwie kummt mir das zu gute dass i so schlecht bin mim Netzwerkn.. natürlich is es wärs auch manchmal guat (lacht) wenn mas besser kann. Aba des heißt meine meine sozialen Kontakte san ei also mit denen ich noch Kontakt habe, die san olle aus dem echtn Lebn. Sogar auf Reisn, i lern die Leit auf da Stroßn kennan…» (Interview 6, Zeile 330–346)

In bestehenden Beziehungen wird «kein Kontakt» einem Beziehungsende gleichgesetzt, kann aber auch nachträglich als Kontaktpause gedeutet werden, wenn der Kontakt (auch erst nach Jahren) wieder aufgenommen wird. Wenig Kontakt kann auch die Auswirkung von einer negativ bewerteten Beziehung sein. Eine Interviewpartner*in beschreibt das wie folgt:

> «Von dem red ich/ zu dem hab ich zum Beispiel kein gutes Verhältnis, aber der/ der fallt mir gar nicht ein. Also mein Vater lebt in der Schweiz mit meiner Stiefmutter, das war immer so die böse Stiefmutter (atmet ein) die war nur sieben Jahre älter als ich (schnalzt) und da gibts noch drei Geschwister und von meiner Mama gibts zwei. Und die von meiner Mama das sind meine **für mich** richtigen Geschwister, obwohl sie auch/ und mit den Schweizern hab ich **so** wenig zu tun. Das wird sich vielleicht irgendwann ändern, wenn sie selber größer sind .. aber die seh ich so selten und mein Vater hab ich jetzt/ also es ist jetzt grad kein, Streiten oder noch oder so, aber es ist auch keine Beziehung da (seufzt) und die die Kleinen sind zwischen sieben und sechzehn und da is/ ist der Kontakt nicht so da.» (Interview 1, Zeile 121–128)

Ist die Beziehung einmal etabliert und wird ihr eine gute Qualität zugeschrieben, dann ist die Häufigkeit und auch die Regelmäßigkeit des Kontakts für die Beziehungsqualität allerdings irrelevant. Ebenso spielt die Art des Kontakts für die Bewertung der Beziehung und für ihren Stellenwert dann keine Rolle mehr. Der Kontakt mit Freund*innen, Familie usw. kann auch über soziale Medien oder telefonisch geschehen:

> «und wenn des mal passiert is und ma versteht sie, dann.. natürlich kommuniziert ma über Skype oda Facebook oda.. oda.. was gibts da no alles? Ah! Whatsapp. Whatsapp ist ne geniale Erfindung (lacht) i bin a totaler Fan davon.» (Interview 6, Zeile 355–357)

Was für die Befragten entscheidend ist, ist die Qualität, und damit auch die Zufriedenheit mit dem Kontakt. Dabei gibt es Unterschiede in der Qualität, und zwar bezüglich der Anzahl der beteiligten Personen während des Kontaktes, was eine Interviewpartnerin wie folgend beschreibt:

> «Wo's wo die wo die Häufigkeit des der Kontakte garnicht so sehr eine Rolle spielt, find ich. Sondern eher die die Qualität irgendwie. Also dass es dass es sind halt dann immer so. Ich sag immer: es gibt Einzelfreunde und Gruppenfreunde. Ich weiß nicht, ob man das so sagn kann, aber es gibt Leute die treff ich imma in der Gruppe und da gibts einen guten.. alle mögn sich. Und dann gibts Freunde, die man schon ewig kennt, die nirgends zu einer Gruppe dazu gehörn Freundesgruppe sondern. zu denen man eine ganz eigene Beziehung hat, wo ich auch die Theorie hab: man ist ganz anders und es wäre ganz komisch, wenn die plötzlich in diese Gruppe integriert werden würden. Aber vielleicht weiß ich nicht. (lacht) Genau.» (Interview 7, Zeile 381–388)

Eine weitere Interviewpartnerin differenziert noch einmal anders zwischen Personen, die sie in der Gruppe und Personen, die sie alleine trifft, indem sie den sogenannten Einzelfreund*innen einen höheren Stellenwert einräumt und sie als Bezugspersonen bezeichnet:

> «Ahm ich hab ziemlich viele Freunde würd ich sagen, also ich kenn extrem/ also ich mach mit vielen vielen Menschen was, also wenn ich unterwegs bin also ich hab viele (atmet ein) so flüchtige, die man beim Weggehn trifft oder mit denen ma sich so auch also halt einfach in der Gruppe imma trifft eigentlich (atmet ein) und ich hab aber zwei Personen grade in meinem Leben, die ich immer alleine auch seh/ also . weißt was ich mein, also ma geht ja immer weg und macht was dann is ma immer in einer großen Gruppe, da kenn ich/ da da seh ich immer ur viel Leute, mit denen ich mich supergut versteh, mit/ die mir auch wichig sind, aber die jetzt nicht so Bezugspersonen sind.» (Interview 8, Zeile 73–79)

Als hilfreich, um Kontakte zu fördern, Beziehungen aufrecht zu halten und ein Zugehörigkeitsgefühl zu erzeugen, erweisen sich Praktiken und Rituale wie ein regelmäßiger Stammtisch, um sich zu treffen und zu kommunizieren oder gemeinsame Urlaube, in denen miteinander Zeit verbracht wird. Kommunikation ist sehr dienlich für das Kennenlernen und eng damit verbunden. Beim oben genannten sich gegenseitig Ausfragen steht das Kennenlernen im Vordergrund. Erst durch das Erfahren von Eigenschaften, Interessen, Meinungen, Erfahrungen, Gewohnheiten usw. von anderen Personen können diese kennengelernt werden.

Egal, ob als Geschwister in der Familie beim gemeinsamen Aufwachsen, während eines gemeinsamen Studiums oder der Schulzeit, auf Reisen, im Ausland, in der Arbeit oder während des Zusammenwohnens in einer WG entstehen, vereinfacht gesagt, Beziehungen während einer gemeinsam verbrachten (alltäglichen und/oder intensiven) Zeit, die Kontakt, Kommunikation und ein gegenseitiges Kennenlernen ermöglicht. Obwohl oft nicht an einzelnen Dingen oder Ereignissen festzumachen ist, wie genau die Beziehung entstanden ist, und wodurch sie sich konkret auszeichnet bzw. wie Intimität sichtbar gemacht werden kann, so wird innerhalb dieser Beziehungen auf verschiedenste Art und Weise Intimität gelebt und von den Interviewpartner*innen erlebt.

> «Und. das hat sich dann so entwickIt dass ma uns. vier fünf Tage die Woche gsehn ham. Also ich bin imma am abnd simma imma also vier fünf Tage am Abend Billardspielen gangen, ich war bei ihm. am Computa gezockt, geraucht (lacht) ham Zigarettn geraucht ahm. ja keine Ahnung wie das entstandn is.. wir habn **viel** miteinanda gmacht und wir ham uns **gut** verstandn... Und. halt das wars wo ich mich halt drei vier Tage nicht gemeldet hab und er schreibt mir eine sms: Du Martin ich vermiss dich. Mach ma was. Gehts da gut?.. also **wirklich** intensive Zeit ghabt..» (Interview 4, Zeile 149–154)

Bezugspersonen

In folgendem Abschnitt wird geklärt, wer von den Befragten als wichtiger Mensch in ihrem Leben genannt wurde und mit wem sie Beziehungen leben. Da es in unserer Studie nicht um ein Ranking der unterschiedlichen Beziehungsformen wie Familie, Freund*innenschaft oder Paarbeziehung geht, sondern um die Beantwortung der Fragen «Mit welchen (unterschiedlichen) Personen leben die Interviewpersonen Intimität? Wer sind ihre»– so wie es zwei Interviewpartnerinnen bezeichnen – «Bezugspersonen?» werden an dieser Stelle die Personengruppen, die von den Befragten genannt wurden, näher beschrieben. Dabei steht für uns keine Beziehungsform im Zentrum. Vielmehr sind wir aufgrund vorangegangener Literaturstudie von einem Verschwimmen von Verwandtschaft, Freund*innenschaft, Liebesbeziehungen usw. ausgegangen[20], was sich durch die Studienergebnisse ebenso wie unsere Annahme, dass im Verlauf eines Lebens unterschiedliche Beziehungsformen Priorität haben, bestätigte. Trotz Versuchen, eine Systematisierung der Bezugspersonen/Beziehungsformen vorzunehmen, wurde während

20 Siehe auch Pahl/Spencer 2004: 200

unserer Analyse klar, dass die Grenzen auch hier fließend sind und z.B. schwer festzumachen ist, ab wann eine Person «nur» wichtig, wann sie besonders wichtig ist und ab wann sie Sonderstatus erhält.[21] Daher dient dieses Kapitel dem Ziel, die Vielfalt der Beziehungsformen aufzuzeigen, und die Besonderheiten hervorzuheben, in denen die Befragten Intimität leben.

Zunächst ist allerdings erwähnenswert, dass von den Befragten zum Teil gemäß sozialer Erwünschtheit geantwortet wurde. Bei der Frage, welche Personen ihnen wichtig sind, wurden Eltern/Familie und (wenn vorhanden) Partner*innen gerne an erster Stelle genannt oder besonders hervorgehoben. Dabei wurde bei Eltern und Familie – einmal auch beim Partner – der Begriff «natürlich» vorangestellt bzw. dazu genannt.

> «Jo meine Familie natürlich is sehr wichtig für mich, *das is is klar* und meine engsten Freunde, die halt auch immer für mich da sind» (Interview 12, Zeile 101–102)

Mit «natürlich meine Eltern» wurden traditionelle Normen im Sinne von ‹selbstverständlich sind mir die Eltern, ist mir die Familie am wichtigsten›, wiedergegeben. Weiters wurde nicht immer darauf eingegangen, wer genau Familie ist, d.h., welche Personen konkret gemeint sind und wie die Beziehungen zu ihnen im Detail aussehen. Diese Art, darüber zu sprechen, könnte damit zu begründen sein, dass die Befragten davon ausgehen, dass im Grunde jeder Mensch eine Familie hat und es somit eine allgemeine Vorstellung davon gibt, was/wer und wie Familie ist. Ebenso könnte die Reihung und Prioritätssetzung damit zusammenhängen, dass Eltern und Partner*innen klar zu identifizieren sind und, normativen Vorstellungen entsprechend, auch nur jeweils ein*e Partner*in und ein Elternpaar pro Person existieren. Dadurch könnte es einfacher sein, sie aufzuzählen. Die Bezeichnungen Freund*innen, Bekannte, ehemalige Studienkolleg*innen, Arbeitskolleg*innen können hingegen für unbestimmt viele Personen verwendet werden, die keine zwingend vorgegebenen Beziehungsqualitäten aufweisen müssen. Ebenso können Doppelfunktionen vorkommen (bspw. Arbeitskolleg*innen sind gleichzeitig Freund*innen) und damit Bezeichnung und Nennung der Personen erschweren – da gibt es Erklärungsbedarf.

Ein Interviewpartner identifizierte drei Bereiche, aus denen er seine Bezugspersonen bezieht: Familie, Freund*innenschaft, Arbeit – wobei er Arbeitskolleg*innen auch zu den Freund*innen zählt. Partner*innen wurden nur von den Personen genannt, die sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Paarbeziehung befanden.

---

21 Siehe dazu weiter unten in diesem Kapitel

Eine Interviewpartnerin thematisiert von sich aus, dass sie derzeit in keiner partnerschaftlichen Beziehung ist und somit Freund*innen momentan eine größere Rolle spielen:

> «Also es is schon so, dass die mm wie soll ich das, ja. Also. die freundschaftlichn also ich bin nicht in einer partnerschaftlichn Beziehung, also ich bin Single, also da is mal.. eher so freundschaftliche Beziehungen momentan präs also wichtig.» (Interview 7, Zeile 338–340)

Diese Aussage zeigt auch, dass es zwar wichtige Personen bzw. Personengruppen gibt, es aber im Verlauf des Lebens variiert, welche Personen am wichtigsten sind, oder wie es ein Befragter erklärt:

> «des wärn so die drei Bereiche, die halt je nach Saison abwechselnd wichtig sind» (Interview 5, Zeile 251–252)

Lebensphasen, Lebensumstände, die Tatsache, ob ein*e Partner*in vorhanden ist oder nicht, Bedürfnisse und auch der Aufenthaltsort – also die Erreichbarkeit oder Nähe von wichtigen Personen, bestimmen, welche Personen im Moment wichtig sind. So beschreibt eine Interviewpartnerin, wie nach vielem Reisen, längeren Auslandsaufenthalten und Beendigung ihrer Paarbeziehung die Zeit mit ihrer Familie für sie Priorität hatte:

> «da gings mir nicht so gut, da wollt/ da hab ich s'ganz/ nein Ende 2013 w/ also 2014 hab ich bei der Oma gwohnt, weil da hab ich dann mit Bali/ das hab ich alles weglassen und das war für mich irgendwie so eine Zeit ich wollt einfach nur, bei der Familie sein» (Interview 1, Zeile 526–529)

In der Folge sollen nun die genannten Bezugspersonen weiter ausgeführt werden.

Familie

Zur Familie wurden Eltern, Geschwister und auch weitere Verwandtschaft wie Cousinen, Cousins, Tanten, Onkel, Nichten, Neffen und Großeltern gezählt.

Eltern

Bis auf jene Fälle, in denen ein Elternteil verstorben ist oder in denen die Eltern geschieden sind, wurden die Eltern als Einheit genannt. Das machte die Erzählung sehr unspezifisch. Wer ist gemeint? Die Mütter, die Väter? Eltern haben eine besondere Stellung, das wurde von den Befragten hervorgehoben, allerdings wurde nicht viel über die Beziehung zu ihnen erzählt. Einzig eine Interviewpartnerin erzählte von ihrem Vater, der, ihrer Ansicht nach, die Familie verlassen hatte und

zu dem sie keine gute Beziehung hat. Auch hier könnte der Grund dafür, dass die Eltern zwar erwähnt wurden, aber nichts Genaueres dazu erklärt wurde, darin liegen, dass von einem allgemeinen Verständnis in Bezug auf Eltern ausgegangen wird, was eine Befragte betont, wenn sie sagt:

> «meine Familie is auch in Wien also Bruder Eltern. das is natürlich auch. ja. Zwar schwierig immer wieder weil Eltern sind immer schwierig. (lacht)» (Interview 7, Zeile 344–345)

Die Interviewperson setzt damit voraus, dass sie nicht näher erläutern muss, was sie meint, wenn sie behauptet, die Beziehung zu den Eltern wäre immer schwierig, dennoch sehr wichtig und wie sie weiter sagt: intensiv. Sie geht davon aus, dass jede*r weiß, was sie mit dieser Aussage meint.

Geschwister

Die Beziehung zu Geschwistern kann sehr unterschiedlich aussehen und die Bewertung der Beziehung seitens der Befragten sehr stark variieren. Sie kann sich mit Äußerungen wie «wie fremde Kinder» (Interview 1, Zeile 160) beschreiben lassen – wenn es um die Beziehung einer Befragten zu ihren jüngeren, in einem anderen Land lebenden Halbgeschwistern geht – oder sich aber auch mit Aussagen wie «Also meine Schwestern. An erster Stelle.» (Interview 6, Zeile 257) darstellen lassen – die eine Befragte, die mit ihrer Schwester in einer WG wohnt, damit begründet, dass unter Geschwistern eine besondere Vertrauensbasis besteht, wie sie im folgenden Zitat verdeutlicht:

> «und natürlich is ma net imma gleich.. und ehm also wenn i mei Schwesta am Gang triff wir falln uns net imma in die Arme aba (lacht) aba es gibt so dieses Grundvertraun und diese gr so so Selbstverständlichkeit irgendwie, die is echt wichtig.» (Interview 6, Zeile 261–264)

Sofern vorhanden, wurden Geschwister erwähnt, aber die Beziehungen zu ihnen wurden nur dann genauer beschrieben, wenn sie eine spezielle Bedeutung für die Befragten haben. Damit zählen Geschwister wie Eltern zu den Personen, bei denen von den Interviewpersonen entsprechend gesellschaftlicher Normvorstellungen vorausgesetzt wird, dass eine (wichtige) Beziehung zu ihnen besteht bzw. bestehen sollte.

Weitere Verwandtschaft/weitere Familienmitglieder

Auch zu Tanten, Onkeln, Cousinen, Cousins, Großeltern, Nichten und Neffen kann eine besondere Beziehung bestehen. Dies hängt davon ab, ob die Personen

in der Vergangenheit oder Gegenwart eine Rolle im Leben der Person spielen. Als verbindend bzw. beziehungsfördernd wurde unter anderem Folgendes erwähnt: in der selben Stadt/in der Nähe wohnen, viel Kontakt haben, gemeinsam wohnen/gewohnt haben, (gegenseitige) Sympathie, gleicher Arbeitsplatz oder z.B. das erste Kind in der Familie sein, wie ein Interviewpartner erzählt:

> «Meine Nichte natürlich.. die zweieinhalb is und die ich total. wenn ma selba noch kein Kind hat, dann sind Nichten und Neffn und so die Coolsten.» (Interview 4, Zeile 120–121)

Die Befragten schreiben der Familie eine gewisse Verbindlichkeit oder Verlässlichkeit zu, die als Verpflichtung verstanden wird. Auch wenn Familienrealitäten anders aussehen können und Scheidung, Familienstreit oder ähnliches vorkommen, also in diesen Fällen Verbindlichkeit und Verlässlichkeit in der Realität keine Familieneigenschaften sind, so wird an einem Familienideal festgehalten und der Familie ein besonderer Stellenwert eingeräumt. Das auch, selbst wenn freund*innenschaftliche Beziehungen oder Partner*innen im Zentrum des Lebens der Befragten stehen. Ebenso folgen die Interviewpersonen in ihrer Argumentation gesellschaftlichen Normen, was die Akzeptanz von Geschehnissen innerhalb der Familie und dem Zusammenhalt nach außen betrifft. Eine Interviewpartnerin beschreibt dazu ihre ambivalente Beziehung zu ihrer Großmutter:

> «Aber/ dafür lieb ich sie, aber das kann manchmal/ umso älter ich werd, umso mühsamer wird das. Aber ich . beschwer mich trotzdem *nicht drüber* ( ) Ja, das ist meine Familie, so.» (Interview 1, Zeile 255–257)

Darin steckt die gesellschaftliche Normvorstellung: Familie ist und bleibt Familie. Über Familie beschweren gilt als Normbruch.

*Partner*in/Lebenspartner*in*

Zwei Interviewpartnerinnen befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Paarbeziehung, erwähnten ihre Partner als wichtige Personen in ihrem Leben und erzählten von ihren Beziehungen zu ihnen. Bei beiden handelte es sich um eine Fernbeziehung oder LAT (Living Apart Together), bei denen der Partner in einem anderen Land bzw. Bundesland arbeitet und lebt. Die Situation wurde von beiden als temporär bezeichnet. Thematisiert wurde das Nicht-Da-Sein (im Sinne von nicht physisch anwesend sein), die Häufigkeit des Kontakts und Zukunftsvorstellungen. Beide Interviewpartnerinnen wohnten zu einem früheren Zeitpunkt schon einmal mit ihrem Partner zusammen und planen das auch für die Zukunft.

Eine von ihnen betonte, dass ihr die Beziehung zu ihrem Partner wichtig ist, auch wenn sie sich in einer LAT-Beziehung befindet. Diese Aussage könnte auf normative Vorstellungen bezüglich Paarbeziehungen beruhen und könnte darauf schließen lassen, dass es nicht der Norm bzw. gesellschaftlichen Erwartungen entspricht, als Paar getrennt zu wohnen und zu leben. Möglicherweise auch, um falsche Rückschlüsse auf die Intensität und Qualität ihrer Beziehung zu verhindern, erzählt sie weiters, dass ihr Partner sie immer unterstützt und «wie ein Fels in der Brandung» (Interview 2, Zeile 26) für sie ist. Das Für-einander-Da-sein spielt in dieser Beziehung eine größere Rolle als die physische An- bzw. Abwesenheit des Partners.

Partner*innen/Lebenspartner*innen sind sehr wichtige Bezugspersonen im Leben der zwei Befragten, die sich in einer Paarbeziehung befinden. Für Personen ohne Partner*in rücken andere Bezugspersonen ins Zentrum, mit denen sie für sie wichtige Beziehungen und Intimität leben, ohne dass das Fehlen von Partner*innen im Interview groß zum Thema gemacht wird. Nur ein Interviewpartner erzählt von sich aus im Nachgespräch, dass er darauf achtet, regelmäßig Frauen in seinem Leben zu haben – womit er auf die sexuelle Komponente von Paarbeziehungen anspielt.

Ex-Partner*innen

Erwähnung fanden in den Interviews auch Ex-Partner*innen, die nach Beziehungsende zu Freund*innen werden können, «obwohl das immer komisch is Freundschaft zur Ex zu Ex-Beziehungen» (Interview 4, Zeile 90–91), wie ein Befragter meint. Dennoch können ehemalige Partner*innen einen hohen Stellenwert im Leben einnehmen. Ein Interviewpartner, der seine Ex-Freundin als langjährige Freundin bezeichnet, begründet das damit, dass während der Paarbeziehung Nähe entstanden ist, die nach der Trennung noch weiter bestehen bleibt:

> «Jo, ähnliche Situation mit meiner ah . eben mit meiner langjährigen Freundin - so do/ des moch ma a irgendwie so . is einfach/ aaah/ hat find i den/ die Qualität eben wenn ma sich a früher mal näher gstanden is noch, dass ma immer noch . eben recht einfach auf ana Ebene kommuniziert, mit der ma (atmet ein) sich sonst schwer duat.» (Interview 3, Zeile 43–46)

*Freund*innen*

Über Freund*innen wurde in den Interviews ausführlich erzählt. Teils wurden Freund*innenschaften in Form von Gruppen genannt (ehemalige Studienkol-

leg*innen, Arbeitskolleg*innen, Schulfreund*innen...), teils wurden einzelne Personen und die Beziehungen zu ihnen beschrieben. Von den Befragten wurde betont, dass es viele Freund*innen in ihrem Leben gibt, aber nur einige ganz Spezielle einen besonderen Stellenwert besitzen.

Das Besondere an Freund*innen ist, dass sie (wie Lebenspartner*innen) keinem bestimmten Herkunftsbereich zugeordnet werden können. Während bspw. Familienmitglieder durch Verwandtschaft entstehen, Arbeitskolleg*innen in der Arbeit kennengelernt werden, Studienkolleg*innen im Studium zu finden sind und Nachbar*innen dem Wohnort zuzuordnen sind, so können Freund*innen aus all den oben genannten Personengruppen rekrutiert werden. Arbeitskolleg*innen, Studienkolleg*innen, Mitbewohner*innen, Mitschüler*innen, Nachbar*innen, (Ex-)Partner*innen – alle können Freund*innen werden/sein. Auch Familienmitglieder können als Freund*innen bezeichnet oder mit ihnen verglichen werden, was darauf schließen lässt, dass es in der Bezeichnung Freund*in vor allem auf die Art der Beziehung bzw. die Beziehungsqualität, nämlich freund*innenschaftlich, ankommt – was auf viele Beziehungen zutreffen kann.

Folgende Personengruppen wurden nur erwähnt, wenn sie wichtig waren, als Bezugspersonen galten und/oder zu den Freund*innen gezählt wurden:

Arbeitskolleg*innen

Personen, mit denen gemeinsam gearbeitet wird, die am Arbeitsplatz kennengelernt werden oder mit denen der Beruf geteilt wird, wird von den Befragten eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Zum einen wird mit Arbeitskolleg*innen viel Zeit des Tages verbracht, und daher sind sie quantitativ sehr präsent im Leben der Befragten. Es passiert zumindest auf fachlichem Gebiet ein Austausch, der positiv bewertet werden kann, wie eine Interviewpartnerin beschreibt:

> «Und dann ehm ja die Arbeitskollegn sind schon mal auch eine wichtige Gruppe für mich, weil ich den Großteil des Tages mit ihnen verbringe. Und. Ich kann halt von ihnen ziemlich viel lernen. oder wir lernen gegenseitig voneinander relativ viel und.. das ist natürlich ein fixer Bestandteil. und ja.» (Interview 2, Zeile 38–40)

Zum anderen kann in der Arbeit ein sehr freund*innenschaftliches Klima bestehen, Arbeitskolleg*innen lernen sich besser kennen und werden «Arbeits Schrägstrich Freunde» (Interview 5, Zeile 260), wie es von einem Interviewpartner benannt wird.

Ein weiterer Vorteil wird in Freund*innenschaften mit Personen mit dem gleichen

Beruf gesehen. Dabei geht es weniger darum, dass gemeinsam gearbeitet, also der konkrete Arbeitsalltag geteilt wird, sondern dass ein besonderes Verständnis aufgrund ähnlichen Berufserfahrungen, ähnlichem Fachwissen und ähnlichem Arbeitsalltag besteht. Das hat einen positiven Einfluss auf die Kommunikation und wird als praktisch empfunden, da mit Freund*innen, mit denen der Beruf geteilt wird, Berufliches gut besprochen werden kann und diesbezüglich weniger Erklärungsbedarf besteht.

> «Das heißt, da gibts auch einen. also diese Freundschaften sind, hab ich gemerkt, wenn man jetzt noch im gleichen Beruf is, auch nochmal anders, weils sehr angenehm und wichtig für mich jedenfalls is. Dinge aus der Arbeit loszuwerden. den Leuten gegenüber die das natürlich dann verstehn, weil sie aus dem gleichn Beruf kommen.» (Interview 7, Zeile 367–370)

Studienkolleg*innen

Wie bereits weiter oben erwähnt, entstehen Freund*innenschaften während gemeinsam verbrachter (intensiver) Zeit und in unterschiedlichen Lebensphasen, so auch während der Schulzeit und dem Studium bzw. während der Ausbildungszeit. Zu manchen verläuft sich der Kontakt wieder, andere Beziehungen bleiben auch nach bspw. dem Studium bestehen, wie dieses Zitat darstellen soll:

> «Und habe auch noch mit einigen speziellen Personen, mit denen man sich halt am verbundesten gefühlt hat auch noch Kontakt, die seh ich auch reglmäßig, wir machen auch reglmäßig auch Urlaub irgendwo in Europa, dass wir sagen okay, jetzt wie zum Beispiel dieses Jahr habn wir uns für Amsterdam entschiedn, und da sind wir halt vier Mädls die sich durchs Studium halt durch das Auslandssemester kennengelernt haben und hamma gsagt okay, Amsterdam dieses Jahr und jetzt flieg ma im August für fünf Tage nach Amsterdam.» (Interview 2, Zeile 180–184)

Nachbar*innen

Im Zusammenhang mit dem WG-Wohnen wurden auch die Beziehungen zu Nachbar*innen erwähnt. Nachbar*innen können zu Freund*innen werden, es kann aber auch vorkommen, dass Personen es anstreben, in die Nähe von Freund*innen (oder auch Geschwistern) zu ziehen und so werden Freund*innen zu Nachbar*innen. Zum Teil kann die Freund*innenschaft bzw. die Beziehung mit Nachbar*innen wie gemeinsames Wohnen empfunden werden, wenn vermehrt Zeit in der einen oder anderen Wohnung verbracht wird:

> «und dann lustigerweise im Nebenhaus ham wir no so Freunde also so über die Straße und die sind dann a imma umakumman Kaffeetrinken, Biertrinken und da hats gemein-

same Filmeabende gebn so und a paar Parties natürlich.» (Interview 6, Zeile 215–218)

Mitbewohner*innen

Wurden die Mitbewohner*innen von den Befragten bei der Aufzählung der ihnen wichtigen Menschen nicht erwähnt, so wurde – da ein Schwerpunkt dieser Studie die Beziehungen innerhalb der WG sind – explizit nach ihnen gefragt, was allerdings nur bei einer Befragten der Fall war. Diese Befragte erklärte die Tatsache, dass sie ihre Mitbewohner*innen nicht bei der Frage nach den ihr wichtigen Menschen erwähnt hatte, damit, dass sie erst seit sehr kurzer Zeit in der WG wohnt und ihre Mitbewohner*innen noch nicht kennt. Der Großteil der Befragten zählte die Mitbewohner*innen zu den wichtigen Menschen und dies aus unterschiedlichen Gründen bzw. auf sehr unterschiedliche Art und Weise. So können Mitbewohner*innen wichtig sein, weil mit ihnen der Alltag und das Wohnen geteilt wird oder weil sie Freund*innen-Status haben und mit ihnen Dinge und Aktivitäten, die über den Alltag hinausreichen, geteilt werden. Mitbewohner*innen können sich aus den unterschiedlichsten Personengruppen zusammensetzen: es kann mit Fremden, Freund*innen, (ehemaligen) Studienkolleg*innen, Arbeitskolleg*innen, Ex-Partner*innen und mit Verwandten zusammengewohnt werden.

*Beste Freund*innen oder Bekannte – was ist der Unterschied?*

Während es von einer Befragten als großes Glück bezeichnet worden ist, viele Menschen zu kennen, und ein Befragter wiederum die Tatsache positiv bewertet, dass jede Beziehung, jede Freund*innenschaft einzigartig ist, so gibt es in all der Vielzahl und Vielfalt der Freund*innenschaften doch noch einmal eine Abstufung in Qualität, Intensität und damit auch in Bezug auf den Stellenwert der Beziehung. Auch wenn die Bezeichnung Freund*in sehr großzügig verwendet wird, so unterscheiden die Interviewpartner*innen dennoch zwischen Personen, mit denen sie ein gemeinsames Hobby, ähnliche Interessen usw. verbindet und Personen, die ihnen (auch) emotional nahe stehen. Beide Gruppen sind im Leben der Interviewpersonen wichtig, aber auf unterschiedliche Art und Weise:

> «und dann habe ich eine große Gruppe von diese . ja äh not so . äh like not so . best best friends but äh aber weil ich spiele Roller Derby, eine like ich bin in ein Sportsverein, und daaa treffe ich die Leute ahm . zweimal oder dreimal in der Woche, so ich habe diese soziale Beziehungen, dass sind n/ nicht so . ahm . like ah .. emotional, like I don't know, emotionally important but, you know, these are the people, I go out with and/ but they are not the ones if my . mum would get sick I wouldn't call them.» (Interview 9, Zeile 171–175)

Die Interviewpartnerin macht hier klar: Sie verbringt viel Zeit mit Kolleg*innen aus ihrem Sportverein, die sie als «nicht so beste beste Freundinnen» bezeichnet. Hätte sie Sorgen oder Probleme, würde sie sich nicht an sie wenden. Vielmehr wäre das wahrscheinlich eine ihrer Bezugspersonen, der sie sich emotional nahe fühlt. Das können engste Menschen, extrem wichtige Personen, beste Freund*innen, Familie, Partner*innen sein und/oder eine von den Personen mit Sonderstatus.

Personen mit Sonderstatus

Während unserer Analyse der Interviews wurden drei Personengruppen als – von uns in dieser Form bezeichnet – Personen mit Sonderstatus identifiziert: Eltern, Partner*innen, Special Friends. Personen mit Sonderstatus haben einen besonderen Stellenwert im Leben der Befragten. Die Beziehungen zu diesen Personen sind gekennzeichnet durch die Triade ‹Natürlichkeit – Sicherheit – Selbstverständlichkeit› und die Tatsache, dass Personen mit Sonderstatus als Konstante im Leben der Befragten empfunden werden. Dieses Empfinden einer Konstante macht die Beziehungen zu diesen Personen aus. Personen mit Sonderstatus sind nicht zwingend wichtiger als andere Personen im Leben der Befragten, sie besitzen aber eine Beziehungsqualität, nämlich die der Konstanz, die mit ‹Natürlichkeit – Sicherheit – Selbstverständlichkeit› verknüpft ist.

> «wos dann einfach Menschn sind.. wo man dann.. sag ich mal, aus heitrem Himmel an sie denkt in kleinen Situationen oda wenn man grad in der S-Bahn sitzt oda so Wie gehts dem, wie gehts der? und ich denk dass is auch so ein Merkmal wo wo man dann sieht okay die sind habn einen besonderen Stellnwert obwohl ja die andren auch alle total super und toll und so sind..» (Interview 4, Zeile 123–127)

Je nachdem, wo (Ort und Lebensphase) sich Menschen gerade befinden, nutzen sie mehrere und unterschiedliche Ressourcen, um Beziehungen bzw. Intimität zu leben. Dabei ist entscheidend, wie der unmittelbare Lebensraum aussieht. Das bedeutet unter anderem: Wer ist in der unmittelbaren Nähe z.B. am gemeinsamen Arbeitsplatz, in der gleichen Stadt, in der gemeinsamen Wohnung? Mit wem wird Zeit verbracht, der Alltag und das Leben geteilt? Bei Beziehungen zu Personen mit Sonderstatus spielen hingegen Zeit und Ort/Raum keine Rolle. Personen mit Sonderstatus können in der unmittelbaren räumlichen Nähe bzw. in den Alltag integriert sein, müssen es aber nicht. Sie verlieren ihre Wichtigkeit, ihre Bedeutung und ihren besonderen Stellenwert im Leben der Befragten nicht, auch wenn sie im Alltag nicht (mehr) präsent sind bzw. weit weg wohnen. Zu den Personen mit Sonderstatus zählen folgende Personengruppen:

Special Friends

Da von den Befragten keine Bezeichnung für Freund*innen, deren Beziehungen als besonders und herausragend beschrieben wurden, genannt wurde, entschieden wir uns für die Verwendung des Begriffs Special Friends – besondere Freund*innen. Ähnlich der Freund*innenschaft zwischen besten Freund*innen kennzeichnet Special Friends eine besonders intensive Freund*innenschaft – allerdings mit inklusivem Charakter. Das bedeutet: Special Friends kann es – im Gegensatz zu «dem bestem Freund», «der besten Freundin» – mehrere geben, und es kann damit auch eine Gruppe von Freund*innen gemeint sein. Zu den Special Friends können alte Schulfreund*innen, beste Freund*innen im Ausland usw. zählen. Die Besonderheiten bzw. das, warum sie zu den Personen mit Sonderstatus zählen, können sein: eine langjährige Beziehung (wie Beziehungen aus der Kindheit oder Jugend) eine gemeinsame Vergangenheit/Geschichte oder eine gemeinsam verbrachte intensive Zeit. Das unterscheidet sie im Grunde noch nicht von anderen intensiven Beziehungen. Der Unterschied ist, dass sich diese Beziehungen auf irgendeine Art und Weise bewährt haben und damit als konstant empfunden werden. Im nachfolgenden Beispiel erhalten alte Freund*innen einen Sonderstatus, weil die Freund*innenschaft schon lange existiert und trotz räumlicher Entfernung der Freund*innen und unregelmäßigen Treffen weiterhin bestehen bleibt:

> «Weil ich auch noch Freunde in der Heimat habe.. die ich natürlich wenn ich dann daheim bin auch immer wieda besuch und das ist dann auch imma aufregend weil man sich von der Schulzeit her kennt und die warn auch schon in Österreich und habn auch schon mich besucht. Und das ist halt dann auch das wo man sagt okay wenn das über so große Distanzen hält und man sich nicht reglmäßig sieht ist das dann trotzdem noch wenn man sich sieht so wie so wie früher halt, es ist so wie wenn der lange Zeitraum dazwischen nicht da war und also das find ich **extrem** besonders dass der Kontakt noch da ist» (Interview 2, Zeile 168–175)

Kennzeichen für diesen Sonderstatus sind im Falle der Freund*innen, dass die Beziehung, wenn sich die Beteiligten gelegentlich treffen, «so wie früher» ist. Ein Interviewpartner beschreibt diese Beziehungen wiederum so:

> «irgendwie schon fast mehr als Freundschaft is dass ma einfach. dass das eine extreme Sicherheit gibt wenn man.. wenn man Personen um sich hat wo man weiß okay ahm...» (Interview 4, Zeile 60–62)

Später im Interview führt er dieses «mehr als Freundschaft» noch aus:

> «also wie gsagt ich kann das nicht so genau beschreibn. Das ist jetzt unter Anführungszeichen nicht nur ne Freundschaft sondern halt ja. ein Teil vom Leben halt.» (Interview 4, Zeile 69–71)

Eltern

Wie weiter oben bereits erwähnt, wird im Zusammenhang mit Familie bzw. Eltern der Begriff «natürlich» genannt; im Sinne von selbstverständlich. Die Beziehung zu den Eltern ist selbstverständlich, erklärt sich von selbst, ist unabhängig von räumlicher Nähe, Häufigkeit des Kontakts und möglicherweise sogar unabhängig von der Qualität der Beziehung. Ein Interviewpartner, dessen Eltern in einem anderen Bundesland leben, und die er daher nur selten sieht, beschreibt ihren Stellenwert für ihn so:

> «Aber is klar natürlich, is a . natürlich irgendwo komfortabel, wenn ma sie hot, jo trotzdem. A wenn se jetzt net ständig präsent sind, äh is schon klor» (Interview 3, Zeile 175–176)

In einem Zitat eines weiteren Interviewpartners, dessen Mutter verstorben ist und der als Personen mit Sonderstatus seine Familie nennt, lässt sich diese empfundene Konstante im Leben wiederfinden:

> «Mia war eigentlich imma scho mei Familie wichtig.» (Interview 10, Zeile 119)

Diese Aussage impliziert den Gedanken: Seine Familie war ihm schon immer wichtig, ist es immer noch und wird es immer sein.

(Lebens-)Partner*innen

Möglicherweise aufgrund ihrer (nach normativen Vorstellungen) Exklusivität, vielleicht aufgrund eines romantischen Liebesideals, vielleicht aber auch aufgrund gemeinsamer erlebter Zeit oder gemeinsamen Plänen für die Zukunft – Partner*innen haben ebenso einen besonderen Stellenwert im Leben von Menschen. Ersichtlich wird das bei den LAT-Beziehungen, die in unserer Studie vorkamen. Auch wenn beide Interviewpartnerinnen, die angaben, in einer Paarbeziehung zu sein, zum Zeitpunkt des Interviews gewählt hatten, nicht mit ihrem Partner zusammen zu leben, so betonten beide den besonderen Stellenwert, den ihre Partner einnahmen. Eine Interviewpartnerin erwähnt in Bezug auf das Zusammenwohnen, dass es sich für sie immer nur temporär anfühlt, wenn sie in einer WG wohnt, es sich aber längerfristig anfühlt, wenn sie mit einem Partner zusammen wohnt. Auch wenn Paarbeziehungen auseinander gehen können und Lebensabschnittspartner*in keine unbekannte Bezeichnung mehr für Personen in Paarbeziehungen ist, so werden in der Momentaufnahme Beziehungen zu Partner*innen als Konstante empfunden – und, egal ob nah oder fern, sie verlieren nicht an Bedeutung.

Beziehungen in Nähe und Ferne

In den Interviews wurden Nähe und Ferne in vielfacher Hinsicht und auf unterschiedlichen Ebenen bspw. als «da sein», «unterwegs sein» und «weg sein», thematisiert. Manches wurde schon an anderer Stelle näher ausgeführt, hier noch einmal zusammenfassend: Da-Sein kann bedeuten: emotional da sein, in Gedanken da sein, füreinander da sein (siehe Beziehungseigenschaften/-qualitäten), sich in einer Lebensphase befinden, sich an einem Ort befinden, vor Ort sein oder physisch anwesend sein/präsent sein. Um Letzteres soll es in diesem Kapitel gehen. Unterwegs-Sein ist mehr als abwesend oder nicht präsent sein. Im Lebenszusammenhang der Befragten kann es bedeuten: auf Reisen sein, beruflich unterwegs sein, nicht in der WG sondern in der Arbeit sein, Freizeitaktivitäten zu unternehmen, auszugehen, außerhalb der Wohnung sein, weg sein. Zum einen sprachen die Befragten in Bezug auf sich selbst darüber, aber auch in Bezug auf andere Menschen wurden Nähe und Distanz thematisiert. Dabei werden die Anforderungen, unter denen in der heutigen Zeit gelebt wird, angesprochen: Flexibilität und Mobilität in Bezug auf Leben, Wohnen, Beruf und Beziehungen eröffnen Freiheiten und Möglichkeiten, bringt aber auch neue Aufgaben und Herausforderungen mit sich. Eine Interviewpartnerin, die sich selbst als «viel unterwegs» bezeichnet und als freischaffende Musikerin arbeitet, beschreibt das Reisen um Freund*innen im Ausland zu treffen wie folgt:

> «Und dann eigentlich einige wichtige Leit die san echt net in Österreich, also die wohnen halt entweder.. i hab a ganz a guate Freindin in England und in Amerika und in Mexiko gibts a a poar Leit.. (schluckt) die san halt bissl weita weg aba die san dann echt a sehr wichtig weil die sind halt in Situationen im Ausland wichtig gwesn beziehungsweise ma trifft sie dann in Europa wieda oda des san ollas so Leit die recht vü rum reisen und und es is dann lustig weil ma sagt: okay ah cool das letzte Mal New York, treff ma uns in London. Okay i flieg nach London oda so.» (Interview 6, Zeile 292–298)

Freund*innen, Familie und teilweise auch Partner*innen können auf allen Kontinenten der Welt verteilt leben. Das kann als Bereicherung gesehen werden, wenn gerne gereist wird und Zeit und Geld gegeben sind, Besuche oder Treffen in anderen Ländern oder auch entfernteren Orten in Österreich wahrzunehmen. Mobilität und Flexibilität in Bezug auf Beziehungen und Intimität bedeuten somit für unsere Interviewpartner*innen, dass sie sowohl soziale Beziehungen mit Personen aus dem näheren Umfeld als auch mit Personen, die in weiter Entfernung leben, haben. Das birgt spezielle Herausforderungen, wie in folgendem Zitat ersichtlich wird:

> «ich bin viel viel unterwegs, ich ha/ ich hab echt viel Kontakt mit vielen unterschiedlichen Leuten, aber wie gsagt das sind wirklich zwei Personen, mit denen ich . wo ich sagen würd, jetzt so ja, mit denen würd ich gern ehm auch ähm allein auf einer Insel verbringen, aber sonst die anderen, da würd ich ma glaub ich nach a paar Tagen denken . ich will nach Hause oder sowas . Ja, also das war immer schon so, dass ich immer mal/ ich so ein zwei Perso/ Bezugspersonen die brauch ich irgendwie, dass ich so dass ich, weiß ich nicht . dass ich mich gut fühl, dass ich mich wohl fühl auch, dass ich weiß, ich hab da wen, den/ auf den ich immer . zugfreifen kann, wenn ich irgendwas brauch oder wenns mir nicht gut geht oder sowas . ja und .. ja» (Interview 8, Zeile 210–216)

Um noch einmal auf das Da-Sein als Beziehungsaspekt einzugehen: Die Befragte thematisiert im vorangestellten Zitat das Bedürfnis, jemanden zu haben, der da ist. Eine Person, auf die Verlass ist. Sie macht ihr Befinden von der Sicherheit, im Notfall jemanden zu haben, abhängig. «dass ich weiß, ich hab da wen» ist zentral dafür, dass sie sich wohlfühlt und beschreibt eine konkrete Anforderungen an Beziehungen. Wie können Beziehungen im Spannungsfeld von Da-Sein und Unterwegs-Sein, von Nähe und Distanz, d.h. im Lebenszusammenhang der Befragten, der geprägt ist von Mobilität und Flexibilität, diesen Anforderungen gerecht werden? Wie gehen die Interviewpartner*innen mit diesen Herausforderungen um?

Einen besonderen Stellenwert hat dabei der Alltag. Auch wenn im vorigen Kapitel erörtert wurde, dass es Personen gibt, die ihre Wichtigkeit nicht verlieren, auch wenn sie im Alltag nicht präsent sind, so besteht doch das Bedürfnis, im Alltag Beziehungen mit Personen zu leben, die direkt am eigenen Leben teilhaben, mit denen der Umgang und die Kommunikation nicht zu umständlich ist – mit denen ein «un komplizierter alltäglicher Austausch» (Interview 3, Zeile 28–29) gepflegt werden kann. Das kann mit Arbeitskolleg*innen, Studienkolleg*innen oder anderen Personen, die regelmäßig getroffen werden und mit denen viel Zeit des Tages verbracht wird, geschehen. In unserer Studie fanden sich noch zwei weitere Strategien, um sich Bezugspersonen in den Alltag zu holen:

Overcoming Distance

Um täglich Kontakt zu halten und den Alltag mit Freund*innen zu teilen bzw. den Alltag den Freund*innen mitzuteilen, werden regelmäßig soziale Medien wie bspw. Whatsapp genutzt, damit trotz räumlicher Distanzen Nähe bestehen und Intimität gelebt werden kann. Dabei spielt es keine Rolle, ob sich die Person in ihrem Büro in der gleichen Stadt oder in einem anderen Teil der Welt befindet.

Dadurch, dass sich gegenseitig die alltäglichsten Dinge mitgeteilt werden, entsteht ein Gefühl von Nähe und Intimität. Das kann auch über große Distanzen gelebt werden, wie es eine Interviewpartnerin beschreibt:

> «Zum Beispiel gibts den Benicio, . der lebt in Peru - also jetzt lebt er in Kanada grad und das is/ wir kennen uns seit zehn Jahren . und wir haben jeden Tag Kontakt miteinander und das ist für mich auch eine **ganz** wichtige Außenwelt und auf Whatsapp. Aaahm nutzen wir immer diese Sprachnachrichten und erzählen uns immer unseren ganzen (Tag). und das ist für mich ein **ganz** ein wichtiger Mensch, der leider nicht Da-Sein kann» (Interview 1, Zeile 64–70)

Auch mit Familienmitgliedern, die weit weg wohnen, wird über moderne Kommunikationsmöglichkeiten Kontakt gehalten, was auch für ältere Generationen etwas Besonderes ist, wie es eine Befragte erzählt:

> «Natürlich auch besonders für die Familie weil wo wir wo meine Oma das erste Mal über Skype mit mir telefoniert hat wo wir 800km entfernt sind, das war natürlich für sie **extrem**.. besonders weil sie hat mich gesehn und eigentlich bin ich garnicht da. das ist dann natürlich eine Möglichkeit, schon supa ja» (Interview 2, Zeile 197–203)

Interessant ist auch, dass jeder Mensch eine individuelle Vorstellung davon hat, wo der Alltag aufhört und welche Reichweite dieser besitzt, innerhalb dessen Alltag gelebt wird. Das Nutzen von sozialen Medien und modernen Kommunikationsmöglichkeiten um Distanzen zu Bezugspersonen zu überwinden, ist nur für jene Menschen dienlich, die das nicht als aufwändig empfinden.

Sich Personen in den Alltag holen

Für Menschen, die den tatsächlichen Kontakt und die Kommunikation mit physisch anwesenden Menschen bevorzugen, unter anderem möglicherweise, weil sie Kommunikation über soziale Medien etc. als zu aufwändig und kompliziert empfinden, werden Personen aus dem näheren Umfeld wichtiger. Das können, wie weiter oben erwähnt, Arbeitskolleg*innen, Studienkolleg*innen etc. sein, indem sich Prioritäten betreffend Beziehungen verschieben – wenn auch nur den Alltag betreffend. Es kann aber auch ein neuer Freund*innenkreis aufgebaut werden, wie es der Fall ist, wenn der Lebensmittelpunkt in eine andere Stadt verlagert wird, wie es die Interviewperson folgendermaßen erlebt hat:

> «ja der wichtigste ist/ sind meine Eltern natürlich und mein Freund, aber mit die Eltern bin ich nicht täglich äh äh ich telefoniere einmal in der Woche uuund äh mein Freund, er ist auch sehr wichtig ääääh aber jetzt weil ja, er wohnt in Zürich

> und wir sehen nur einmal in der Monat, er/ es ist äh . ja er ist sehr wichtig und die Beziehung ist sehr wichtig natürlich, aber in meine äh Alltagsleben, es ist es ist nicht da, weil er ist nicht hier. Sooo, darum fühl/ die die mit meine Eltern und mein Freund, die sind Nummer eins, aber die beide sind nicht da und darum ich habe in meine Alltagsleben habe ich ein andere äh Gruppe (lacht), die sehr wichtig sind» (Interview 9, Zeile 155–161)

Es kann aber auch bedeuten, dass gezielt eine Alltagssituation geschaffen wird, die mit Menschen geteilt wird, wie es beim WG-Wohnen der Fall ist. Im Wohnen findet Alltag statt. Den Wohnraum mit anderen zu teilen bedeutet, den Alltag mit anderen zu teilen. Dass diese Personen, die Mitbewohner*innen, zu Bezugspersonen werden, ist dabei nicht nur zufälliges Ergebnis des Zusammenwohnens, sondern kann als Konsequenz einer bewussten Strategie, sich Menschen in den eigenen Alltag zu holen, gesehen werden. Dabei entsteht das, was wir im weiteren Verlauf der Arbeit als Wert der Präsenz bezeichnen.

Wert der Präsenz

> «WG.. weil ich.. **Leut** gern um mich hab. oda **Lebn** gern um mich hab» (Interview 4, Zeile 309)

Das Zusammenwohnen in einer WG ermöglicht es, sich Personen in den eigenen Alltag zu holen. Das gemeinsame Wohnen wird dadurch eine von mehreren Ressourcen für Intimität und zeichnet sich durch den Wert der Präsenz aus und zwar als Präsenz im Alltag. Während andere wichtige Bezugspersonen zwar auch da sind, wenn sie gebraucht werden, allerdings nicht physisch im Alltag anwesend sind, ist in einer WG jemand da, wenn Bewohner*innen von der Arbeit nach Hause kommen. WG-Bewohner*innen fragen einander nach dem Befinden und teilen die banalen Dinge des Lebens miteinander. Das Besondere an der WG ist dabei, dass es als eine Art Weiterführung des Familienwohnens in Kombination mit Freund*innenschaft bezeichnet werden kann. WG-Wohnen verbindet beides: den Alltag vom Familienwohnen und die Freiwilligkeit, die Begegnung auf Augenhöhe und Inklusivität der Freund*innenschaft.

Wert der Präsenz bedeutet eben nicht nur im physischen Sinn anwesend zu sein, sondern schließt die Bedeutung des füreinander Da-Seins – also Da-Sein als Beziehungsqualität – mit ein: Es ist mir wichtig, dass jemand da ist, dass ich mit jemandem meine Wohnung teile, meinen Alltag, mein Leben. **Damit ist nicht**

gemeint, dass in jeder WG der Wert der Präsenz vorhanden ist, sondern dass Präsenz eine spezielle Bedeutung erfährt und zwar von den von uns befragten WG-Bewohner*innen:

> «Und die habn natürlich einfach .. den Wert der Präsenz in dem Sinn . oda also/ es hat irgendwie einfach mehr Qualität find i . ah . wenn ma so an nun komplizierten alltäglichen Austausch . ah pflegen kann, ohne dass ma sich jetzt jedes Mal mit jemandem dazu verabreden muss» (Interview 3, Zeile 27–29)

Wohnen in der WG

Die Interviewpersonen ziehen in eine WG bzw. wohnen in einer WG, um sich Menschen in den Alltag zu holen. Dem geht zum einen ein hoher Stellenwert des Wohnens – und zwar in einer WG – voraus, zum anderen das Wohnen in der WG an sich, d.h. das Zusammenziehen und schließlich das Zusammenwohnen und -leben, das sich in den Regeln des Zusammenlebens und in den Erwartungen, Wünschen und Bedürfnissen der Bewohner*innen manifestiert.

In diesem Kapitel werden nun die folgenden Aspekte des Wohnens in der WG genauer ausgeführt:

- hoher Stellenwert des gemeinsamen Wohnens
- Kennen/Kennenlernen
- Zusammenziehen
- Zusammenleben

Diese Trennung dient eines besseren Überblicks über die vielschichtigen und verwobenen Aspekte in Bezug auf das WG-Wohnen. Es wird sich im Verkauf des Kapitels zeigen, dass eine trennscharfe Aufteilung der Phänomene schwierig ist und vor allem kaum Sinn macht, weil sich die unterschiedlichen Aspekte überschneiden und sich aufeinander beziehen.

So unterschiedlich die Beziehungen und Intimitätserfahrungen der Befragten ganz allgemein sind[22], so unterschiedlich sind sie auch in Bezug auf ihre Mitbewohner*innen. Generell wird viel Wert auf Kommunikation, Austausch und Unterhaltung gelegt. Voneinander profitieren, im Sinne vom Nutzen unterschiedlicher Kompetenzen, wird von den Interviewpartner*innen auch genannt. Hilfe und

22 Siehe Kapitel «Beziehungen»

Unterstützung in vielen Bereichen und auf unterschiedlichen Ebenen ist den Befragten ebenso wichtig. Die Beziehungen zu den Mitbewohner*innen haben für die Befragten unterschiedliche Bedeutung, je nachdem, wie sich ihre sozialen Beziehungen gestalten und vor allem, welchen Stellenwert das Wohnen hat.

Die Interviewpersonen kommen aus einem durchwegs bildungsnahen Milieu, alle waren zumindest an einer Universität (auch wenn nicht jede*r einen Universitätsabschluss hat). Dies ist insofern zu erwähnen, als dass die WG als Wohnform gesellschaftlich stark mit der Ausbildungszeit verknüpft wird und während dieser Lebensphase durchaus üblich zu sein scheint. Der Schluss liegt also nahe, zu behaupten, die Interviewpartner*innen würden in WGs leben, weil sie es aus ihrer Ausbildungszeit kennen. Das ist jedoch zu kurz gegriffen, denn erst durch die Gesamtheit der Wohnerfahrungen heraus – vom Elternhaus(-halt) über Studierendenheime, WGs bis hin zum Alleine oder Paar-Wohnen – konnte sich die Bedeutung des gemeinsamen Wohnens zum Wert der Präsenz entwickeln.

Gründe, um in eine WG zu ziehen, scheinen auf den ersten Blick banal, dahinter steckt aber viel mehr. Eine Befragte thematisiert ihre Wohngeschichte und erzählt von der Trennung ihres damaligen Partners. Zu dieser Zeit entschließt sie sich, mit einer Freundin eine WG zu gründen, da sie sich einsam fühlt:

> «ich fühlte mich, dass ich bin zu viel allein» (Interview 9, Zeile 105)

Bei einer anderen Interviewpartnerin war es ähnlich: Sie wohnte mit ihrem damaligen Partner zusammen in einer kleinen Wohnung, die beiden waren auf der Suche nach etwas Geräumigeren und konnten sich schließlich nicht einigen. Umzug und Trennung lag zeitlich eng beieinander; für die Befragte war es zu dieser Zeit von großer Bedeutung, mit einer Freundin in eine WG zu ziehen:

> «mit einer Freundin zusammen, war die beste Stütze dann auch danach für mich.» (Interview 8, Zeile 553–554)

Eine weitere Befragte kann dem Alleinwohnen nicht viel abgewinnen; es hat für sie den wesentlichen Nachteil der Langeweile, weswegen sie sich wieder eine WG gesucht hat:

> «is es mir irgendwie zu langweilig geworden.» (Interview 11, Zeile 269–270)

Ein weiteres Motiv, in einer WG zu wohnen, ist, das Wohnen als Möglichkeit zur Kontaktherstellung anzusehen. Im Fall eines Interviewpartners galt es, nach dem Entschluss, aus einem Bundesland nach Wien zu ziehen, Anschluss zu finden. Wohnen als Möglichkeit zur Kontaktherstellung, so wie Beruf, Studium, Schule –

ermöglicht erstmal eine Verbindung aufgrund des Gemeinsamen – sei es Wohnen, Arbeit, Ausbildung, Interessen.

> «es war echt schwer irgendwie an Leute ran zu kommen, anfoch an. nette normale Leute die kennenz'lernen» (Interview 10, Zeile 171–172)

Das Bezeichnende am Wohnen ist, dass es in Bezug auf die Ebenen von Öffentlichkeit und Privatsphäre letzterem zuzuordnen ist.

> «es is ja doch das Wohnen und irgendwie das is total zentral im Leben, da is ma ja auch irgendwie. eigentlich sehr privat» (Interview 7, Zeile 210–211)

Eine wesentliche Bedingung dafür, dass der Wert der Präsenz entstehen kann, ist der **hohe Stellenwert des gemeinsamen Wohnens** bzw. des WG-Wohnens. Wird dem gemeinsamen Wohnen nichts abgewonnen, kann der Wert der Präsenz erst gar nicht entstehen. Die Relevanz des Aspekts der Gemeinschaft macht eine Interviewpartnerin deutlich, indem sie betont, welche Bedeutung die Möglichkeit gemeinsamer Zeit für sie hat:

> «ich wohn in einer WG um mit jemandem . Zeit zu verbringen . oder halt nicht ständig alleine zu sein. Ich mein, nicht dass ich nicht alleine sein kann (lacht), aber ich find das halt schön, . wenn jemand da is und ich mich mit jemanden unterhalten kann» (Interview 12, Zeile 82–84)

Für eine Befragte hat das WG-Wohnen Priorität im Gegensatz zu anderen Wohnformen, durch die sie im Laufe ihrer Vergangenheit Erfahrungen sammeln konnte:

> «Ich war ebn auf der Suche eigentlich nach einer WG weil ich weil ich sehr gerne in WGs lebe.» (Interview 11, Zeile 38–39)

Ein anderer Interviewpartner betont die Wichtigkeit des Wohnens, indem er Bezug auf die Ausstattung der Wohnung nimmt. Gemeinsam mit seinen Mitbewohner*innen steckt er viel Arbeit in die Wohnung:

> «also mia investiern a in die Wohnung und des is uns aba a voll wichtig» (Interview 10, Zeile 106–107)

Das **Kennen bzw. Kennenlernen** von potenziellen Mitbewohner*innen ist ein zentraler Punkt in Bezug auf das WG-Wohnen. In einer WG zu leben, bedeutet grundsätzlich, mit anderen Menschen zu leben. Diese Personen können vorher bekannt sein oder erst im Zuge der WG- bzw. Mitbewohner*innen-Suche bekannt werden. Das Kennen bzw. Kennenlernen spielt also eine wesentliche Rolle für den weiteren Verlauf des Zusammenziehens und -lebens.

Eine Befragte schildert, wie sie das erste Treffen bei der WG-Besichtigung als positiv empfunden hat:

> «und für mich es war es war sehr wichtig die erste Mal wann ich Julia gesehen habe, dann wir haben äh . ganz schnell die die äh . es es hat sehr sehr gut gefühlt mit/ weil mit alle andere es war (vielleicht) okay, wir haben nix zu sprechen, aber mit Julia es hat . äh so schnell funktioniert. Schon in die die Interview.» (Interview 9, Zeile 33–36)

Bei vorher unbekannten Personen stellt sich zum ersten die Frage, auf welchem Weg diese überhaupt gefunden werden. Die Interviewpartner*innen nennen unterschiedliche Wege: Diese reichen von Inseraten im Internet bis hin zu Empfehlungen über «ein paar Eckn» (Interview 7, Zeile 154–155) aus dem Bekannten-/Freund*innenkreis.

Sind die potenziellen Mitbewohner*innen nicht bekannt, kann die Auswahl eine äußerst komplexe Angelegenheit werden, wie ein Befragter schildert:

> «Es gibt das Bauchgefühl. Also es gibt äh die erstn Minutn wo a Person den Raum betritt. wo ma einfach irgendwie ahm natürlich ganz oberflächlich aba nur aufgrund von Aussehn und von Präsenz und Haltung und. wo im Raum sie steht und wie sie sich verhält die Person dass ma da anfoch scho mal irgendwie a Gefühl bekommt, an Einblick. Und dann is das Gespräch das allerwichtigste. also. und ja (lacht) da muss ma halt dann schaun dass ma irgendwie glei mal checkt wie die Person is aba es geht eigentlich ziemlich schnell. Es is an a recht schnell. und anfoch nur so prinzipiell bewusst oda klar ob ma sich mit einer Person länger unterhaltn kann oda ob des funktionieren könnt oda nit. Und dann natürlich is es a komplett absurdes (lacht) komplett absurdes Spiel eigantlich also i man du triffst di a Mal mit ana Person, vielleicht zwa Mal und dann lasst die einziehn. Also du hast eigantlich imma no nit wirkli a Ahnung wer der Mensch is, oda? Aba. naja, wenn ma Glück hat, und das hab i in dem Fall ghabt, dann klappts wunderbar.» (Interview 10: Zeile 301–309)

Hier werden mehrere Aspekte deutlich: Es geht darum, das Gegenüber in Bezug auf den Ersteindruck einzuordnen. Dafür werden beobachtbare Merkmale hergenommen, wie Aussehen und Verhalten bei der Besichtigung, welche jedoch als unzureichende Oberflächlichkeiten eingestuft werden. Aus diesem Grund wird dem verbalen Austausch von Informationen im Gespräch große Bedeutung zuteil. Dadurch soll herausgefunden werden, ob ein mögliches Zusammenleben funktionieren *könnte*, was selbstverständlich kein Garant dafür ist, dass es funktionieren *wird*. An dieser Stelle wird die Ambivalenz des Wohnens besonders deutlich: Dieses Spiel, die Vorgehensweise bei der Mitbewohner*innen-Suche, wird als

absurd bezeichnet, denn: das Wohnen ist im Privaten angesiedelt (im Gegensatz zum Öffentlichen), spielt sich räumlich gesehen innen ab (im Gegensatz zu außen) und beinhaltet hauptsächlich den Alltag (im Gegensatz zu außer-Alltäglichem/Besonderem). Fremde Personen ins private, innere, alltägliche Leben zu lassen, kann also als Herausforderung gesehen werden, die gleichsam ein gewisses Risiko als auch den Moment des Glücks beinhaltet.

Vor diesem Hintergrund wird vor allem bei vorher unbekannten Personen von einem Risiko gesprochen, welches beim Zusammenziehen eingegangen wird:

> «Und i hab dann innerhalb von zwei Monaten a komplett neue WG bekommen, bin ein totales Risiko eingangen, hab mir damals gedacht, und das war echt schon wieder an der Kippe wo ich dacht hab: Fuck und jetzt wohn i halt grad a mal a Jahr da und ahm jetzt ändert si scho wieda alles» (Interview 9, Zeile 264–266)

An dieser Stelle zeigt sich, welche Relevanz dem WG-Wohnen zukommt und wie wichtig die durch das Wohnen entstandene Stabilität – sowohl in Bezug auf die anderen Personen, also auch in Bezug auf den eigenen Alltag – sein kann. Gleichzeitig wird die Wandelbarkeit des WG-Wohnens erkennbar, die von manchen Interviewpartner*innen positiv bewertet wird und für andere insofern eine Herausforderung darstellt, als dass die zentrale Bedeutung des Wohnens in ihrer durch Stabilität entstandenen Sicherheit durch die gleichzeitige Flexibilität gefährdet sein kann.

Dieses **Risiko** wird von den Befragten in erster Linie beim Zusammenziehen mit unbekannten Personen thematisiert, d.h. bei Personen, die erst im Zuge der WG- bzw. Mitbewohner*innen-Suche kennengelernt werden. Das bedeutet jedoch nicht, dass es das Risiko beim Zusammenziehen mit bereits vorher bekannten Personen, wie Freund*innen, nicht gäbe. Das Zusammenleben mit vorher bekannten Personen, Freund*innen etc., wird anders eingestuft, was durch eine Befragte folgendermaßen deutlich gemacht wird:

> «Wir verstehn uns halt gut und es is halt. ahm. nicht es is halt nicht so eng wie wenn man es is was anderes wenn man mit einer besten Freundin zusammen wohnt» (Interview 11, Zeile 74–75)

Es geht vielmehr um die mitschwingende (Ideal-)Vorstellung davon, dass das gemeinsame Wohnen mit der ‹besten Freundin› ohnehin funktionieren würde. An dieser Stelle sei auf die Triade Sicherheit – Natürlichkeit – Selbstverständlichkeit hingewiesen[23], die in diesem Zusammenhang als Erklärungsmodell dienen kann: Sich der Beziehung zu einer speziellen Person – in diesem Fall die beste Freundin

23 Dies wurde im Kapitel «Beziehungen» bereits in Bezug zu Personen mit Sonderstatus erwähnt.

– sicher sein zu können, sich authentisch verhalten zu können und sich nicht erklären zu müssen bzw. verstanden zu werden, sind Merkmale für bestimmte soziale Beziehungen. In Bezug auf unbekannte Personen können diese Aspekte (noch) nicht eingeschätzt werden, weshalb das Kennenlernen eine zentrale Rolle spielt.

Vor diesem Hintergrund ist interessant, dass die Interviewpartner*innen das Zusammenleben mit vorher unbekannten Personen positiv hervorheben, sofern es funktioniert. Dies wird mit dem Begriff **Glück** ausgedrückt, gleichzeitig ist der Interviewpartnerin aber das Risiko des Nicht-Funktionierens bewusst:

> «Das woa so a kompletta Glücksgriff weil das kann so in die Hosn gehn (lacht) wenn ma jemandn net kennt..» (Interview 6, Zeile 198–199)

Auf die gesamte Wohngeschichte zurückblickend spricht ein Interviewpartner von seinen ehemaligen und aktuellen Mitbewohner*innen ebenso von Glück:

> «Also i muss sagen i hab zum/ bis jetzt immer Glück ghobt» (Interview 5, Zeile 98)

Aber auch das funktionierende Zusammenleben mit bereits bekannten Personen wird explizit positiv beurteilt, wie eine Befragte in Bezug auf ihre derzeitige Wohnsituation mit einer guten Freundin beschreibt:

> «Ich bin eigentlich ziemlich froh, dass ich sie als Mitbewohnerin hab» (Interview 8, Zeile 61)

WG-Wohnen mit vorher bekannten Personen ist selbstverständlich kein Garant für das tatsächliche Funktionieren des Zusammenlebens, denn die Aspekte Sicherheit – Natürlichkeit – Selbstverständlichkeit können sich genau dadurch verändern. Das Zusammenwohnen und -leben per se kann demnach zum Risiko werden und eine bestehende Beziehung in Bezug auf die genannten Aspekte umformen, was den Interviewpartner*innen trotz der Idealisierung bewusst ist, wie an folgender Passage ersichtlich ist:

> «wir kennen uns schon länger, also wir sind Freundinnen und sind auch ahm zamzogen . also als Freundinnen quasi und wir verstehn uns nach wie vor sehr sehr gut» (Interview 8, Zeile 30–31)

Hier zeigt sich, dass dem Wohnen mit vorher bekannten Personen – in diesem Fall mit einer Freundin der Befragten – durchaus der Moment des Risikos innewohnt und dieser auch bewusst zu sein scheint, da die Interviewpartnerin auf die zeitliche Dimension der Freund*innenschaft in Bezug auf das Wohnen hinweist: Die beiden kennen sich bereits seit einiger Zeit, sind als Freundinnen in eine WG gezogen und kommen *nach wie vor* sehr gut miteinander aus. Die Freund*innenschaft

zwischen den beiden bleibt konstant, «obwohl» das Wohnen dazwischen kommt.

Das Kennen bzw. Kennenlernen geht dem **Zusammenziehen** einerseits voraus und bildet die Grundlage dafür, endet aber keinesfalls dabei. Wie weiter oben bereits erwähnt, wird vor dem tatsächlichen Zusammenziehen versucht, potenzielle Mitbewohner*innen insoweit kennenzulernen, als dass sich eine Einschätzung bezüglich des Funktionierens des Zusammenlebens machen lässt, wie ein Befragter folgendermaßen beschreibt:

> «i find, wenn ma . will, dass ma . zamzieht, dann sollt ma sich zumindest . a bissl unterhalten können und wissen, ob ma sich des vorstella kann, dass ma zamzieht oda net . ahm oda dass ma dass dass ma a Gfühl dafür kriegt, ob des vielleicht funktioniern kann oder net» (Interview 5, Zeile 187–189)

Durch das Zusammenziehen und -wohnen lernen sich WG-Bewohner*innen noch einmal anders kennen, das Zusammenleben beeinflusst die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Bewohner*innen.

Aus welchen Beweggründen und Motiven die Interviewpartner*innen überhaupt in eine WG gekommen sind, wurde bereits weiter oben in diesem Kapitel erläutert. Das passiert über ganz unterschiedliche Wege und zeigt sich in den teils vielfältigen Wohngeschichten der Befragten. Eine Möglichkeit ist die WG-Gründung: Interviewpersonen entschließen sich, gemeinsam mit Freund*innen, eine gemeinsame Wohnung zu suchen. Dies kommt oft beim Zuzug aus den Bundesländern nach Wien vor. Eine andere Option ist die WG-Suche, d.h. der Einzug in eine bereits bestehende WG mit Personen, die vorher bekannt oder unbekannt sein können. An dieser Stelle sei die Mitbewohner*innen-Suche genannt, die quasi von der anderen Seite erfolgt. Die WG- bzw. Mitbewohner*innen-Suche kann über das Internet, d.h. Inserate oder über Empfehlungen/Vermittlungen im Bekannten- bzw. Freund*innenkreis erfolgen.

Ein interessanter Ausdruck, der im Zuge des Zusammenziehens von den Interviewpersonen genannt wird, ist das *Reinkommen* in eine WG. Der Begriff wird retrospektiv verwendet, um die eigene WG-Geschichte darzustellen und gleichzeitig das Positive bzw. Besondere daran auszudrücken. Denn mit dem *Reinkommen* schwingt eine Art Exklusivität mit, die positiv bewertet wird und dadurch extra betont werden soll:

> «also i bin echt froh dass die zwei Menschn in mei Lebn kommen sind, weil i hätt sie echt sonst anfoch vermisst wenn sie nit reinkommen wären. Und des is ganz spontan und zufällig passiert.» (Interview 10, Zeile 267–268)

> «So bin ich reingekommen in die Wohnung über eine andere Freundin und seitdem wohn ich halt mit ihr da zusammen.» (Interview 7, Zeile 46–47)

Dass das **Zusammenleben** funktioniert, ist die Basis für den Wert der Präsenz. Das allein bedeutet jedoch nicht, dass der Wert der Präsenz dann automatisch existiert. Wie kann aber nun das Zusammenleben funktionieren? Es geht um die Einhaltung der Regeln des Zusammenlebens und etwaige Probleme, die auftreten, müssen gelöst werden. Des Weiteren sollten die Erwartungen, Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Mitbewohner*innen aufeinander abgestimmt sein und Kompromisse gefunden werden. Außerdem müssen Reziprozität und Resonanz gegeben sein. Auch die Rahmenbedingungen für das WG-Wohnen[24] wie Alter, Beruf etc. spielen dabei eine wichtige Rolle.

Mit den **Regeln des Zusammenlebens** sind keine niedergeschriebenen Verhaltensvorschriften gemeint, sondern die Vorstellungen der Interviewpartner*innen für ein funktionierendes Zusammenleben. Das bedeutet zudem, dass es kein allgemein gültiges Set an Regeln für ein gutes Zusammenleben gibt. Wichtig ist jedenfalls, in welcher Art und Weise damit umgegangen wird und wie diese Regeln thematisiert werden. Von den Befragten wird das Funktionieren des Zusammenlebens oft mit Ausdrücken wie «es funktioniert halt einfach» oder «ich weiß auch nicht, warum es funktioniert» in Verbindung gebracht. Daran ist erkennbar, dass die Gründe für ein Funktionieren oft schwer zu fassen sind. Was das Zusammenleben jedenfalls einfacher für die Befragten macht, ist eine ähnliche Art zu leben. Dies ist in Bezug auf unterschiedliche Ebenen gemeint: Ähneln sich die Tagesrhythmen der Mitbewohner*innen aufgrund von z.B. Berufstätigkeit, kann dies förderlich für das Zusammenleben sein. Auch in Bezug auf die Haushaltsführung ist ein gemeinsames Verständnis durchaus von positiver Bedeutung.

Prinzipiell sind es Alltäglichkeiten, die kleinen Dinge des Alltags und Organisatorisches, die im Wohnen und somit im gemeinsamen Wohnen für die Befragten wichtig sind. Wenn Ansichten zu Sauberkeit, Hygiene, Kochen, d.h. dem Haushalt, geteilt werden, kann sich das positiv auf das Zusammenleben auswirken. Von den Interviewpartner*innen werden je nach subjektivem Empfinden ver-

24 Siehe folgendes Kapitel

schiedene Aspekte genannt, die sich positiv auf das Zusammenleben auswirken. Diese Aspekte sind den unterschiedlichsten Bereichen zuzuordnen: Hausarbeit (Sauberkeit und Putzen), Kochen/Einkaufen (Teilen des Kühlschranks), Lärm/Geräuschpegel sowie Tagesrhythmus.

Natürlich hängt der gefühlte Erfolg des Zusammenlebens nicht nur von diesen Alltäglichkeiten ab, sondern in erster Linie von den jeweiligen Erwartungen und Vorstellungen der Interviewpartner*innen und inwieweit sich diese mit jenen ihrer Mitbewohner*innen vereinbaren bzw. aushandeln lassen.

Wenn Konflikte oder Probleme in Bezug auf das Zusammenleben entstehen, geht es um den Umgang damit: (wie) wird darüber gesprochen, kann der Konflikt gelöst werden, ist es ein zu bewältigendes Problem, ist es plötzlich oder schleichend aufgetreten, kann ein Konsens gefunden werden, ist es kurzfristig oder lang anhaltend entstanden usw.

Prinzipiell ist zu sagen, dass ein wesentlicher Punkt das Verständnis der jeweiligen WG-Bewohner*innen füreinander ist. Die Interviewpersonen sprechen von einer ähnlichen Einstellung zum gemeinsamen Wohnen, die dieses Verständnis beinhaltet. Positiv bewertet wird dabei die Erfahrung mit dem Wohnen in WGs, die Personen möglicherweise mitbringen. Aber auch die eigene Wohnerfahrung in WGs an sich wird als erwünschtes Erlebnis wahrgenommen, die zum Funktionieren des Zusammenlebens beitragen kann.

Das Teilen von Wohnraum, eines Haushalts sowie die Aufteilung gewisser Arbeiten werden von den Befragten als wichtig empfunden. Aber das ist selbstverständlich nicht alles. Funktionierendes Zusammenleben zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass das Wohnen an sich gelingt, sondern vielmehr dadurch, dass die WG-Bewohner*innen sich zueinander in Beziehung setzen, d.h. einen gewissen Bezug aufbauen, sich aufeinander einstellen, Rücksicht aufeinander nehmen. In welchem Maß oder in welcher Tiefe dieser Bezug vorhanden ist, ist jedoch völlig unterschiedlich. Dieses «Bezug aufeinander nehmen» beinhaltet sowohl **Reziprozität** als auch **Resonanz**. Mit Reziprozität ist einerseits gemeint, dass Personen in einer WG wohnen und das auch wollen und andererseits, dass Reziprozität innerhalb der Beziehungen zwischen den WG-Bewohner*innen besteht und zwar in Bezug auf das Formen des Inhalts des Zusammenlebens. Das bedeutet ein Geben und Nehmen im Zusammenleben, das im (Wohn-)Alltag oder darüber hinaus geschehen kann. Dies schließt gleichsam Resonanz mit ein, das bedeutet eine durch das Bezug aufeinander Nehmen entstandene Verbindung, die zwischen

den WG-Bewohner*innen besteht und durch die Austausch und Reaktion möglich bzw. erwünscht ist und jeweils beim Gegenüber ankommt.

Zentral ist dabei das subjektive Empfinden der Befragten, denn ein funktionierendes Zusammenleben kann nicht auf bestimmte Kriterien reduziert werden. Es ist vielmehr ein Zusammenspiel von vielen unterschiedlichen kleineren und größeren Aspekten und wie dieses Zusammenspiel bewertet wird.

So ist es bspw. für einen Befragten eine nette Überraschung, nach Hause zu kommen und etwas zu essen zu haben, weil seine Mitbewohner*innen gekocht und etwas davon für ihn aufgehoben haben:

> «oda wo ma sich a freut wenn ma irgendwie von nem zachn Tag hoam kummt und denn/ die andern ham was überlassn» (Interview 5, Zeile 89–90)

Das Miteinbeziehen – in diesem Fall geht es um das Zubereiten von Speisen bzw. das Essen per se – von Mitbewohner*innen kann sich auf Alltäglichkeiten beziehen, sich aber auch auf anderen Ebenen abspielen, bspw. in Form von Rücksichtnahme auf den unterschiedlichen Tagesrhythmus: Eine Interviewpartnerin erzählt von einer ihrer Mitbewohnerinnen, die aufgrund ihres Berufs früh aufstehen muss, im Gegensatz zu ihr selbst, die oft bis in die Nacht hineinarbeitet. Diese unterschiedlichen Rhythmen erfordern eine gewisse Rücksichtnahme bezüglich der Nutzung der Gemeinschaftsräume, wie z.B. der Küche:

> «da muss ich mich jetzt grad bissl drauf einstelln dass ich halt aufpass dass ich dann in der Küche so ab elf oder so nicht mehr (lacht)» (Interview 11, Zeile 59–60)

Prinzipiell wird der Wert der Präsenz, also das Anwesend Sein von anderen Personen im gemeinsamen Wohnraum, von den Befragten positiv bewertet und als Vorteil gesehen. Entscheidend dafür ist aber, dass das Zusammenleben von den Beteiligten als funktionierend empfunden wird:

> «deswegen bin ich so ein Fan davon, weil ich ma imma denk, es es. es is ohne dass ma sich um was kümmern muss einfach immer irgendjemand in der Nähe mit dem ma mal redn könnte oder so. Das muss natürlich funktionieren auch.» (Interview 7, Zeile 257–259)

Funktioniert das Zusammenleben nicht bzw. wird es von einer oder mehreren Personen als nicht funktionierend empfunden, dann können genau diese Vorteile der Präsenz der anderen zu Nachteilen werden, wie ein Befragter sehr treffend formuliert:

> «also da gibts glaub i glaub wenn mas wenn mas blöd erwischt, is echt . a . ganz

üble .. ja dann machts glaub i überhaupt kan Spaß. Und dann sind die ganzen Vorteile, die ma eigentlich haben könnt . sind dann ganz massiv Nachteile einfach..» (Interview 5, Zeile 112–114)

Umgekehrt wird aber einem funktionierenden Zusammenleben von den Interviewpartner*innen einen sehr hohen Stellenwert eingeräumt und als Glück bezeichnet, denn «das Wohnen und irgendwie das is total zentral im Leben (...) sehr privat und eigentlich entspannt» (Interview 7, Zeile 210–211).

Interessant ist im Hinblick auf das Nicht Funktionieren des Zusammenlebens auch, dass das gemeinsame Wohnen viel mehr Bedeutung in sich trägt und nicht beim Teilen des Wohnraumes endet. Denn mit jemandem zusammen zu leben, ohne sich mit dieser Person auszutauschen, ist bspw. für eine Interviewpartnerin nicht ideal und wird negativ bewertet. Sie sieht keinen Sinn darin, sich eine Wohnung mit anderen zu teilen, wenn sie diese Personen nie sieht und demnach nicht kennt. Sie bewertet die Situation nicht nur negativ, sie fühlt sich dadurch auch unwohl und unsicher – ein wichtiger Aspekt in Bezug auf das Wohnen, mit dem unsere Interviewpartner*innen Gefühle wie Sicherheit, Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit[25] verbinden: Die Wohnung als Ort, um sich wohl und sicher zu fühlen, als Ort, um authentisch sein zu können und als Ort, an dem freies und ungezwungenes Verhalten ganz selbstverständlich möglich ist. Im Fall der Interviewpartnerin geht es um das fehlende Gefühl der Sicherheit:

«Weil es macht keinen Sinn wann wann man man äh wohnt in dieselbe Wohnung, aber spricht nix und es es war wie, ja . if I would have lived with someone from the street you know, who I don't know. It had/ I get a bad feeling about him because I did not know him at all ..» (Interview 9, Zeile 92–94)

Vor diesem Hintergrund scheint der Begriff Zweck-WG erwähnenswert: Interessanterweise wird der Begriff von den Interviewpartner*innen dann verwendet, wenn es um eine Abgrenzung davon geht und mit der Nicht-Identifizierung eine eher negative Konnotation mitschwingt. Ist von einer Zweck-WG die Rede, sprechen die Befragten von WG-Erfahrungen, die nicht ihrer Vorstellung eines funktionierenden Zusammenlebens entsprechen. Dies wird auf unterschiedlichen Ebenen deutlich, wie die folgenden Interviewpassagen zeigen.

Für eine Interviewpartnerin schließt schon alleine das Wohnen in einer WG bzw. die Entscheidung, in einer WG leben zu wollen, eine Nicht-Identifizierung mit

25 Dies wurde im Kapitel «Beziehungen» bereits in Bezug zu Personen mit Sonderstatus und in diesem Kapitel in Bezug auf Sich-Kennen und Kennenlernen erwähnt.

diesem Konzept ein. Für sie bietet die WG als Ort keinen Platz für den reinen Zweck bzw. vielmehr die Idee/Vorstellung davon:

> «das war wirklich nur eine Zweck-WG und und das mag ich auch nicht so gern, also ich wohn nicht in einer WG, um eine Zweck-WG zu haben.» (Interview 12, Zeile 80–82)

Sie versucht, Zweck-WG greifbar zu machen, indem sie zuerst den offensichtlichen, finanziellen Vorteil des gemeinsamen Wohnens erwähnt. WG-Wohnen ist also ganz pragmatisch gesehen günstiger als bspw. Alleinwohnen. Ihre Beschreibung wird abstrakter, indem sie die Sinnhaftigkeit des gemeinschaftlichen Wohnens darin verortet, *wo* (in Bezug auf die Räumlichkeiten) sich die Bewohner*innen befinden und ob sie sich überhaupt sehen:

> «Eine Zweck-WG is für mich einfach . dass man in einer Wohnung wohnen kann wo man w/ weil ich denk mir, dass es billiger is, in einer WG oft, und ahm . keine Ahnung für mich is w/ s es gibt einfach einen Unterschied für mich. Es is so, wenn man wirklich immer nur im Zimmer is und sich nie sieht, ist das für mich keine keine WG eben deswegen Zweck-WG. Weil, man sagt halt, man wohnt in einer WG, aber .. in Wirklichkeit wohnt man eigentlich eh fast alleine.» (Interview 12, Zeile 88–92)

Denn wenn sich Bewohner*innen nie begegnen, verliert der Begriff WG für die Befragte an Inhalt und wird schlicht zu einer Bezeichnung für die Wohnform. Dabei schwingt die Bewertung der Qualität der gemeinsam verbrachten Zeit mit: Es würde nicht reichen, sich «nur zu sehen» oder sich gelegentlich zu grüßen, wie eine andere Interviewpartnerin erklärt. Sie erzählt von der Ursprungszusammensetzung ihrer derzeitigen WG:

> «und mit so einem einem Mann, dem Tom, den niemand wirklich gekannt hat. der dort auch gewohnt hat, der die Küche nicht verwendet hat und immer nur durchs Vorzimmer in sein Zimmer rein und die Tür zugemacht hat. Das war der Anfang dieser WG also etwas eigenartig, ja. Der war nicht wirklich vorhandn. hat zwar gegrüßt und so. aba das war eine eigene Wohnung in der Wohnung, ja. Und das war eine ganz ander das war eigentlich eine Dreier-WG damals, ja.» (Interview 7, Zeile 230–236)

Hier wird ebenso auf die Räumlichkeiten per se hingewiesen: Die Küche der WG als Gemeinschaftstraum und potenzieller Ort, einander zu begegnen, wird von einem Mitbewohner nicht genutzt; er geht direkt in sein Zimmer und schließt die Tür. Dadurch entsteht keine Möglichkeit, dass sich die Bewohner*innen sehen, geschweige denn, gemeinsame Zeit miteinander verbringen. Ein Kennenlernen ist demnach unmöglich, ihn hat «niemand wirklich gekannt». Die Aussage, dass das

«eine eigene Wohnung in der Wohnung» sei, kann dafür stehen, der Distanz zu diesem Mitbewohner Ausdruck zu verleihen. Er lebt abgeschottet vom Rest der WG in seinem Zimmer, «war nicht wirklich vorhandn», nicht präsent. Das heißt, dass räumliche Nähe an sich, die durch gemeinsames Wohnen gegeben ist, nicht unbedingt Intimität erzeugen bzw. bedeuten muss. Sie begünstigt aber deren Entstehung. Wenn allerdings das Zusammenleben als nicht funktionierend eingestuft wird, kann der Wert der Präsenz erst gar nicht entstehen bzw. bildet sich dieser wieder zurück. Die angeführten Zitate der Interviewpartner*innen illustrieren die positive Bedeutung des Wertes der Präsenz, wenn sich dieser ins Gegenteil verwandelt bzw. überhaupt nicht entsteht, wenn also Mitbewohner*innen keine Präsenz in der WG haben.

Auffällig ist zudem, dass die Interviewpartner*innen im Zuge eines Nicht Funktionierens des Zusammenlebens ihre Situationen schildern, indem sie Ausdrücke wie «nebeneinander herleben», «halt einfach gemeinsam wohnen» oder «nur wohnen» verwenden. Hier wird die Ambivalenz des Wohnens deutlich: Wohnen gilt einerseits als so zentral, andererseits hat es in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Minimalen inne: Die Reduktion «nur wohnen» wird dafür hergenommen, um eine Situation zu beschreiben, in der etwas nicht (mehr) funktioniert, wenn im Vergleich zu etwas anderem etwas fehlt oder wenn Dinge sich nicht nach den eigenen Vorstellungen und Wünschen entwickelt haben. Dann bleibt der kleinste gemeinsame Nenner übrig, nämlich das Wohnen.

Ein Befragter stellt eine vergangene Wohnsituation dar, in der seinen Aussagen zufolge kein Zusammenleben mehr stattfand: Er verbrachte den Großteil der Zeit gar nicht mehr in der WG, sondern bei seiner damaligen Partnerin, weil er sich nicht mit der neuen Partnerin seines Mitbewohners arrangieren konnte. Der Wert der Präsenz bildete sich in diesem Fall zurück, die Präsenz der neuen Partnerin wurde zum Nachteil, was als störend empfunden wurde und das gründete schlussendlich im physischen und emotionalen Rückzug des Befragten – er war kaum noch zu Hause, «nicht mehr präsent also das war halt kein Zusammenlebn mehr» (Interview 4, Zeile 190).

Eine andere Interviewpartnerin unterscheidet zwischen den Ebenen *Wohnen* und *Leben*:

> «er hat nur da gewohnt, nicht gelebt» (Interview 9, Zeile 87)

Für sie bedeutet eine Wohngemeinschaft demnach mehr als «nur» Wohnen, mehr als Räumlichkeiten zu teilen. Die WG beinhaltet also für sie nicht nur die Funktion

eines Obdaches, also ein Dach über dem Kopf zu haben, sondern einen emotionalen Mehrwert daraus ziehen zu können. Funktioniert das Zusammenleben also nicht, wird dem Wohnen die Wichtigkeit und Zentralität genommen, indem es plötzlich als der – wie weiter oben bereits erwähnt – kleinste gemeinsame Nenner gilt und auf diesen reduziert wird.

Auch an dieser Stelle wird deutlich, welche stark positiv besetzte Konnotation der Wert der Präsenz für unsere Interviewpartner*innen hat, sofern das Zusammenleben als funktionierend empfunden wird und welch ambivalente Bedeutung dem Wohnen in diesem Zusammenhang zukommt.

Rahmenbedingungen für das Wohnen in der WG

Im vorigen Kapitel wurde der Bereich Wohnen in der WG abgehandelt. Dabei wurde gezeigt, dass zum einen der hohe Stellenwert des WG-Wohnens, der Aspekt des Kennenlernens bzw. Sich-Kennens und zum anderen auch das Zusammenziehen und schließlich das funktionierende Zusammenleben zentral für den Wert der Präsenz sind. Diese Aspekte des Wohnens in der WG werden von weiteren Bedingungen eingerahmt, die sich vor allem in den Vorstellungen und Ansprüchen an das WG-Leben äußern. Diese Rahmenbedingungen werden im Folgenden kurz skizziert:

- Lebensphase
- Alter
- Berufstätigkeit
- Ökonomische Lage
- Räumlichkeiten

Auch an dieser Stelle soll erwähnt werden, dass auch diese Auflistung aus pragmatischen Gründen erfolgt, die einzelnen Bedingungen überschneiden sich und stehen einander nicht als unabhängige und allein wirkende Phänomene gegenüber.

Je nachdem, in welcher **Lebensphase** sich die Interviewpartner*innen befinden, beeinflusst das die eigenen Bedürfnisse, Erwartungen und Wünsche in Bezug auf das WG-Wohnen und den Wert der Präsenz. Die Lebensphase ist mit dem Alter verbunden, vor allem, wenn es um gesellschaftliche Normvorstellungen geht. Wir

verstehen unter Lebensphase jedenfalls keine dem (klassischen) Lebenslaufmodell zuschreibbare Phase als abgeschlossene Einheit, sondern vielmehr die derzeitige Lebenssituation der Interviewpartner*innen. Alter und Art der Berufstätigkeit rahmen diese Lebensphase genauso ein wie bspw. die ökonomische Lage. Inwiefern sich das auf die eigenen Bedürfnisse bezugnehmend auf den Wert der Präsenz im WG-Wohnen auswirkt, wird durch folgende Aussagen der Interviewpartner*innen deutlich:

> «Für so eine kurze Zeit wars jetzt. hat das gepasst. Wars kein Problem.» (Interview 11, Zeile 232)

Für einen gewissen Zeitraum können die Umstände – in diesem Fall Ordnung und Sauberkeit – akzeptiert werden, auf Dauer würde es jedoch zu einem Problem führen.

> «eine WG wo jeder wo wo wir so nebeneinander irgendwie gelebt ham. wir ham uns zwar gut verstandn aber schon sehr jeder für sich und so. Und das war zu der Zeit auch eigentlich okay für mich.» (Interview 11, Zeile 275–277)

Hier wird ebenso deutlich, dass sich die Bedürfnisse und Vorstellungen verändern können; zu einer bestimmten Zeit, in einer gewissen Lebensphase, ist das nebeneinander Leben vollkommen in Ordnung, ändern sich jedoch die Vorstellungen bzw. Umstände, so käme es zu einem Umzug, wenn für die Befragte nicht von vornherein klar wäre, dass es sich um eine zeitlich begrenzte und überschaubare Situation handelt.

Wie stark gesellschaftliche Normvorstellungen in Bezug auf Lebensphasen und dem klassischen Lebenslaufmodell wirken, zeigt sich anhand der Thematisierung der absehbaren Zukunft in «ein bis zwei Jahren» durch einige Befragte:

> «wenn ich wohne mit Mitbewohnerinnen, äh es ist äh es fühlt ein bisschen ein temporary solution, ich denke dass es ist nicht forever, aber für ein kurze Zeit, für ein oder zwei Jahre,» (Interview 9, Zeile 121–123)

Die Befragte spricht in diesem Zusammenhang vom Wohnen in der WG im Vergleich zum Paarwohnen mit ihrem Partner; ersteres sieht sie als Übergangslösung an, die in ihrer derzeitigen Lebensphase akzeptabel ist. Hier wird außerdem deutlich, dass sich Lebensphasen durch ihre Wandelbarkeit bzw. Veränderbarkeit auszeichnen: Das, was derzeit als passend empfunden wird, kann im nächsten Moment nicht mehr mit den eigenen Vorstellungen vereinbart werden. In diesem Fall ist die Veränderbarkeit der Lebensphase absehbar bzw. geplant: die Befragte ist mit ihrer derzeitigen Wohnsituation genau deswegen zufrieden, weil sie absehbar ist und die WG ein Übergangsmodell für das Paarwohnen für sie darstellt:

> «you know I I needed something also that I'm not attached to äh a place, so it's not too difficult to leave. And therefore I chose ah . this like a . ja shared flat» (Interview 9, Zeile 132–134)

Eine andere Interviewpartnerin spricht über ihre Vorstellungen von der Zeit nach dem WG-Wohnen. Für sie kommt diese Wohnform in ein bis zwei Jahren nicht mehr in Frage, zumindest ist das ihr derzeitiger Plan. Priorität hat dann das Alleine Wohnen bzw. Paarwohnen, sofern es sich ergeben wird. An dieser Stelle wird sichtbar, wie bestimmte Wohnformen bestimmten Alters- und Lebensphasen zugeordnet und auch gesellschaftlich akzeptiert werden.

> «Da will ich entweder allein wohnen oder wer weiß, was sich in meinem (atmet ein) Liebesleben dann getan hat oder das is jetzt brauch ich amal Ruhe im Liebesleben (beide lachen) aber was sich vielleicht in so ein zwei Jahren oder was weiß ich - aber ich muss nicht mehr . in einer WG wohnen glaub ich. Na .. *es muss nicht mehr sein* ..» (Interview 1, Zeile 567–570)

Auch bei einer weiteren Befragten sind diese ein, zwei Jahre Thema: Ihre Vorstellungen für die nahe Zukunft ist die Rückkehr in ein anderes Bundesland. Sie begründet das damit, dass ihr Partner dort lebt und spricht zudem ihr eigenes Alter an, darauf anspielend, die WG als Wohnform hinter sich lassen zu wollen:

> «und. eigentlich das konkrete oder fixe Zukunftsplan ist so, dass ich innerhalb der nächsten sag ma ein zwei Jahre nach Graz gehe weil ich doch schon gern wieda. für mich is es doch. naja Heimat. Mich nach Graz wieda zieht weil mein Freund dort halt auch wohnt und lebt. und man doch schon dann auch älter wird» (Interview 2, Zeile 150–154)

Mehr auf das Alter bezogen verdeutlicht folgende Aussage eines Interviewpartners (Alter: 29 Jahre) wiederum die stark normativ wirkende Verknüpfung von Lebensphase und Wohnform. Obwohl er nicht mehr der Jüngste sei, tendiert er dennoch zur WG als favorisierte Wohnform:

> «ich bin auch nicht mehr der jüngste. aba. jetzt schon noch irgendwie in Richtung WG» (Interview 4, Zeile 308–309)

Das Thema **Alter** ist für die Interviewpartner*innen sehr präsent. In Bezug auf das Zusammenwohnen ist es vor allem deswegen interessant, weil das unterschiedliche Alter der WG-Bewohner*innen zumindest anfänglich einen thematischen Schwerpunkt bildet, sich dieser vermeintliche Unterschied aber nach einiger Zeit des Zusammenlebens als obsolet herausstellt. Grund für die Verschiebung der Wichtigkeit der Bedeutung des Alters(-unterschieds) ist das Kennenlernen der WG-Bewohner*innen und die dadurch entstandene Möglichkeit des Findens von

Gemeinsamkeiten (oder Unterschieden) in Bezug auf andere Bereiche.

Das kann durch folgendes Beispiel gut illustriert werden: Eine Befragte thematisiert ihr Alter in Bezug auf ihre Vorstellungen einer WG und betont, dass sie «nicht unbedingt so ne Party-WG» (Interview 9, Zeile 40) im Sinn hat, sondern dass es ihr wichtig ist, eine WG zu finden, «wo's schon ein bisschen ruhiger is» (Interview 9, Zeile 41). Sie entkräftet jedoch den Altersunterschied zu einer ihrer Mitbewohner*innen:

> «das hat trotzdem voll super gepasst und so. Also es is es ging mir gar nicht um Alter» (Interview 11, Zeile 42–43)

Alter ist, wie Berufstätigkeit, zwar ein wichtiges Auswahlkriterium bei der WG-Suche oder Mitbewohner*innen-Suche für die Interviewpersonen, es dient dabei der Reduktion von Komplexität, bedient sich der Klischees, Alltagsvorstellungen und gesellschaftlichen Normen über Alter und dem Alter entsprechendes Verhalten bzw. Zuschreibungen. In Bezug auf die Kernkategorie, den Wert der Präsenz, hat sich herausgestellt, dass das Alter zwar eine Rolle spielt, sich aber nach einem Kennenlernen durch das Zusammenwohnen das anfängliche Festmachen am Alter den Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden in anderen Bereichen weicht, wie gemeinsamen Interessen und Einstellungen.

Was die Vorstellungen und Ansprüche in Bezug auf das WG-Wohnen auch maßgeblich beeinflusst, ist die Art der **Berufstätigkeit** der Interviewpersonen. Je nachdem, welche Relevanz und Bedeutung der Beruf im Leben der Befragten hat, entwickeln sich unterschiedliche Bedürfnisse an das gemeinsame Wohnen.

Ein Aspekt ist der Tagesrhythmus, der aufgrund von Berufstätigkeit entsteht: Dieser kann durch die Art des Berufs geregelt oder unregelmäßig gestaltet sein. Dies kann zu ähnlichen oder ganz unterschiedlichen Tagesrhythmen von WG-Bewohner*innen führen:

> «Mia sehn uns sehr oft. Mia sehn uns eigantlich jedn Tag. Ah unser Rhythmus is sehr ähnlich» (Interview 10, Zeile 76)

Wichtiger als die Regelmäßigkeit per se ist aber, welche Auswirkungen das auf das gemeinsame Leben in der WG hat und welche Qualität dahinter steckt. Für einen Befragten ermöglicht der ähnliche Tagesrhythmus einen gemeinsamen Start in den Tag, wobei es wichtig ist, sich auszutauschen und nach den allgemeinen Befindlichkeiten der Mitbewohner*innen zu fragen:

> «mia ham irgendwie an Rhythmus der es irgendwie so erlaubt dass ma uns jedn

> Tag sehn. Und auch in der Früh beim Aufstehn gibts imma noch a schnelles guates Gespräch und da checkt ma imma noch ab wie's der andern Person geht und ob alles klar is und so.» (Interview 10, Zeile 80–82)

Im Gegensatz dazu spricht eine andere Befragte davon, dass der unähnliche Tagesrhythmus das Gemeinsame innerhalb der WG für sie erschwert:

> «die hab ich nie gesehn .. die war immer in der Nacht munter und am Tag hat sie geschlafen außer sie war auf der Uni» (Interview 12, Zeile 67–68)

Die Art des Berufs wirkt sich zudem auf die Vorstellungen aus, wie die Zeit in der WG mit den Mitbewohner*innen gestaltet werden soll: Für manche ist es wichtig, nach dem Job erstmal Zeit für sich alleine zu haben, andere wiederum kommen gerne in die Gemeinschaft der WG nach Hause. Der Anspruch an gemeinsam verbrachte Zeit – sei diese ausgemacht oder ergibt sie sich – innerhalb der WG ist demnach ebenso ein wichtiger Aspekt.

Ein Interviewpartner schildert seine Situation dazu: Er erzählt von einer früheren WG, in der er gelebt hat, als er Zivildiener war. Zu dieser Zeit konnte er sich gut mit der Tatsache abfinden, dass keine*r seiner Mitbewohner*innen da war – zumindest über die Sommermonate – weil er dadurch Zeit für sich allein hatte. Heute ist eher das Gegenteil der Fall: Die Gemeinschaft in der WG wird von ihm als positiv bewertet:

> «wir ham damols a in ana WG gwohnt aber **da** war kana do im Sommer, oft und des war angenehm eigentlich, wenn ma schon den ganzen Tag irgendwie .. ff Leut rund um sich hot, die a mehr oder weniger anstrengend sind, nochha kanns echt angenehm sein, wenn ma ka Leut mehr rund um sich hat am Obnd, aber . genau dann, eh i arbeit relativ viel allan, .. uund nocha is angenehm, wenn ma . immer wieder mal jemand trifft, genau. Mhm» (Interview 3, Zeile 60–64)

Für eine Befragte gilt der Beruf insofern als wertvoll, als dass sie auch diesen mit ihren Mitbewohner*innen teilt und dadurch vor allem der Aspekt der Selbstverständlichkeit in den Vordergrund rückt. Sie muss sich nicht erklären und wird aufgrund des gemeinsamen Berufs verstanden. Diese Gemeinsamkeit wirkt sich im Fall der Interviewpartnerin positiv auf das Zusammenleben aus:

> «also des is natürlich a großer Pluspunkt weil weil ehm ma muaß holt wenig erklärn wenn die aundern genau den gleichn Beruf ham.» (Interview 6, Zeile 208–209)

Auch die ökonomische Lage, in der sich Personen befinden, kann sich auf die Vorstellungen des Zusammenlebens in der WG auswirken. Ausschlaggebend ist an dieser Stelle, welche Relevanz dem finanziellen Aspekt zukommt und wie diese

bewertet wird. Das Thema Geld wurde dann angesprochen, wenn die ökonomische Lage Möglichkeiten eröffnet, die als Vorteile gesehen werden, wie z.B. das gemeinsame Finanzieren einer Wohnung. Ein Befragter hebt diese Tatsache als besonders positiv hervor, weil er sich durch das gemeinsame Budget eine Wohnung leisten kann, die er alleine nicht finanzieren könnte:

> «einfach a Wohnung nehmen, die . ähm schöner is und vielleicht a Dachterrasse oda irgendwas hat uuund dass ma uns de teilen quasi und dann hama dacht, ha, die Idee klingt eigentlich großartig, ääähm des find i viel besser, als wenn i ma allein irgenda kleine Wohnung nimm, die nie so cool sein kann wie a große, die man sich teilt» (Interview 5, Zeile 46–49)

Hier wird ersichtlich, dass durch gemeinsame Ausgaben Möglichkeiten geschaffen werden können, die alleine nicht möglich wären. Die bewusste Idee des Teilens – nicht nur Wohnraum, sondern auch den damit einhergehenden finanziellen Aufwand – und sich dafür mehr leisten können bzw. sich Wünsche in Bezug auf die Ausstattung und den Standard der Wohnung zu erfüllen, wird eindeutig als Vorteil gesehen.

In eine WG zu ziehen oder eine WG zu gründen, kann also pragmatische bzw. ökonomische Gründe haben. Die Mitbewohnerin und WG-Gründerin einer unserer Befragten musste sich aufgrund der Größe und der dementsprechenden Kosten der zur Verfügung stehenden Wohnung Mitbewohner*innen suchen, da sie diese sonst aufgeben hätte müssen:

> «hat deswegn Mitbewohner gesucht weil die Wohnung unleistbar wäre alleine und auch viel zu groß» (Interview 7, Zeile 45–46)

Die **Räumlichkeiten der Wohnung** rahmen das WG-Leben im wörtlichen Sinn ein. Wenn von der räumlichen Aufteilung der Wohnung gesprochen wird, beziehen sich die Befragten vor allem auf die Möglichkeiten und Grenzen für Rückzug und Geselligkeit. Das eigene Zimmer dient als privater Ort innerhalb der WG, Küche bzw. Wohnzimmer gelten als Gemeinschaftszimmer, in denen sich Mitbewohner*innen über den Weg laufen. Die bloßen Gegebenheiten der Wohnung können sich zwar auf die Qualität des Zusammenlebens auswirken, meist steckt aber anderes dahinter. Ein gutes Beispiel dafür ist die Situation einer Befragten mit ihrer Mitbewohnerin: Sie erzählt davon, dass sie – aufgrund ihres leichten Schlafes – die Tür ins Schloss fallen hört, wenn ihre Mitbewohnerin spätnachts nach Hause kommt:

> «und letzte Nacht wars wieder so (atmet ein) sie sind heimkommen um vier, ich

> bin/ ich hab nicht so den tiefen Schlaf, ich hab bum zack die Tür gehört und dann bin ich von vier bis sechs wach gelegen» (Interview 1, Zeile 298–300)

Davor spricht sie von ihrem Alter und davon, dass sie sich aufgrund ihres Arbeitsverhältnisses und ihrer derzeitigen Lebenssituation einen geregelten Tagesablauf wünscht, der nächtliche Ruhe beinhaltet. Bei genauerer Betrachtung wird ersichtlich, dass es vielmehr ihre Vorstellungen sind, die sich von jenen ihrer Mitbewohnerin unterscheiden. Die räumlichen Gegebenheiten der Wohnung spielen zwar eine Rolle in Bezug auf das Zusammenleben, es sind aber vielmehr die Wünsche und Vorstellungen der Interviewpartnerin, die hier zum Problem führen:

> «Und . ich eigentlich mit 30 nicht mehr unbedingt Lust hab, jede Nacht zwischen zwei und vier Mal wach zu werden, weil die Tür aufgeht, weil das Bad/ weil aus dem Alter bin ich irgendwie . heraußen» (Interview 1, Zeile 287–288)

Eine andere Befragte bewertet die Aufteilung ihrer Wohnräumlichkeiten hingegen als äußerst zufriedenstellend. Sie hebt die räumliche Distanz zwischen den beiden privaten Zimmern, die jeweils am anderen Ende der Wohnung liegen, als positiv für den Rückzug hervor:

> «Wir ham auch/ also dadurch, dass wir das Wohnzimmer haben und jeder dann so sein eigenen Bereich am andern Ende des Zimmers aaaam andern Ende der Wohnung, hat jeder so sein seinen Bereich . das is eigentlich ziemlich ziemlich entspannt» (Interview 8, Zeile 62–64)

Dass aktiv dagegen vorgegangen werden kann, sollten die Räumlichkeiten der Wohnung potenzielle Probleme beinhalten, zeigt folgende Passage:

> «Also ich kenne die Räume und i was oanfach wenn ma do net a Wond einziagt dann wird ma wahnsinnig wei du hearst sölbst wann der ondere atmet beim Schlofn also du hearst alles und du host dann überhaupt kann Rückzugsort» (Interview 6, Zeile 155–157)

Da sich die Befragte des Problems der Hellhörigkeit der Durchgangstüren zwischen den privaten Räumen bewusst ist, wurde dem durch den Einzug einer Wand entgegengewirkt. Dadurch wurde eine stärkere Barriere gesetzt, um die beiden angrenzenden Zimmer in Bezug auf den durchdringenden Lärm voneinander zu trennen. So wurde die Möglichkeit des Rückzugs gesichert.

Abschließend soll ebendiese Interviewpartnerin zitiert werden, da die Möglichkeiten und Grenzen für Rückzug und Geselligkeit in dieser Aussage treffend erfasst werden:

> «ma kann ebn die Tür zumachn aba ma kann a ebn die Tür aufmachn» (Interview 6, Zeile 165)

Praktiken der Intimität

Das Minimum, was von den WG-Bewohner*innen geteilt wird, ist der Alltag. Wie sich der gestaltet und wie weit die Beziehungen über den Alltag hinaus reichen, hängt vom Handeln der WG-Bewohner*innen ab. Diese Handlungen (Praktiken) variieren in der Art, Intensität, Häufigkeit und Reichweite und können im Laufe des Zusammenwohnens zufällig entstanden sein d.h. sich ergeben haben oder von den WG-Bewohner*innen ausgehandelt und inszeniert worden sein. Zu diesen Handlungen zählen: regelmäßiges gemeinsames Frühstücken, Filme-Abende, WG-Parties, Urlaube, Kochen im Alltag oder als Event, das Teilen vom Bio-Kisterl, WG-WhatsApp-Gruppe, Bier oder Glas Wein nach Feierabend usw. Für die Systematisierung und Darstellung der Praktiken werden zwei Gestaltungsebenen, zwischen denen in der Familiensoziologie unterschieden wird, übernommen:

> «Zum einen die vielfältigen alltäglichen Praktiken und Abstimmungsleistungen sowie die je spezifische Kombination und Gewichtung der Einzelaktivitäten, seien sie individuell oder in familialen Interaktionen gemeinsam ausgeführt, um Familie im Alltag lebbar zu machen. Zum anderen die Konstruktion von familialer Gemeinsamkeit in Interaktionen, im gemeinsamen Tun und Sich-aufeinander-Beziehen und in der Inszenierung nach außen.» (Keddi 2014: 100)

Daraus ergibt sich für diese Arbeit die Einteilung in **Alltagspraktiken** und **besondere Praktiken** im Zusammenhang mit dem WG-Leben und dem Wert der Präsenz. Alltagspraktiken beschreiben Handlungen und Routinen im Wohnalltag, die das Funktionieren des Zusammenwohnens gewährleisten. Sie tragen dazu bei, dass sich die WG-Bewohner*innen in Situationen erleben, die Personen, die nicht in der WG wohnen, vorenthalten sind und dass sich die Mitbewohner*innen auf ganz spezifische Art und Weise kennenlernen. Dadurch entsteht eine Form von Intimität – Alltagsintimität – die eng in Verbindung mit dem gemeinsamen Wohnen und dem dadurch geteilten Alltag, steht. Besondere Praktiken vertiefen die durch das Wohnen entstandene Intimität und tragen zur Ausbildung eines Gemeinschaftsgefühls und zu einer Inszenierung nach außen bei. Alltagspraktiken und besondere Praktiken sind nicht immer klar von einander trennbar. Vielmehr verschwimmen die Grenzen oder können Handlungen sowohl zu den Alltagspraktiken als auch zu den besonderen Praktiken gezählt werden, was weiter unten am Beispiel Gemeinsame Mahlzeiten genauer ausgeführt wird. Die hier erwähnten Praktiken sind als Beispiele zu verstehen und wurden von uns ausgewählt, weil sie in den Interviews besondere Erwähnung fanden.

Alltagspraktiken

Alltagspraktiken machen ersichtlich, wie WG-Bewohner*innen den Wert der Präsenz, also die Tatsache, dass jemand da ist, mit dem der Alltag geteilt werden kann, nutzen. Wird der Alltag nicht geteilt, so wird das Zusammenwohnen als «nur wohnen» und die WG als «Zweck-WG» bezeichnet. In diesem Fall besteht kein Wert der Präsenz und die Alltagspraktiken belaufen sich auf ein Minimum wie bspw. das Grüßen des Gegenübers. Intimität entsteht durch das Zusammenwohnen nur, wenn irgendeine Form von Austausch, Kommunikation oder gemeinsame Aktivität besteht. Diese Praktiken ergeben sich einfach oft schon im Alltag und müssen nicht zwingend besprochen, geplant oder inszeniert werden und stehen damit eng in Verbindung mit dem Wert der Präsenz, wie es ein Interviewpartner beschreibt:

> **«und natürlich** ergibt sich ganz viel eben innerhalb der Wohnung wenn ma sich . ebn weil man sich natürlich um des net kümmern muss, sondern einfach . sich automatisch trifft und natürlich nochha wos redet.» (Interview 3, Zeile 53–57)

Eine der Aktivitäten, die dieses Miteinander-Reden begünstigt bzw. ermöglicht, ist das **Zusammensitzen**. Dazu reichen ein paar Sessel und ein Tisch in der Küche, im Wohnzimmer, im großen Vorzimmer o.ä. also in einem Gemeinschaftsraum, der das zufällige Begegnen der Bewohner*innen zulässt. Das Zusammensitzen ermöglicht Kommunikation, Austausch über Tagesgeschehnisse, Kennenlernen der anderen Person, (politische) Diskussionen und auch Besprechungen bezüglich Haushalt und Ordnung in der WG. Es kann dabei gegessen oder getrunken werden, aber auch schon reine Kommunikation, wie bspw. sich erkundigen wie es der anderen Person geht, zählt zu den Alltagspraktiken, die von den WG-Bewohner*innen geschätzt werden und in den Interviews Erwähnung finden.

Ein ähnlicher Tagesrhythmus trägt dazu bei, dass das Zusammensitzen und die gemeinsamen Gespräche zufällig, also ohne Verabredung, passieren können. Eine Interviewpartnerin erzählt von einer gemeinsamen WG-Zeit in ihrer ehemaligen WG, in der sie mit ebenfalls berufstätigen Mitbewohner*innen gewohnt und einen ähnlichen Tagesrhythmus geteilt hat. Durch die ähnlichen Arbeitszeiten hatte es sich damals so ergeben, dass sich die WG-Bewohner*innen nach der Arbeit in der WG trafen, Zeit miteinander verbrachten und danach wieder ausgingen, um Freund*innen zu treffen. Ihre jetzige Mitbewohnerin und deren Freund studieren und haben einen anderen Rhythmus, was die gemeinsame Zeit in der WG verringert:

> «Mhm. Ja weil ich arbeite von äh 9 bis 5 . und Julia studiert und sie und Rudi die haben äh mehr unge/ unregelmäßig Rhythmus, sooo darum . ja, treffen wir am Morgen oder . kurz am Abend, aber nicht so vieeel vielleicht und darum es ist auch naja, nicht ... aber ich denke, dass äääh . wenn wir beide ahm . würden von 9 bis 5 arbeiten können wir mehr vielleicht am Abend zusammen machen, weil in meine/ weil wann ich eine äh weil äh wenn ich habe . früher auch mit äh ähm berufliche . ähm how do you say, professional, ähm ein bisschen älter ähm Menschen zusammengelebt, dann haben wir ähm immer weil wir haben dieselbe Rhythmus, wir kommen um 5 zu Hause, dann machen wir etwas zusammen von 5 bis 7 und dann gehen wir unsere Freundinnen zu sehen, aber mit Julia es ist äh wenn sie zu Hause kommt um 10 und dann ich gehe ins Bett, so dann es ist nur kurz . auch ...» (Interview 9, Zeile 58–66)

Dass das spontane und zufällige Treffen aufgrund unterschiedlicher Tagesrhythmen und Arbeitszeiten wegfällt, kann ein Grund dafür sein, dass sich die WG-Bewohner*innen seltener sehen und es sich kaum ergibt, dass sie sich zusammensetzen und unterhalten. Eine Interviewpartnerin beschreibt wie sie und ihre ehemaligen Mitbewohnerinnen dieses Problem mit der Gründung einer WhatsApp-Gruppe lösten:

> «aber wir habn dann halt gesagt okay, wir machn halt einfach im Monat ein Abend wo wir uns zusammensetzn, wir ham so eine WhatsApp-Gruppe gegründet und da könn ma uns absprechn sozusagn, und ham halt imma wenn wir gemeinsamen Abend gemacht habn gegessn was gegessn, bissl was getrunkn, halt getratscht. wir ham uns sehr gut verstandn alle drei.» (Interview 2, Zeile 134–137)

Eine andere Interviewpartnerin erzählt, dass sie ihre beiden Mitbewohnerinnen manchmal zufällig in der Küche trifft und sie sich zusammensetzen und tratschen. Da das aber selten passiert und es auch schon mal vorkommen kann, dass sie sich ein bis zwei Tage gar nicht sehen, verabreden sie sich auch hin und wieder und unternehmen dann etwas außerhalb der WG:

> «und eigentlich is es dann so, halt manchmal dass wir uns dann was ausmachn so richtig (lacht) dass wir was trinkn gehn oder so. weil das halt eher seltn passiert dass man da alle zusammen..» (Interview 11, Zeile 48–50)

Ein ähnlicher Tagesrhythmus begünstigt, dass sich die WG-Bewohner*innen häufiger im gemeinsamen Wohnraum über den Weg laufen. Das kann auch bedeuten, dass Räumlichkeiten gleichzeitig genutzt und Tätigkeiten gemeinsam begangen werden müssen, weil es zeitlich nicht anders möglich ist. Dies bedingt wiederum das Entstehen von Routinen, also Alltagspraktiken, die den Ablauf des Alltags erleichtern. Eine Interviewpartnerin erzählt von der **Morgenroutine** in ihrer WG, die das gemeinsame Benutzen des Badezimmers einschließt:

> «Es is halt so dass ma sehr (lacht) wir haben ein Badezimma und ein Klo. das heißt, es wird dann auch irgendwann so dass man wenn man duscht der andre Zähne putzt und so. Und auch diese Dinge sich sehr wie soll ich sagn. ver ja. is halt eng. auf engem Raum irgendwie eng zusammenlebt. Also der Raum is eigentlich nicht eng, aba im Badezimma schon. Das heißt da wirds da gibts dann irgendwie kein: da is jetzt mein Badezimma-Zeit und das wird zugesperrt gibts bei uns eigentlich nicht. Erstens weil man die Tür nicht zusperrn kann und zweitns weils sich garnicht ausgeht von der Zeit. Weil ma alle wir sind eigantlich alle berufstätig auch wenn zwei noch studiern, zumindest eine davon arbeitet auf jeden Fall mehr als geringfügig. auch weil sie sich´s garnicht anders leistn könnte. Und daher stehn wir alle auf und benützn das Bad auch gleichzeitig. (lacht)» (Interview 7, Zeile 81–90)

Im gemeinsamen Benützen des Badezimmers entsteht Intimität in Bezug auf den Körper. Es handelt sich dabei um Praktiken, die (fast) ausschließlich im Wohnalltag zu finden sind und daher den Personen, die zusammen wohnen, vorbehalten sind. Sie bedingen das Kennenlernen des Gegenübers auch in Bezug auf den Körper und erinnern an Praktiken, die mit Paarbeziehungen oder Familie assoziiert werden. Die oben zitierte Interviewpartnerin beschreibt daher an mehreren Stellen im Interview das Zusammenleben in der WG als «familiär». Eine andere Interviewpartnerin erzählt ebenfalls von der gemeinsamen Körperpflege mit ihrer Mitbewohnerin und den Gesprächen, die sich in dieser Situation ergeben. Die beiden Frauen, die nicht nur zusammen in einer WG wohnen, sondern auch Arbeitskolleginnen sind, teilen ebenfalls den gleichen Tagesrhythmus und eine gemeinsame Morgenroutine:

> «wir arbeiten ja auch in der selben Schule, das heißt ahm wir sind wirklich/ also sie arbeitet in der NMS und ich in der Volksschule, aber wir fahrn auch in der Früh gemeinsam hin, wir stehn gemeinsam auf . ahm wir stehn im Badezimmer in der Früh (lacht) und schminken uns jeweils und trinken Kaffee und plaudern dann oft» (Interview 12, Zeile 27–31)

Gemeinsame Mahlzeiten

Gemeinsames Kochen und Essen fanden in den Interviews häufig Erwähnung – eine Interviewpartnerin beschreibt Kochen als die Hauptaktivität in ihrer WG:

> «Mhm äh sooo . was machen wir zusammen, . ja kochen, ganz oft. Das ist der Nummer Eins Aktivität, wir sind zu Hause, wir kochen oder . wir reden oder wir machen Fitness zusammen oder wir gehen in . ah für ein Drink am Wochenende oder . am Woche oder . ja. Das ist, was wir machen zusammen ..» (Interview 9, Zeile 48–51)

Gemeinsame Mahlzeiten haben eine Sonderstellung, da sie sowohl zu den All-

tagspraktiken als auch zu den besonderen Praktiken gezählt werden können. Ein Interviewpartner trifft die Unterscheidung zwischen Alltagskochen/Alltagsessen und dem Kochen als Event/WG-Aktivität. Er erzählt, dass er mit seinem Bruder in getrennten Wohnungen aber im gleichen Haus gewohnt hat und bezeichnet das als eine «halb WG» (Interview 3). Zu gemeinsamen Mahlzeiten trafen sie sich in einer der beiden Wohnungen:

> «aber wir haben trotzdem . ah uns öfters troffn zum Essen oder so. Oiso a jetzt/ net so als Aktion am Wochenende, sondern einfoch so . an/ wenn beide do woan» (Interview 3, Zeile 128–131)

Mit «wenn beide do woan» wird der Wert der Präsenz sichtbar. Gemeinsame Mahlzeiten im Alltag ergaben sich, wenn beide Brüder zuhause waren. Gemeinsame Mahlzeiten als Alltagspraktik bezwecken Nahrungszubereitung und -aufnahme, allerdings nicht alleine sondern in Gesellschaft. Sofern andere Mitbewohner*innen anwesend sind, wird spontan gemeinsam gekocht und gegessen. Diese Mahlzeiten im Alltag sind weder geplant noch verbindlich sondern ergeben sich durch das Zusammenwohnen. Auch im folgenden Zitat einer Interviewpartnerin wird der Wert der Präsenz sichtbar. Gemeinsames Kochen und Essen wird nicht vorher vereinbart sondern passiert spontan, wenn die beteiligten Personen gleichzeitig in der WG anwesend sind:

> «Die Manuela und ich, also die Hauptmieterin und ich, wir wir kochen schon oft gemeinsam, aber es gibt keinen Plan: wir kochen jeden Mittwoch oder so das gibts nicht. Wenn wir sehn wir sind beide da, sag ma: Hast du Hunger? Ja. Passt wir kochen irgendwas.» (Interview 7, Zeile 478–480)

Schon eher inszeniert, aber dennoch unverbindlich sind die gemeinsamen Frühstücke am Wochenende, von denen die selbe Befragte erzählt. Sie betont die Tatsache, dass diese Frühstückstradition im Laufe des Zusammenwohnens entstanden und zu einem Fixpunkt am Wochenende geworden ist.

> «Also ahm. also. es gibt so ein un. wie soll ich sagen. es is nicht wirklich festgelegt, aber Samstag oder Sonntag vormittag gibts schon meistens oder früh gibts schon meistens so ein gemeinsames Frühstück irgendwie. Das hat sich irgendwie so. entwickelt. Da stehn dann plötzlich ur viele Sachn am Tisch und kommt halt wenn er kommt und setzt sich dazu. wenn man halt zuhause ist natürlich ja, eh klar. Ahm. das ist fast komisch wenn keiner da is und man denkt sich: mit wem frühstück ich jetzt? (lacht) Genau, das hat sich halt so irgendwie etabliert, ja. Ahm. Genau.» (Interview 7, Zeile 467–472)

Gemeinsame Mahlzeiten können aber auch geplante und inszenierte Events sein. Dabei kann auch das Einladen von Freund*innen oder Partner*innen (siehe besondere Praktiken), das Ausprobieren von Kochrezepten oder bestimmte Feierlichkeiten im Vordergrund stehen.

Wurde Kochen und Essen von den Gesprächspartner*innen thematisiert, ging es auch darum, Essen zu teilen, für die anderen Bewohner*innen mitzukochen oder etwas übrig zu lassen, was die Mitbewohner*innen zu einem späteren Zeitpunkt essen.

> «Und.. Genau sölbst beim zamman essn also es gibt eigantlich. also wir wir frühstückn oft gemeinsam oda ebn ma trifft si zum Obndessn oda irgendwer kocht was und kocht dann gleich mehr weil ma irgendwie waß.. okay na des kummt ja sowieso weg..» (Interview 6, Zeile 63–66)

Diese Praktiken beinhalten den Intimitätsaspekt von *Care,* also Fürsorge. Wird gekocht, werden Mitbewohner*innen gedanklich miteinbezogen und es wird eventuell auch für sie mitgekocht, selbst wenn diese in dem Moment nicht anwesend sind. Dies zeigt auf, dass der Wert der Präsenz eben nicht nur die physische Anwesenheit sondern das Wissen, dass jemand da ist und das Interesse am Teilen des (Wohn-)Alltags beinhaltet.

Besondere Praktiken

Bei den besonderen Praktiken geht es um Aktivitäten, die jenseits des Alltags unternommen werden oder wie es ein Interviewpartner beschreibt:

> «Privat also halt . außerhalb der WG, so dass ma auch wirklich was unternehmen miteinander.» (Interview 8, Zeile 58–59)

Auch wenn in dem Zitat «wirklich was unternehmen» mit «außerhalb der WG» gleichgesetzt wird, so sind mit besonderen Praktiken jene Praktiken gemeint, die sich von Alltagspraktiken und Routinen abheben und sich in besondere Praktiken innerhalb der WG und außerhalb der WG einteilen lassen. Die von den Befragten verwendeten Bezeichnungen «außerhalb», «privat» und «Freizeit» beschreiben die Reichweite der Beziehungen der WG-Bewohner*innen und ihren gemeinsamen Handlungen: die Beziehungen reichen über den Wohnalltag und z.T. auch den Wohnraum hinaus und betreffen Freizeitgestaltung und Unternehmungen, die nicht zwingend ans gemeinsame Wohnen gebunden sind. Besonders wenn Mitbewohner*innen zu Freund*innen geworden sind oder wenn mit Freund*innen zusammen gewohnt wird, wird mehr als der Wohnalltag geteilt. Aber auch

das Leben in einer fremden Stadt fern von den eigenen Freund*innen kann dazu führen, dass die Mitbewohner*innen wichtige Bezugspersonen auch außerhalb des Alltags und des Wohnraums werden. Eine Interviewperson erzählt von der Zeit in der sie alleine in New York wohnte. Dort lernte sie Bewohner*innen einer Haus-WG kennen. Sie bezeichnet die WG als «Film-WG» was vermutlich auf die gängigen Clicheés, die aus Filmen und Fernsehserien («Friends», «2 Broke Girls») bekannt sind, zurück zu führen ist. Eine sogenannte Film-WG, also ein WG-Ideal, ist eine WG in der viele gemeinsame Aktivitäten stattfinden, die Bewohner*innen ein gemeinsames Leben führen, verschiedenste Beziehungen gelebt werden, häufig in der WG zusammengesessen wird und Parties stattfinden – um nur einige der Merkmale der Fernseh-WGs zu nennen. Die Interviewpartnerin beschreibt ihre Film-WG wie folgt:

> «und dann hab i a ur supa WG kennenglernt. die ham sie so a ganzes Haus gemietet in Brooklyn (atmet ein) und da bin i einikumman und die warn halt so wirkli so a Film-WG. Also die ham da zu siebt gewohnt oda so. Voll supa Haus. Drei also Keller, erster also und no zwa Stockwerke. Und die warn die warn so a so mit gemeinsames WG-Essen und gemeinsam Dinge machn, und so. Die hab i do hoit kennenglernt und des war echt cool... Genau.» (Interview 6, Zeile 544–548)

Zur weiteren Systematisierung der Praktiken soll die Unterscheidung zwischen drinnen und draußen – also Aktivitäten, die innerhalb der WG und Aktivitäten, die außerhalb der WG stattfinden, unterschieden werden, so wie es die Interviewpartnerin in folgendem Zitat tut:

> «oft äh sitzen wir im Wohnzimmer gemeinsam eigentlich fast immer, verbringt selten jemand viel Zeit im Zimmer drinnen, also wir wir verbringen schon viel Zeit miteinander, . ah eher weniger draußen. Also rausgehn tun wir eher weniger gemeinsam, aber sonst wir sitzen wir schaun fern, wir plaudern, wir hörn Musik» (Interview 12, Zeile 31–34)

Auch hier sind nicht immer alle Praktiken klar dem drinnen und draußen zuzuordnen, ebenso werden sie beispielhaft angeführt.

Drinnen

Zu den besonderen Praktiken innerhalb der WG zählen bspw. Filmeabende, WG-Parties und Kochen für Gäste. Eine Interviewpartnerin erzählt, dass es in der Haus-WG in Kanada, in der sie ein Jahr wohnte, einmal im Monat eine Hausparty gab. Von anderen WGs, die sie während dieser Zeit kennengelernt hatte, erzählte sie: «die leben so völlig nebeneinander also...» (Interview 11, Zeile 254) WG-Par-

ties können eine gruppenkonstituierende Funktion haben und den Unterschied zum «nur wohnen» nach außen verdeutlichen in dem sie das Zusammenwohnen und die Beziehungen in der WG für andere Party-Besucher*innen in Szene setzen. Ein Interviewpartner beschreibt, wie er in eine WG gezogen ist und dadurch viele Menschen kennengelernt hat. Er vergleicht das Leben in dem Haus, in dem er wohnt, mit einer Soap Opera aus dem Fernsehen. Auch er bezieht sich auf gängige Clichee´s wie das unangemeldete Kommen und Gehen von Besucher*innen, das gemeinsame Zusammensitzen und das Kennenlernen von vielen Menschen:

> «Da im Haus. i war mit zwei deutschn Mädls hab i da gwohnt, das heißt, (spricht überzogen Deutsch) die hatten schon gleich wieder ihre deutsche Crew, nö. Da war ich total eingebunden und kannte die ganzen Leute. (lacht) Ähm. Und die wohnen a alle da im Haus, des is wie a Soap Opera teilweise da. also die kommen a anfoch vorbei oda. mia hängen gegenseitig bei uns in den Wohnungen ab und so. Also da hab i echt glei irgendwie a guates Netz ghabt.» (Interview 10, Zeile 177–182)

Da der Interviewpartner neu in der Stadt war, kam es ihm entgegen, über die WG auch andere Menschen kennenzulernen. Dies weist auf ein inklusives Intimitätsverständnis von WG-Bewohner*innen hin. Besuch ist willkommen, neue Personen werden in Freund*innenkreise aufgenommen, die Türe ist immer offen – wie es eine Interviewpartnerin beschreibt:

> «Also wenn mit Julia oder hier, es ist ganz wichtig, dass äh wir mmh auch da gibts auch ganz viele/ die die Julias beste Freundinnen die kommt ganz oft auch hier und mein beste Freundin oder die/ äh das heißt wir haben immer die offene Türe, so so wir haben ganz/ einmal oder zweimal in der Woche jemand ist da, so es ist nicht nur uns zwei aber da ist, naja Rudi, Julias äh Julias Freund, er ist da oft und mein beste Freundin und Julias beste Freundinnen kommt auch für Abendessen oder so, so es ist ganz nett hier, dass es ist nicht n/ nur uns zwei, aber da gibts ein bisschen mehr Leute das wir beide kennen und ja ..» (Interview 9, Zeile 193–199)

Die Interviewperson erklärt es als wichtig für das WG-Leben, etwas in der WG zu unternehmen und andere Menschen in die WG-Aktivitäten mit ein zu beziehen. Gleichzeitig wichtig und nicht unbedingt widersprüchlich ist eine gewisse Exklusivität innerhalb der WG-Beziehungen. Von den WG-Bewohner*innen wird ein Wir-Gefühl angestrebt, die Gruppenzusammengehörigkeit der WG-Bewohner*innen wird gerade bei solchen inklusiven Aktivitäten wie Parties oder Einladungen zum Essen nach außen inszeniert. Die selbe Interviewpartnerin bezeichnet sich und ihre Mitbewohnerin als «the core group», also die Kerngruppe der WG und meint, dass es ebenso gut ist, wenn die Gäste auch wieder gehen. Obwohl die Partner der beiden oft zu Besuch sind, so ist es nicht deren Wohnung, meint die

Interviewperson weiter. Sie betont, dass ihr Partner zwar die wichtigste Rolle in ihrem Liebesleben spielt, Besuch aber Besuch ist. Besondere Praktiken dienen den WG-Bewohner*innen zur Entwicklung von Gemeinschaftsgefühl. Andere Personen in diese Praktiken einzubeziehen trägt zur Entstehung dieses Gemeinschaftsgefühls bei und beinhalten eine Inszenierung nach außen. Andere Personen müssen aber nicht immer miteinbezogen werden. So kann bspw. der Kräuteranbau am WG-eigenen Balkon exklusiv von den WG-Bewohner*innen betrieben werden, wie es ein Interviewpartner erzählt:

> «An Balkon hamma auch. Wo ma auch Gemüse so a bissl drauf ham also (ehrlich gesagt) Gemüse is scho mega übertriebn aba Kräuta hamma da drauf (atmet ein) und machn das halt irgendwie a zammen also mia investiern a in die Wohnung und des is uns aba a voll wichtig also irgendwie ja. Harmonisch, gut und happy.» (Interview 10, Zeile 104–106)

Im Zitat oben spricht der Befragte vom gemeinsamen Investieren in die WG und dass es den Bewohner*innen sehr wichtig ist, aus dem gemeinsamen Wohnraum etwas zu machen. Wie unterschiedlich das gesehen und gehandhabt werden kann, wird hingegen in einem anderen Interview sichtbar, in dem eine Interviewpartnerin erklärt, dass sie das WG-Wohnen immer nur als temporäre Situation empfindet, wohingegen, wenn sie mit einem Partner zusammen wohnt, es sich längerfristig anfühlt und sie auch mehr Geld für z.B. Wohnungsdekoration aufwendet (vgl. Interview 9).

Kühlschrank Teilen als Praktik?

Das gemeinsame Nutzen des Kühlschranks und der Lebensmitteleinkauf sind eigentlich Routinen also den Alltagspraktiken zuzuordnen. Dennoch kommt dem (wie wir es in Folge nennen) Kühlschrank Teilen aufgrund der besonderen Bedeutung, die es für manche Interviewpersonen hat, eine Sonderstellung zu und es wird zu den besonderen Praktiken gezählt. Das Kühlschrank Teilen findet an dieser Stelle Erwähnung, weil es eine zentrale Rolle in einigen Interviews spielt. Lebensmittel zu teilen – und zwar auf eine ganz bestimmte Art und Weise, in diesem Fall locker, jede/r kann nehmen was er/sie will – wird von einigen Interviewpersonen sehr positiv bewertet. Den Kühlschrank und dessen Inhalt zu teilen gewährleistet das Funktionieren des Zusammenlebens, wirkt aber auch verbindend. Mit Kühlschrank Teilen ist Teilen im wortwörtlichen und symbolischen Sinn gemeint. Wortwörtlich bedeutet es: der Inhalt des Kühlschranks wird von allen WG-Bewohner*innen verwendet und alle Bewohner*innen tragen die gleiche

Verantwortung, was das Nachkaufen von verbrauchten Lebensmitteln betrifft. Symbolisch bedeutet das Kühlschrank Teilen, dass ein Konsens im Umgang mit Lebensmitteln und die gleiche Haltung bezüglich Lebensmittelkonsum besteht. Eine Interviewpartnerin beschreibt das als eine «sehr ähnliche Art zu leben» (Interview 6). Als Voraussetzung dafür, dass das Kühlschrank Teilen gut funktioniert, werden von ihr gleiche Gewohnheiten und Ansichten genannt.

> «Es gibt eigantlich ähnliche Interessn und a sehr ähnlich Art zu lebn also von dem.. was kauft ma ein. Genau. I mein des san so banale Sochn aba: wos steht im Kühlschrank. Ehm. (räusperndes Lachen) Wer kauft wann wos ein und so. Also des ergänzt si eigantlich ziemlich guat... mh.. Genau. Wir san olle drei Vegetaria. S´is a supa. Es gibt a im Kühlschrank jetzt net so: das ist mein Fach und das ist dein Fach sondern es gibt´s anfoch im Kühlschrank wo.. wenn ma merkt eben des jetzt geht die Butta aus dann und i hob scho zwamol ka Butta kauft dann kauft ma halt als nächsta anfoch die Butta also es is eigantlich so wie ..(atmet ein) wie so a (atmet aus) normaler unter Anführungszeichn Haushalt. (lacht bissl) Wo ma wo ma dann halt.. auch das kauft wos.. wos grod föhlt...» (Interview 6, Zeile 56–63)

Die Interviewpartnerin vergleicht diesen Umgang mit Lebensmitteln mit dem eines normalen «unter Anführungszeichen Haushalt»s (Interview 6) und bezieht sich damit auf die Ähnlichkeiten mit Familien- oder Paarwohnen, in denen es selten getrennte Kühlschrankfächer gibt. Das Kühlschrank Teilen ist eine Praktik, durch die Gemeinsamkeit, wie es aus der Familie oder dem Paarwohnen bekannt ist, hergestellt wird. Eine andere Interviewpartnerin beschreibt ihre WG unter anderem aufgrund des Kühlschrank Teilens als familiär:

> «Ahm wi also mit ihr teil ich sicha am meistn. Wir ham gemeinsam. ah so.. m m aso Nahrungs aso ja halt Bio-Kistl und dieses ganze Zeug wie da gibts kaum noch irgendwelche Themen wie: wer zahlt was. sondern das is relativ un.strukturiert. Man gibt was in den Kühlschrank und wenn man etwas genommen hat wo man glaubt man hat es nicht selba gekauft, kauft man es nach. Da gibts relativ wenig Regln. Aso es is wirklich. ich hab deswegn sag ich imma es is sehr familiär gewordn weil man s weil man sehr viel darf. ahm was in normalen WGs. ich sag jetzt normale WGs ich kenn jetzt keine andern WGs wirklich aba wie ichs mir halt vorstelle. nicht so einfach wäre. also wenig Trennung, viel gemeinsam.. (atmet) Ja.» (Interview 7, Zeile 64–71)

Thematisiert wird, dass es wenige Regeln gibt. Es wurde nicht viel darüber diskutiert oder Vereinbarungen getroffen, sondern es wird erwartet, dass sich die Beteiligten – auch neue Mitbewohner*innen – einfügen, wie es folgendes Zitat zeigt:

> «genauso entspannt was diese ganzen Essenssachn angeht. Also da is es einfach klar.. wie wir das regln. Also wir ham eigentlich nie darüber geredet, aber irgendwie

> is das trotzdem klar. Das is sehr komisch dass das funktioniert eigentlich. Ich frag mich imma warum das funktioniert aber es funktioniert einfach irgendwie ja. Also bei mir is es so, ich kann den Kühlschrank aufmachn und kann dir genau sagn wer was eingekauft hat ja. Und was wichtig is und was ich nicht weg essn darf und was wurscht is, was ich sehr wohl weg essn darf. (lacht)» (Interview 7, Zeile 126–133)

Die oben zitierte Interviewperson erklärt, dass sie die Dinge im WG-Kühlschrank den Käufer*innen zuordnen kann. Das lässt darauf schließen, dass sich die WG-Bewohner*innen aufgrund des Kühlschrank Teilens gut kennen – zumindest was Essgewohnheiten und Vorlieben bezüglich Lebensmittelkonsum betrifft. Dieses Sich-Kennen in seiner ganz spezifischen Form gibt einen Hinweis auf Intimität, die durch das Zusammenwohnen entsteht und durch das Teilen von Nahrungsmitteln, gemeinsames bzw. abwechselndes Einkaufen und gemeinsames Kochen und Essen vertieft wird, was auch im folgenden Zitat Erwähnung findet:

> «Und so funktionierts eigantlich voll gut und gleich mit dem Einkaufn a, also mia ham a net irgendwie a Liste oder irgendwelche Fächa im Kühlschrank sondern mia kaufn einfach ein weil ma eh meischtns zamman kochn. und äh. mia ham a noch nie irgendwie Rechnungen aufbehaltn, weil sie des imma so also es hat jeda irgendwie ganz guat im Blick und es gleicht sie a imma wieda aus. Und. des alles zammen irgendwie halt trägt dazu bei dass i mi halt sehr wohl fühl und dass das Ganze a sehr harmonisch is..» (Interview 10, Zeile 50–57)

Draußen

Besondere Praktiken können auch außerhalb der WG stattfinden d.h. über den gemeinsamen Wohnraum hinaus reichen. Zu diesen Praktiken zählen bspw. Ausgehen, gemeinsame Urlaube, Sport machen und die von der unten zitierten Interviewpartnerin genannten Festivalbesuche. Die Befragte erzählt, dass sie durch den Einzug in eine WG während eines längeren Aufenthalts in Deutschland neue Freund*innenschaften geknüpft und in Netzwerke von mehreren WGs gekommen ist, mit denen sie viel Zeit gemeinsam außerhalb der WG verbrachte:

> «Das war ziemlich cool. Vor allem auch so viele und viele nette Leute und es warn auch so ganz viele WGs, die sich irgendwie kannten durchs Studium, durch dies, durch das, da warn da aber auch Beziehungen also also Leute, die halt was miteinander ghabt ham und Beziehungen und so und das war so eine riesengroße / und da hat ma echt fast jedes Wochenende was miteinander gmacht und auch auf Festivals gfahrn und so . das war ziemlich leiwand. Vor allem, die ham auch ur viel so ur s/ ur coole Sachen gmacht einfach, so Gruppengschichtn einfach und da war ich einfach irgendwie auch vom ersten Moment an/ ich hab ich hab niemanden gekannt und bin dorthin und war sofort irgendwie drinnen.»(Interview 8, Zeile 387–394)

Umgekehrt kann das Zusammenwohnen in einer WG auch dazu führen, dass die gemeinsamen Aktivitäten außerhalb der WG weniger werden, bspw. wenn Freund*innen, die sich zuvor außerhalb des Wohnraums verabredeten, zusammenziehen. Folgender Interviewpartner wurde schon weiter oben zum Thema Wandelbarkeit zitiert. Er hatte mit einem Schulfreund eine WG gegründet und beobachtete, dass sich der Ort, an dem gemeinsame Zeit verbracht wird, mit dem Zusammenwohnen verschob:

> «Und da hat sich die Freundschaft auch mitm mitm Zusammenziehn auch bissl verändat. Wos vielleicht bissl weniga gwordn is mitm Weggehn und so.» (Interview 4, Zeile 103–104)

Der Interviewpartner geht später im Interview noch genauer auf das Thema ein und beschreibt, wie vor dem Zusammenwohnen häufige Treffen und Unternehmungen stattgefanden und seit dem Wohnen in einer WG der Wohnalltag ins Zentrum des gemeinsamen Lebens rückte und das Zusammensitzen in Gemeinschaftsräumen ihre gemeinsam verbrachte Zeit dominierte.

> «Was man ebn schon gmerkt hat, weil das denk ich, dass das öfters mal vorkommt oda vorkommen kann, dass sich ebn die Freundschaft a bissl verändert von dem her, dass ma nicht mehr so viel miteinander macht. Also. ebn vorher. oda früher hat ma sich am Abnd zamgrufn: Gemma auf ein Bier? Weiß nicht, mach ma noch das und das? Du wohnst halt zusammen, du siehst dich und und und dann sitzt man zusammen in der Küche, wir ham so ein großes Wohnzimma ghabt im Viertn, und. ham dann eigentlich gemeinsam Computa gspielt oda Spiele gschaut oda was auch imma.. aber es verändert sich halt ein bissl. Also wir ham vorher schon mehr gredet. Wir warn doch wenn man dann nach der Arbeit oda nach dem Studium heimkommt auch vielleicht seine Ruhe habn und. ja. so. wir ham einfach weniga miteinander gmacht obwohls klar war dass ma uns imma noch gleich gut verstehn.» (Interview 4, Zeile 170–178)

Während andere Interviewpartner*innen genau dieses Zusammensitzen und die Aktivitäten innerhalb der WG, also somit den Wert der Präsenz, besonders schätzen, so bedauert dieser Interviewpartner, dass weniger außerhalb der WG unternommen wird. Die Reichweite der Praktiken und ihre Bewertung hängen mit der individuellen Prioritätssetzung bezüglich gemeinsamer Aktivitäten (Alltag vs. Verabredung zu Event) und den aktuellen Bedürfnissen der einzelnen WG-Bewohner*innen zusammen, also bspw. ob es noch andere Freund*innenschaften außerhalb der WG gibt, ob nach der Arbeit das Bedürfnis nach Ruhe vorherrscht etc. Eine Interviewpartnerin erklärt die Tatsache, dass es zwar gemeinsame Aktivitäten innerhalb der WG gibt, außerhalb der WG aber kaum etwas gemeinsam unter-

nommen wird, damit, dass sie das WG-Wohnen mit dem Familienwohnen vergleicht. Sie unterscheidet dabei zwischen Wohnen und Freizeit. Das Wohnen und der Wohnalltag werden mit den Mitbewohner*innen geteilt. Die Freizeit wird außerhalb der WG mit unterschiedlichen Personenkreisen und je nach Interesse verbracht. Dies ist zu vergleichen mit einer Familie, in der die Kinder schon älter sind und selbständig Freizeitunternehmungen außerhalb des Wohnraums nachgehen:

> «Dadurch dass ma gemeinsam wohnen mach ma jetzt also es is jetzt nicht so dass ma in der Freizeit total viel zusammen Freizeit Wohnen ja total viel zusammen machn, aba doch ab und zu. Das is sicha auch aus dem Altersunterschied und das einfach jeda einen Freundeskreis habn. Aba auch deswegn find ich is es so familiär, weil man halt das Wohnen teilt und das is irgendwie wie in einer Familie ja.» (Interview 7, Zeile 75–79)

Dieselbe Interviewpartnerin erzählt davon, dass sie schon einmal mit einer Mitbewohnerin verreiste, dies aber nicht funktionierte. Sie schließt daher darauf, dass zwar das Zusammenleben gut funktionieren und innerhalb der WG vieles geteilt werden kann, dies aber nicht bedeuten muss, dass auch außerhalb der WG Gemeinsamkeiten ent- und bestehen.

> «Ja wir warn sogar schon mal gemeinsam auf Reisn! Stimmt. Weil ich sag Freizeit weniger, stimmt eigentlich garnicht. Wir sind einmal gemeinsam Interrail gefahrn. ähm.. wobei das man dann schon gemerkt hat also man merkt dann schon; auch wenn ich mit wem zusammenwohne heißt das nicht dass ich unbedingt ahm. wie soll ich sagn. in der in in so normal super befreundet wäre oda so. Das funktioniert ganz gut beim Zusammenleben weil man einen ähnlichen Rhythmus hat, weil man irgendwie locker umgeht mit so Dingen wie Einkaufen, weil man sich beim Putzn irgendwie versteht. Aber das heißt nicht imma, das hab ich bei ihr gemerkt, dass man jetzt sich imma supa versteht wenn man gemeinsam eben unterwegs is ja. Also so auch so eine bissl eine Erfahrung Lernerfahrung. also Zusammenwohnen funktioniert hervorragend ja, aba man man merkt dann auch, dass man garnicht so viel teilt außer den den Wohnort ja mit einer Person.» (Interview 7, Zeile 134–143)

Die besonderen Praktiken können allerdings auch gemeinsame Urlaube einschließen, wie es ein Interviewpartner beschreibt. Dabei geht es darum, «mehr draus zu machn» und nicht nur das Wohnen zu teilen. Auch hier verwendet der Interviewpartner vermutlich zum besseren Verständnis die Abgrenzung zur Zweck-WG:

> «Mia fahrn auch zammen auf Urlaub. Also. Das is nit a Zweck-WG sondern mia verstehn uns einfach alle richtig guat mitananda und versuchn mehr draus zu machn als einfach nur nebeneinander zu wohnen das is natürlich sondern wirklich auch. zusammen zu wohnen und. das irgendwie a zu teilen und zusammen zu lebn.» (Interview 10, Zeile 57–61)

Die besonderen Praktiken reichen in dieser WG so weit, dass ein freies Zimmer über AirB'N'B vermietet wird, die Bewohner*innen eine gemeinsame Kasse führen und das Geld für Kosten in der WG aber auch für gemeinsame Urlaube oder Wochenend-Ausflüge nutzen. Wie schon weiter oben zitiert, geht es dem Interviewpartner darum, gemeinsam mit seinen Mitbewohner*innen aus dem Zusammenwohnen ein Zusammenleben zu machen.

Gemeinsame Mahlzeiten, WG-Parties, Zusammensitzen oder zusammen auf Urlaub fahren – WG-Bewohner*innen bedienen sich unterschiedlicher Praktiken um den gemeinsamen Wohnalltag funktionierend zu machen und Beziehungen zu leben. Dabei wird Intimität hergestellt, die sich als Sich-Kennen, Sich verstehen, Verbundenheit, Vertrautheit, Zuneigung usw. äußert. Alltagspraktiken bewirken das Funktionieren des Zusammenlebens. Dafür muss im Zusammenwohnen ein Konsens bestehen, der den Wert der Präsenz, also das Da-Sein von anderen Personen im positiven und erwünschten Sinn, beinhaltet. Die Personen, mit denen der Alltag geteilt wird, die Mitbewohner*innen, werden zu Bezugspersonen – zumindest was den Wohnalltag betrifft. Wenn «mehr» daraus entsteht, die Praktiken also über den Alltag und den Wohnraum hinausreichen, wird das von den WG-Bewohner*innen positiv bewertet. Diese besonderen Praktiken sind davon abhängig, welche Bedürfnisse und Vorlieben jemand hat bzw. welche Gemeinsamkeiten (zb gemeinsames Kochen, FreundInnen einladen) unter den WG-Bewohner*innen bestehen. Die Mitbewohner*innen werden zu Freund*innen, zu Bezugspersonen auch über den Wohnalltag hinaus. Dies muss aber nicht sein, denn die Interviewpersonen leben viele unterschiedliche Formen von Beziehungen. Gemeinsam ist ihnen der Wunsch, das Wohnen und den damit verbundenen Alltag zu teilen und den darin enthaltenen Wert der Präsenz zu erfahren.

Zusammenfassung

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist der Zusammenhang von Intimität und dem Zusammenleben in Wohngemeinschaften. WG-Wohnen fordert das normative Verständnis von Wohnen und Beziehungen heraus, da sowohl das Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt als auch Intimität hauptsächlich mit dem Paar bzw. der Familie assoziiert werden. Uns interessiert daher, wie WG-Bewohner*innen ihre Lebenswelt und ihre sozialen Beziehungen gestalten und Intimität leben.

Unsere **Forschungsfragen** lauten:

> Wie wird Intimität von jungen, in Wohngemeinschaften lebenden Erwachsenen erlebt und gelebt? Welche Rolle spielt dabei das Zusammenleben in der WG?

Die Forschungsfragen setzen sich aus zwei Aspekten, die von Interesse sind, zusammen:

1. Wie wird Intimität erlebt?
   Dabei geht es um die Erfahrungswerte und Erlebnisse der WG-Bewohner*innen in Bezug auf Intimität. Dazu gehören Bedeutung, Stellenwert und vor allem die eigene Wahrnehmung in Bezug auf erlebte Intimität. Wie definieren bzw. charakterisieren WG-Bewohner*innen Intimität?
2. Wie wird Intimität gelebt?
   Von Interesse ist, wie sich Intimität für WG-Bewohner*innen konstituiert, wie sie sichtbar wird und welche Herstellungsleistung dahinter steckt. Lässt sich diese Herstellung – Doing Intimacy – anhand von Ritualen und Praktiken beschreiben?

Theoretische Rahmung

Wenn Beck im Zuge seiner Ausführungen zur Individualisierungsthese von der «Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen» und dem «Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder» (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11) spricht, bedeutet das für Individuen in der modernen Gesellschaft, dass ihnen neue, komplexe Anforderungen mit dem gleichzei-

tigen Anspruch auf eine selbstverantwortliche und selbstreflexive Lebensführung gegenüberstehen und sich damit eine Verlagerung der Konsequenzen – sowohl Risiken als auch Chancen – auf die Individuen vollzieht (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 14f). Dies führt zur Ablösung der Normalbiographie durch die Bastelbiographie (vgl. Beck 1986: 216f). Burkart schätzt diese Veränderungen nicht als Auflösungs-, sondern vielmehr als Destandardisierungstendenzen ein: Vor allem während der Phase des jungen Erwachsenenalters kommt es auf beruflicher Ebene vermehrt zu Flexibilisierung der Erwerbsarbeit und teilweise prekären Arbeitsbedingungen und weniger Sicherheit. Auf privater Ebene ist u.a. aufgrund der Verlängerung der Übergänge ins Erwachsenenalter eine Pluralisierung von Lebensformen zu verzeichnen, aufgrund derer das Muster der Normalfamilie – Ehe und Familiengründung – zwar in den Hintergrund tritt, sich jedoch nicht auflöst (vgl. Burkart 2008: 546). Becks Individualisierungsthese zeichnet sich durch 1.) Freisetzung, d.h. Herauslösen aus traditionellen Sozialformen und Versorgungszusammenhängen, 2.) Entzauberung, d.h. Verlust dieser traditionellen Sicherheiten und 3.) Reintegration, d.h. neue Formen sozialer Vergesellschaftung, aus (vgl. Beck 1986: 206ff). Damit geht die Entwicklung pluralistischer Lebensformen und -verläufe einher, die in einem Wandel der Formen des Zusammenlebens gründen: Verschiedene Formen des familialen als auch nicht-familialen Zusammenlebens wechseln sich je nach Lebensphase ab (vgl. Beck 1986: 188f). Zu den nicht-familialen Formen des Zusammenlebens können neben dem Alleinwohnen auch Alleinerziehende, LAT-Paare (*living apart together*) oder Wohngemeinschaften gezählt werden.

Der Wandel der Wohnformen basiert zudem auf der historischen Veränderung der Bedeutung des Wohnens auf unterschiedlichen Ebenen: Funktional als Ort der Erholung und Nicht-Arbeit und sozialpsychologisch als privater Ort der Intimität ist das Wohnen – und hier vor allem das gemeinsame Wohnen mit anderen Personen – stark mit der Familie als soziale Einheit verknüpft (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 22ff). Vor diesem Hintergrund ist die Beschäftigung mit Wohngemeinschaften als eine andere Form des gemeinsamen Wohnens im Zusammenhang mit erlebter und gelebter Intimität interessant, denn «die private Wohnung ist der hauptsächliche Ort, an dem die emotional aufgeladenen, intimen Sozialbeziehungen gelebt werden – und der ausschließlich dafür vorgesehen ist» (Häußermann/Siebel 2004: 55).

Beck und Beck-Gernsheim gehen davon aus, dass sich der gesellschaftliche Wandel auf soziale Beziehungen ausgewirkt hat. Sie beziehen den Wandel sozialer Bezie-

hungen auf die Individualisierungsthese und resümieren, dass sich die Anforderungen an eine moderne Lebensweise im Spannungsfeld von Liebe, Familie und persönlicher Freiheit finden und im normalen Chaos der Liebe resultieren (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 1f). Intimität wird in Verbindung zu und in Bezug auf Liebe und Familie thematisiert.

Giddens gibt in seinem Werk «Wandel der Intimität» verschiedene Definitionen des Intimitätsbegriffs auf unterschiedlichen Ebenen an: Intimität ist eine Sphäre des sozialen Lebens, «the liberated personal domain» (Giddens 1992: 96), Intimität gilt als eine spezielle Qualität von Beziehungen, die durch das «sich anderen Öffnen» (vgl. Giddens 1993: 94) charakterisiert wird. Intimität sieht er aber auch als Prozess an: «a transactional negotiation of personal ties by equals» (Giddens 1992: 3). Dabei spricht er von der «reinen Beziehung» (*pure relationship*), durch die die Paarbeziehung eine Demokratisierung erfährt, indem sich das Ideal der romantischen zu einer freund*innenschaftlichen Liebe verschiebt (vgl. Giddens 1993: 69). Auch diese Überlegungen basieren auf der (hetero-)normativen Paarbeziehung. Jamieson (1998) und Roseneil/Budgeon (2004) plädieren für eine erweiterte Anwendung des Konzepts Intimität, indem sich dieses nicht nur mehr auf die (romantische) heterosexuelle Paarbeziehung bzw. die Familie beziehen soll, sondern auch auf andere Bezugspersonen, wie Freund*innen (vgl. Miller 2015: 4), Arbeitskolleg*innen oder Mitbewohner*innen.

> «In all these cases the themes of love, deep or close association, everyday acts and familiarity are still prevalent and seen as fundamental to the experience of intimacy. Here, the concept of intimacy denotes belonging and emotional attachments gained through familiarity, closeness and routine» (Miller 2015: 4)

Im Rahmen dieser Arbeit wird im Kontext sozialer Beziehungen mit dem Begriff Intimität gearbeitet, weil wir die Kritik von Jamieson (1998; 1999; 2011) und Roseneil/Budgeon (2004) an der heteronormativen Konnotation bzw. Verortung des Intimitätsbegriffs teilen. Durch die Betrachtung unkonventioneller Beziehungsformen erschließt sich eine andere Perspektive darauf, wie Intimität gelebt und erlebt werden kann (vgl. Simpson 2006: 2).

In unserer qualitativen Studie wurde nach den in der derzeitigen Lebenssituation wichtigen Personen gefragt. Dies setzt ein Verständnis voraus, dass Intimität mit emotionaler Nähe zu tun hat. Dabei orientieren wir uns an Überlegungen verschiedener Forscher*innen: Ketokivi spricht von «intimacy as felt closeness» (Ketokivi 2012: 487), Miller definiert Intimität über Zugehörigkeit und emotionale Verbundenheit, was durch Vertrautheit, Nähe und Routine erreicht werden kann

(vgl. Miller 2015: 4). Jamieson spricht von der Qualität dieser engen Beziehungen: «Intimacy refers to the quality of close connection between people and the process of building this quality.» (Jamieson 2011: 1) Jamieson bietet damit eine Verwendung des Begriffs an, in der der Schwerpunkt darauf liegt, **wie** und **auf welche Weise** Beziehungen funktionieren und weniger darauf, wie sie kategorisiert bzw. bezeichnet werden (vgl. Philip 2013: 3).

Jamieson hat im Zuge ihrer Arbeiten mit dem Intimitätsbegriff Handlungen identifiziert, die sie als Erweiterung der Familienpraktiken als ‹Praktiken der Intimität› bezeichnet. Darunter werden Handlungen verstanden, die ein subjektives Gefühl der Nähe ermöglichen und erhalten. Hier wird ein weiterer Kritikpunkt deutlich, nämlich die Annahme, Intimität sei ein selbstverständlicher Aspekt von Familie. Jamieson stellt den Anspruch an das Konzept Intimität, dass es Begriffe, anhand derer soziale Beziehungen kategorisiert werden – wie Familie, Verwandtschaft oder Freund*innen – ergänzen und nicht ersetzen soll (vgl. Jamieson 2011: 1):

> «‹Practices of intimacy› refer to practices which enable, generate and sustain a subjective sense of closeness and being attuned and special to each other. Practices of intimacy and family practices overlap in cultures which valorise families and intimacy and take it for granted that intimacy is an aspect of family life.» (Jamieson 2011: 1)

Forschungsstand

Bis vor Kurzem stand die Familie (vor allem das heterosexuelle Elternpaar mit Kindern in einem Haushalt lebend) im Zentrum (familien-)soziologischer Studien. Anderen als diesem Verständnis von Familie entsprechenden Formen, wie Freund*innenschaft, galt weniger Interesse. Seit einiger Zeit gibt es pluralistische Ansätze, die unterschiedliche Beziehungsformen zum Forschungsgegenstand der Soziologie machen. Besonderes Interesse gilt dabei den Fragen nach Relevanz und Stellenwert der unterschiedlichen Beziehungsformen für Individuen. Die im Zuge der Individualisierungsthese diskutierte Verschiebung der Priorität von den gegebenen (*given*) traditionellen Beziehungen, wie bspw. der Familie, hin zu den frei gewählten (*chosen*) Beziehungen, wie bspw. Freund*innenschaft (vgl. Williams 2004: 49), wurde von einigen Autor*innen widerlegt (vgl. Pahl/Spencer 2004; Simpson 2006). Stattdessen wurde ein *blurring of the roles between family and friends* (vgl. Pahl/Spencer 2004: 200) also ein Verschwimmen der Grenzen zwischen den Beziehungsformen diagnostiziert (vgl. Simpson 2006: 3). Freund*in-

nenschaft wird in diesem Zusammenhang weniger als Beziehungsform, sondern als etwas, das auf die Qualität von Beziehung schließen lässt (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203) und Reziprozität und Freiwilligkeit beinhaltet, verstanden. Die zunehmende Wichtigkeit von Freund*innenschaft ist vor allem bei Personen, die nicht mit Partner*in oder als Familie wohnen, zu finden (vgl. Simpson 2006; Budgeon: 2008; Roseneil 2006). Die Frage, ob der zunehmende Stellenwert von Freund*innenschaft auf eine Dezentrierung der Paarbeziehung hinweist, kann dabei nicht eindeutig beantwortet werden. Einerseits ist in Bezug auf Beziehungs-, Wohn- und Lebensformen ein *Queering of the Social/the Heterosexual* zu beobachten, was bedeutet, dass sich heterosexuelle und homosexuelle Praktiken angleichen und somit die heterosexuelle Paarbeziehung nicht die einzige denkbare Beziehungsform ist (vgl. Budgeon 2008: 307). Andererseits gilt das (heterosexuelle) Paar in der westlichen Gesellschaft nach wie vor als Ideal (vgl. Budgeon 2008: 319), junge Erwachsene haben zum Teil stark idealisierte romantische Vorstellungen von Liebe und Beziehungen (vgl. Hughes 2015: 717) und streben das Leben mit Partner*in für die Zukunft an. Allerdings kann eine Destandardisierung der Haushaltsformen und damit eine Entkoppelung von Wohnen und heterosexueller Paarbeziehung bzw. Familie beobachtet werden (vgl. Heath/Cleaver 2003: 1; Simpson 2006: 7). Indem die *independent living arrangements,* also Wohnformen jenseits des Paar- oder Familienhaushalts, zum Gegenstand soziologischer Forschung gemacht werden, können Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wie Menschen im 21. Jahrhundert Beziehungen leben (vgl. Heath/Cleaver 2003: 6). Dennoch wird Wohnen mit der Paarbeziehung bzw. der Familie assoziiert und es wird bspw. auch erwartet, dass ein Paar einige Zeit, nachdem es eine Beziehung eingegangen ist, einen gemeinsamen Haushalt bezieht (vgl. Roseneil 2006: 1; Heath 2004: 175). Nicht mit Partner*in zu wohnen bedeutet allerdings nicht, keine*n Partner*in zu haben – wie es fälschlicherweise oft gedeutet wird. Nicht mit Partner*in lebend bezieht sich auf die Wohnform: alleine, in einer WG, mit Eltern oder Kindern wohnend (vgl. Roseneil 2006: 3). Personen, die nicht in einem Paarhaushalt leben, sind auf andere Beziehungsformen als die (hetero-) sexuelle Paarbeziehung angewiesen, um Intimität, Fürsorge und Unterstützung zu erhalten und leben daher vermehrt unkonventionelle Beziehungen im Sinne von abweichend von der Familie wie bspw. Freund*innenschaft (vgl. Budgeon 2008: 303). Ketokivi bezeichnet das Einbeziehen von Freund*innen, Arbeitskolleg*innen, Nachbar*innen etc. in das Leben von Personen als ein inklusives Intimitätsverständnis, während die Priorisierung von Partner*in und Kindern als exklusives Intimitätsverständnis bezeichnet wird (vgl. Ketokivi 2012: 482).

Auch Wohngemeinschaften gehören zu den Wohnformen, in denen nicht – zumindest nicht ausschließlich – mit Partner*in gewohnt wird. Wurde die WG bisher hauptsächlich als Übergangswohnform (vom Elternhaus zur eigenen Haushalts- und Familiengründung) besonders im Zusammenhang mit Studierenden in der Forschung berücksichtigt, so gibt es diesbezüglich Veränderungen: *Housesharing* d.h. das Wohnen in einer WG von jungen berufstätigen Erwachsenen, tendenziell mit Hochschulabschluss und vor allem in höheren beruflichen Positionen, ist ein relativ neues Phänomen, dem erst seit kurzem von der Wissenschaft Beachtung geschenkt wird (vgl. Heath/Kenyon 2001: 87). Heath und Cleaver stellten mit ihrer Studie «Young Adults and shared Household living» – in der sie berufstätige, ca. 30-jährige in WGs wohnende Erwachsene in Großbritannien interviewten – fest, dass die Generation der heute jungen Erwachsenen Wohnen – das mit der Bildung bzw. Gründung und Auflösung von Wohnformen, die auf intime Beziehungen mit Eltern, Freund*innen und Partner*innen basiert, verbunden ist – in unterschiedlichen Wohnarrangements erlebt (vgl. Heath/Cleaver 2003: 2). Das Wohnen in einer WG ist somit nur eine von vielen Wohnformen, die aufgrund des Bedürfnisses nach Privatsphäre und Gemeinschaft (vgl. Kenyon/Heath 2001: 622) und der Anforderungen der gegenwärtigen Arbeitsmarktsituation von jungen, an Karriere interessierten Erwachsenen gewählt wird (vgl. Heath/Kenyon 2001: 83).

> «This did not mean that shared housing would always be considered appropriate, nor that it might not be considered appropriate again at some future date, but that all things considered it was the right choice for them *now*.» (Kenyon/Heath 2001: 633)

Empirische Vorgehensweise

Die vorliegende Arbeit versteht sich als qualitativ interpretative Studie, die auf hermeneutischen Prinzipien basiert. Den methodologischen Hintergrund bildet die Grounded Theory, das narrative Interview wurde als Erhebungsmethode verwendet.

Mit der Auswahl der Zielgruppe soll ein Beitrag zur Erforschung von unkonventionellen Lebensformen – speziell die von jungen Erwachsenen – geleistet werden. Als unsere Zielgruppe definieren wir junge berufstätige Erwachsene (ohne Kinder) im Alter von 26 bis 39 Jahren, die in Wohngemeinschaften in Wien leben. Damit sind erwerbstätige Personen, die teilzeit- bis vollzeitbeschäftigt sind und sich ihr Leben selbst finanzieren, gemeint.

Unter Wohngemeinschaften werden in dieser Studie Haushalte, die gemeinsam von mindestens zwei nicht miteinander verwandten, nicht in Paarbeziehung lebenden Individuen geführt werden, verstanden (vgl. Heath 2004: 162). Diese Definition wurde während des Forschungsprozesses durch die Befragten insofern ausgeweitet, als dass auch teilweise mit Verwandten zusammen gewohnt und dies als WG bezeichnet wurde. Die Forschung beschränkt sich auf die Stadt Wien und soll damit einen österreichischen Beitrag zu den Themen Berufstätige in WGs, Intimität und soziale Beziehungen von jungen Erwachsenen darstellen.

Der Feldzugang gestaltete sich durch Anfragen im Bekanntenkreis, einem Facebook-Post, einen Aushang im Wohnhaus und E-Mail-Anfragen an Inserent*innen von WG-Inseraten. Es wurden zwölf narrative Interviews geführt. Die Interviews dauerten zwischen 30 und 65 Minuten. Sie wurden audio-aufgenommen, transkribiert und anonymisiert. Das Datenmaterial wurde nach den in der Grounded Theory angegebenen Vorgehensweisen – offenes, axiales und selektives Kodieren (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43ff) – gemeinsam analysiert.

Da Geschlecht kein Kriterium für die Auswahl und nicht relevant für unsere Ergebnisse war, interviewten wir acht Frauen und vier Männer zwischen 26 und 34 Jahren. Der Großteil der Befragten war um die 30 Jahre alt, zehn waren zum Zeitpunkt der Befragung Singles, zwei befanden sich in einer LAT-Beziehung; dies zeigt Ähnlichkeiten zu vorangegangenen Studien auf: Für junge Erwachsene kann ein Leben als Single als eine Art Lifestyle, geprägt von Unabhängigkeit, Freiheit und Flexibilität im beruflichen und privaten Leben werden, in dem das Wohnen in Ein-Personen-Haushalten oder WGs dominieren und Freund*innenschaft als priorisierte Beziehungsform gilt (vgl. Kenyon/Heath 2001: 622). Alle Befragten hatten Matura und zumindest für ein paar Semester an einer Universität bzw. Hochschule studiert. Bei den Befragten handelte es sich hauptsächlich um von Bekannten der Forscherinnen weitervermittelte Personen; vorteilhaft daran ist die aufgrund von Vertrauen oder Verpflichtungsgefühl erhöhte Bereitschaft für die Teilnahme an der Studie. Die größere Vertrauensbasis führte dabei zu offenen und tiefgründigen Interviews (vgl. Small 2009: 14).

Es wurden Personen aus 2er- und 3er-WGs sowie aus einer 5er-WG mit Bewohner*innen, die sich aus Freund*innen, Bekannten, ursprünglich Fremden und Verwandten zusammensetzten, interviewt. Die Daten wurden personen- und nicht WG-bezogen erhoben, d.h. es wurde nur ein*e Bewohner*in pro WG befragt; deswegen kann nur die Sicht der einzelnen Interviewpersonen dargestellt werden. Die Interviewpersonen wurden einerseits nach ihren

Beziehungen im Allgemeinen, andererseits nach den Beziehungen innerhalb der WG und außerdem zu ihrer Wohngeschichte befragt. Abschließend wurden soziodemographische Daten erhoben. Bei der Frage nach den Beziehungen im Allgemeinen wurde nach wichtigen Personen gefragt, um nicht vorwegzunehmen, welche Beziehungen den Befragten wichtig sind. Dadurch wurde den Interviewpartner*innen ermöglicht, ihre soziale Wirklichkeit durch das Erzählen im Rahmen des Interviews selbst herzustellen (vgl. Küsters 2009: 18).

Ergebnisse

Die Interviewpersonen leben – außerhalb und innerhalb der WG – eine Vielfalt an Beziehungen, die für sie zur Ressource von Intimität werden können. Zur Beschreibung dieser Beziehungen verwenden die Befragten eine Reihe an Eigenschaften bzw. Qualitäten, die sowohl deutlich machen, welche Eigenschaften den Befragten in Beziehungen wichtig sind – also was für sie als Beziehungsideal gilt – als auch aufzeigen, wie sie Intimität tatsächlich leben – also wie ihre Beziehungsrealität aussieht. Diese Beziehungsqualitäten machen Intimität, die schwer fassbar ist, sichtbar und lassen auf das Intimitätsverständnis unserer Interviewpersonen schließen. Folgende Beziehungsqualitäten wurden in unserer Studie identifiziert: Sich-Kennen, Gegenseitigkeit, (gute) Kommunikation, Hilfe/Unterstützung, Emotionale Aspekte, Geborgenheit, Sympathie/Zuneigung, Vertrautheit und Bindung/Verhältnis. Die Beziehungsqualität des Da-Seins wurde von Rebughini als «diskrete Präsenz» bezeichnet, unter der sie eine mögliche Verfügbarkeit von Freund*innen, aber nicht notwendigerweise eine Anwesenheit versteht (vgl. Rebughini 2011: 4), was auch in unserer Studie als ein wichtiges Merkmal von Beziehungen aufscheint.

Die Interviewpartner*innen erzählten von Beziehungen zu Eltern, Geschwistern, weiterer Verwandtschaft wie Cousinen, Cousins, Tanten, Onkel, Nichten, Neffen und Großeltern, Partner*innen, Ex-Partner*innen, Freund*innen, Arbeitskolleg*innen, Studienkolleg*innen und Nachbar*innen. Die Mitbewohner*innen wurden vom Großteil der Befragten, allerdings mit unterschiedlichen Ausprägungen, zu den wichtigen Menschen gezählt, da die Intensität der Beziehungen, die gemeinsam unternommenen Aktivitäten und Unternehmungen variieren.

Auch das Zusammenwohnen mit Großmutter oder Vater im Erwachsenenalter wurde von den Befragten als WG bezeichnet, was als Versuch, die freund*innen-

schaftlichen Qualität dieser Beziehungen zu betonen, verstanden werden kann und eventuell dazu dient, für diese Wohnform Legitimität zu erhalten. Auch Simpson fand in ihrer Studie heraus, dass erwachsenen Singles ihre engen Beziehungen zu oder das Zusammenleben mit ihren Eltern, rechtfertigen, indem sie diese mit Freund*innen vergleichen oder als Freund*innen bezeichnen (vgl. Simpson 2006: 4). Das verweist außerdem – ebenfalls wie die Tatsache, dass keine Beziehungsform von unseren Interviewpartner*innen priorisiert wurde – auf das Verschwimmen von Verwandtschaft, Freund*innenschaft, Liebesbeziehungen usw. hin.[26] Die Bezeichnung von Beziehungen oder des WG-Wohnens als familiär oder freund*innenschaftlich lässt auf die Qualität der Beziehungen bzw. des Zusammenwohnens schließen. Genauso wie die Bezeichnung Freund*in auf Beziehungsqualitäten wie Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit verweisen kann, kann auch Familie als eine Qualität bzw. ein Set von Eigenschaften, die damit assoziiert werden, verstanden werden. Nähe, Fürsorge, Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl sind einige dieser Qualitäten, die mit der Verwendung von Familienbezeichnungen für Nicht-Verwandte Personen aber auch Wohnformen implizit Ausdruck finden (vgl. Simpson 2006: 4; Ribbens McCarthy 2012: 84). Im Verlauf eines Lebens haben unterschiedliche Beziehungsformen Priorität. Bspw. wurde von einer Interviewpartner*in erwähnt, dass für sie momentan Freund*innen sehr wichtig sind, da sie sich nicht in einer Partner*innenschaft befindet. Beziehungsstatus, Lebensphasen, Lebensumstände, Bedürfnisse, die Erreichbarkeit von Personen, aber auch die Wohnform bestimmen, welche Personen und Beziehungsformen im Moment wichtig sind.[27] Diese Differenzierung in Bezug auf Intensität und Stellenwert der Beziehung geschieht dabei unabhängig von der Beziehungsform. Es wird bspw. zwischen besten Freund*innen und Bekannten unterschieden – erstere haben einen höheren Stellenwert im Leben der Befragten als letztere. Es gibt unterschiedliche Arten von Freund*innen (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203), aber auch die Beziehungen zu einzelnen Familienmitgliedern kann in ihrer Verbindlichkeit variieren (vgl. Pahl/Spencer 2004: 203; Williams 2004: 49). Die einzelnen Beziehungen unterliegen demnach einer Beziehungsdynamik, d.h. sie verändern sich sowohl während des Entstehens als auch im Beziehungsverlauf in Bezug auf Intensität und Stellenwert.

Im Zusammenhang mit ihnen wichtigen Personen wurden von den Interviewpartner*innen die Triade ‹Natürlichkeit, Sicherheit und Selbstverständlichkeit› – oder

26 Siehe auch Pahl/Spencer 2004: 200

27 Siehe auch Roseneil 2006; Simpson 2006; Wall/Gouveia 2014; Ketokivi 2012

auch nur ein Aspekt davon – verwendet oder umschrieben. Unter Natürlichkeit wird authentisches Verhalten, unter Sicherheit wird Verlässlichkeit im Zusammenhang mit Akzeptanz und unter Selbstverständlichkeit wird gegenseitiges Verständnis und Einvernehmen verstanden. Die Begriffe Natürlichkeit, Sicherheit und Selbstverständlichkeit beschreiben ein und das selbe Phänomen und bezeichnen genau die Ebene von Beziehungen, die schwer zu fassen ist und von uns als **Intimität** bezeichnet wird. Natürlichkeit, Sicherheit und Selbständigkeit wurden vor allem in Beschreibungen von Beziehungen zu Personen mit Sonderstatus, zu denen *Special Friends* (besondere Freund*innen), Eltern und Partner*innen zählen können, verwendet. Personen mit Sonderstatus haben sich auf eine gewisse Art und Weise bewährt und werden dadurch von den Befragten als eine Konstante empfunden, die ihnen einen besonderen Stellenwert einräumt, egal ob sie sich in der Nähe oder Ferne befinden. Solche Beziehungen können bspw. durch eine gemeinsam erlebte intensive Zeit, wie ein Studium etc., aber auch während Krisen, in denen sich die Beziehungen vertieft haben, entstanden sein (vgl. Rebughini 2011: 6; Pahl/Spencer 2004: 208). In diesen Beziehungen ist nicht die Häufigkeit des Kontakts, die Dauer der Beziehung oder die räumliche Nähe oder Entfernung entscheidend, sondern «the *strength* of the bond» (Cronin 2015a: 676, Hervorhebung im Original), also die Intensität der Beziehung.

Nähe und Ferne wurde von den Befragten in vielfacher Hinsicht und auf unterschiedlichen Ebenen bspw. als «da sein», «unterwegs sein» und «weg sein» thematisiert. Die Interviewpersonen leben verschiedenste Beziehungen mit Personen in ihrem näheren Umfeld und in größerer Entfernung. Dabei bedeutet Distanz für Individuen Unterschiedliches (vgl. Cronin 2015a: 675). Gerne zu reisen und über die finanziellen Möglichkeiten zu verfügen, um Freund*innen in anderen Ländern zu treffen, kann als Bereicherung empfunden werden. Die räumliche Entfernung zu Freund*innen kann aber auch der Grund für ein Beziehungsende sein. Ziehen vertraute Personen in eine andere Stadt oder in ein anderes Land, ist der Umgang mit der Tatsache, dass Personen nicht mehr im Alltag präsent sind, dafür ausschlaggebend, wie die Beziehung weiter verläuft. Dazu gehört eine Re-Evaluierung der Beziehungen und der Entschluss, in Kontakt zu bleiben, damit Beziehungen jeglicher Art über eine räumliche Distanz erhalten bleiben (vgl. Cronin 2015a: 675).

In Hinsicht auf Leben, Wohnen, Beruf und Beziehungen bringen Flexibilität und Mobilität Freiheiten und Möglichkeiten, aber auch neue Aufgaben und Herausforderungen mit sich. Die gegenwärtige Arbeitsmarktsituation fordert bspw. von

jungen, an Karriere interessierten Erwachsenen mehr Flexibilität und Mobilität (vgl. Heath/Kenyon 2001: 83). In einer WG zu wohnen, kann für junge berufstätige Erwachsene eine Möglichkeit darstellen, nicht nur in Bezug auf Finanzen (Geld sparen) oder Wohnqualität (sich mit anderen gemeinsam eine bessere Wohnung leisten können) ihre gegenwärtigen Vorstellungen umzusetzen, sondern auch dem Bedürfnis nach Privatsphäre und Gemeinschaft nachzukommen (vgl. Kenyon/Heath 2001: 622). Die besondere Stellung der Privatsphäre in modernen Gesellschaften wird vor allem vor dem Hintergrund deutlich, dass dem gegenseitigen Kennenlernen eine so zentrale Bedeutung zukommt. Soziale Beziehungen wurden in vormodernen Gesellschaften über soziale Verbände – wie die Großfamilie oder die Dorfgemeinschaft – hergestellt bzw. weitergeführt. Die private Sphäre löste sich im Zuge der Individualisierung davon ab und wurde mehr und mehr zum «Ort der Selbstverwirklichung» (Dröge 2013: 8), vor allem dann, «je mehr die Individuen ansonsten in komplexe und unüberschaubare Sozialbeziehungen eingebunden sind, in denen sie kaum Gestaltungsspielräume haben.» (Dröge 2013: 8) Das gleiche gilt für das Wohnen: Wohnen ist privat. In unseren Forschungsergebnissen zeigt sich, wie bedeutsam der Aspekt des Kennens bzw. Kennenlernens bei der Mitbewohner*innen-Suche ist: Unbekannte Personen ins private, innere, alltägliche Leben zu lassen, wird als Herausforderung gesehen, die Risiken aber auch Momente des Glücks mit sich bringen kann. Es wird eine Ambivalenz sichtbar, die dem WG-Wohnen inhärent ist: Einerseits gilt die durch das Wohnen entstandene Stabilität – sowohl in Bezug auf den Alltag als auch auf Mitbewohner*innen – als zentral, andererseits steht dem die Wandelbarkeit und Flexibilität des WG-Wohnens gegenüber, die diese Stabilität gefährden kann. Wird dies vor dem Hintergrund des Wandels und der Ausdifferenzierung des Wohnens und der Entstehung der bürgerlichen Privatsphäre als Ort emotionaler und physischer Erholung betrachtet (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 40), wird deutlich, dass dies auch für unsere Interviewpartner*innen gilt, und die WG zum Ort der Intimität wird.

Das Sesshaft-werden im Sinne von Paarwohnen und Familiengründung werden von den WG-Bewohner*innen zugunsten von flexiblen Wohn- und Lebensformen meist nur aufgeschoben, um vorerst Reisen und Karriere zu ermöglichen (vgl. Kenyon/Heath 2001: 632). Bei der Entscheidung zum WG-Wohnen spielen Rahmenbedingungen wie Lebensphase, Alter oder Berufstätigkeit eine Rolle. Die Erwähnung von voraussichtlichen Veränderungen hinsichtlich Wohnform in der Zukunft, lässt darauf schließen, dass WG-Wohnen von den Interviewpartner*in-

nen als eine temporäre Situation empfunden wird. Eine Befragte sprach von ihrem Plan, mit ihrem Partner zusammen zu ziehen, eine andere Befragte erzählte von ihrem Wunsch, sich an einem Wohnprojekt, das die Kombination aus Familienhaushalt und gemeinschaftlichen Wohnen zulässt, zu beteiligen. Obwohl die Interviewpartner*innen eine Vielfalt an Beziehungen leben, die ihnen – unabhängig davon, ob die Personen in der Nähe oder Ferne leben – als Ressource für Intimität dienen, so weist die Argumentation bezüglich des Wohnens in den Interviews dennoch darauf hin, dass dem unmittelbaren Lebensraum eine zentrale Bedeutung zu kommt. Dies wird auch daran sichtbar, dass Beziehungen Wohnentscheidungen beeinflussen können, indem bspw. in die Nähe von Freund*innen gezogen wird. Der persönliche Kontakt im Alltag hat einen ganz besonderen Stellenwert (vgl. Cronin 2015a: 680). *Local Friends,* also Freund*innen am Wohnort bzw. Freund*innen im Alltag (vgl. Cronin 2015a: 673), spielen eine genauso wichtige Rolle in der Bereitstellung von Intimität wie Familie, Partner*innen, Arbeitskolleg*innen und Nachbar*innen (vgl. Heath/Cleaver 2003: 52). Umgekehrt besteht die Möglichkeit, Beziehungen im Zusammenhang mit dem Wohnen entstehen zu lassen, indem in einer WG gewohnt wird, was wiederum den besonderen Stellenwert des Alltags hervorhebt. Es gibt zwar Personen, die ihre Wichtigkeit nicht verlieren, auch wenn sie im Alltag nicht präsent sind (Personen mit Sonderstatus) allerdings bekunden die Befragten doch das Bedürfnis, auch im Alltag Beziehungen mit Personen zu leben, die direkt am eigenen Leben teilhaben, mit denen der Umgang und die Kommunikation nicht zu umständlich ist. Das kann bspw. umgesetzt werden, indem Arbeitskolleg*innen, Studienkolleg*innen oder andere Personen regelmäßig getroffen bzw. täglich gesehen werden. In unserer Studie fanden sich noch zwei weitere Strategien, um sich Bezugspersonen in den Alltag zu holen:

- Overcoming Distance: die räumliche Entfernung zu Bezugspersonen kann durch regelmäßige Treffen oder das Nutzen neuer Kommunikationsmedien überwunden werden. Die Beteiligten entwickeln dazu unterschiedliche Praktiken, um Intimität in ihren Beziehungen zu leben (vgl. Holmes 2006: 3). Nicht nur mit Partner*innen sondern auch Freund*innen in der Ferne werden Gespräche über den Alltag, wie Mahlzeiten oder Details zur Arbeitssituation geführt, um mit den Routinen des Gegenübers verbunden zu bleiben und sich dem Gegenüber nahe zu fühlen (vgl. Holmes 2006: 8).
- Sich Personen in den Alltag holen: Sich Personen durch das gemeinsame Wohnen in einer WG in den Alltag zu holen, ist die Strategie, auf die in vorliegender Arbeit der Fokus gesetzt wurde. WG-Bewohner*innen schaf-

fen gezielt eine Alltagssituation, die mit anderen Menschen geteilt wird. Mitbewohner*innen können dabei zu Bezugspersonen werden und zwar nicht nur als zufälliges Ergebnis des Zusammenwohnens, sondern als Konsequenz einer bewussten Strategie, sich Menschen in den eigenen Alltag zu holen. Dabei entsteht der **Wert der Präsenz**.

Damit ist gemeint, dass das gemeinsame Wohnen durch die Präsenz anderer Personen im eigenen Alltag gekennzeichnet ist und somit zu einer von mehreren Ressourcen für Intimität wird: Während andere wichtige Bezugspersonen zwar auch da sind, wenn sie gebraucht werden, allerdings nicht physisch im Alltag anwesend sind, ist in einer WG jemand da, wenn Bewohner*innen von der Arbeit nach Hause kommen. WG-Bewohner*innen fragen einander nach dem Befinden und teilen die banalen Dinge des Lebens miteinander. Das Besondere an der WG ist dabei, dass es als eine Art Weiterführung des Familienwohnens in Kombination mit Freund*innenschaft bezeichnet werden kann. WG-Wohnen verbindet beides: den Alltag vom Familienwohnen und die Freiwilligkeit, die Begegnung auf Augenhöhe und Inklusivität der Freund*innenschaft.

Auch Heath und Kenyon sehen den größten Vorteil des WG-Wohnens in der Präsenz von anderen Personen im Wohnalltag. Während das Wohnen in einem Ein-Personen-Haushalt keine zufälligen face-to-face-Begegnungen innerhalb des eigenen Wohnraums zulässt, bietet das WG-Wohnen die Möglichkeit, dass nach Feierabend jemand zum Reden da ist oder gemeinsam gegessen, ferngesehen etc. werden kann (vgl. Heath/Kenyon 2001: 92). Aber schon allein das Präsent-Sein im Sinne von anwesend sein kann in Wohngemeinschaften als positiv betrachtet werden; es muss nicht immer zu face-to-face-Interaktion kommen, denn bereits die gegenseitige Wahrnehmung in der WG bedeutet gewissermaßen Austausch. In diesem Zusammenhang ist das Konzept der Kopräsenz von Goffman interessant:

> «Die einzelnen müssen deutlich das Gefühl haben, dass sie einander nahe genug sind, um sich gegenseitig wahrzunehmen bei allem was sie tun, einschließlich ihrer Erfahrung der anderen, und nahe genug auch um wahrgenommen zu werden als solche, die fühlen, dass sie wahrgenommen werden.» (Goffman 1971: 28)

Bei dieser Definition von Kopräsenz wird deutlich, dass sich Personen nicht erst im Zuge des Sprechens miteinander austauschen, sondern schon dann, wenn sie sich gegenseitig wahrnehmen. In Bezug auf das WG-Wohnen heißt das, dass der Anwesenheit ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird.

Wert der Präsenz bedeutet nicht nur anwesend sein, sondern beinhaltet die Bedeutung des füreinander da sein als Beziehungsqualität. Den WG-Bewohner*innen ist wichtig, dass jemand da ist, mit jemandem die Wohnung, der Alltag und das Leben geteilt wird. Der Wert der Präsenz wird nicht automatisch durch das WG-Wohnen bedingt, ist allerdings das zentrale Element, das sich als roter Faden durch all unsere Interviews zieht und eine spezielle Bedeutung für die Interviewpersonen hat:

> «Und die habn natürlich einfach .. den Wert der Präsenz in dem Sinn . oda also/ es hat irgendwie einfach mehr Qualität find i . ah . wenn ma so an nun komplizierten alltäglichen Austausch . ah pflegen kann, ohne dass ma sich jetzt jedes Mal mit jemandem dazu verabreden muss» (Interview 3, Zeile 27–29)

Mit dem Wert der Präsenz schwingt eine positive Konnotation mit. Entscheidend dafür ist, dass das Zusammenleben von den Beteiligten als funktionierend empfunden wird. Ist das nicht der Fall, können die Vorteile des WG-Lebens zu Nachteilen werden. Auch Heath/Kenyon identifizierten Mitbewohner*innen als gleichzeitig größten Vorteil und Nachteil des WG-Wohnens (vgl. Heath/Kenyon 2001: 2). Für die Entstehung des Wertes der Präsenz ist wesentlich, dass dem gemeinsamen Wohnen ein hoher Stellenwert zukommt. Eine Befragte hebt dabei den Aspekt der Gemeinschaft als besonders positiv hervor, indem sie die Möglichkeit gemeinsam verbrachter Zeit nennt.

Die Rahmenbedingungen des WG-Wohnens – das sind Alter, Lebensphase, Berufstätigkeit, ökonomische Lage und die Räumlichkeiten der Wohnung – wirken sich auf Vorstellungen vom und Ansprüche ans Zusammenleben aus, diese sind stark mit gesellschaftlichen Normen verknüpft. Alter ist, wie Berufstätigkeit, bspw. ein wichtiges Auswahlkriterium bei der WG- oder Mitbewohner*innen-Suche. In Bezug auf den Wert der Präsenz hat sich jedoch herausgestellt, dass das Alter zwar eine Rolle spielt, sich aber nach einem Kennenlernen die Qualität des Zusammenlebens nicht am Alter der Bewohner*innen, sondern an Gemeinsamkeiten, z.B. gemeinsame Interessen und Einstellungen, festzumachen ist. Durch das Zusammenziehen und -wohnen lernen sich WG-Bewohner*innen anders kennen; das Zusammenleben kann die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Bewohner*innen beeinflussen.

Ein ähnliches Verständnis bzw. gleiche Erwartungen bezüglich Grenzen von Privatheit und Intimität sind zentral für ein funktionierendes Zusammenwohnen (vgl. Heath/Kenyon 2001: 96). Von den Interviewpartner*innen wird das Funktionieren des Zusammenlebens oft mit Ausdrücken wie «es funktioniert halt einfach» oder «ich weiß auch nicht, warum es funktioniert» in Verbindung ge-

bracht. Daran ist erkennbar, dass die Gründe für ein Funktionieren oft schwer zu fassen sind. Wichtige Aspekte sind eine ähnliche Art zu leben oder das jeweiligen Verständnis der WG-Bewohner*innen füreinander.

Gemeinsames Wohnen bedeutet nicht nur Teilen des Wohnraumes, es beinhaltet die Aspekte Natürlichkeit, Sicherheit und Selbstverständlichkeit: in Bezug auf die Wohnung als Ort, um sich wohl und sicher zu fühlen, als Ort, um authentisch sein zu können und als Ort, an dem ein ungezwungenes, freies und selbstverständliches Verhalten möglich ist. Die sozialpsychologische Bedeutung (vgl. Häußermann/ Siebel 2000: 15) des Wohnens beinhaltet nicht nur, ein Dach über dem Kopf zu haben, sondern einen emotionalen Mehrwert daraus ziehen zu können. Funktioniert das Zusammenleben nicht, wird dem Wohnen durch die Verwendung des Ausdrucks «nur wohnen» die Wichtigkeit und Zentralität genommen, indem es plötzlich als kleinster gemeinsamer Nenner gilt und auf diesen reduziert wird. Auch an dieser Stelle wird deutlich, welche stark positiv besetzte Konnotation der Wert der Präsenz für die Interviewpartner*innen hat, sofern das Zusammenleben als funktionierend empfunden wird und welch ambivalente Bedeutung dem Wohnen in diesem Zusammenhang zukommt.

WG-Bewohner*innen teilen den Alltag, wobei das Handeln der Bewohner*innen bestimmt, wie sich der gemeinsame Alltag gestaltet und ob ihre Beziehungen über den Wohnalltag hinaus reichen. Diesem Handeln wird im Sinne von Doing Intimacy die Funktion der Herstellung von Intimität zugeschrieben. Doing Intimacy ist eine Erweiterung des Doing Family-Ansatzes, der wiederum auf der Doing Gender-Perspektive basiert und in dem davon ausgegangen wird, dass Familie nicht nur einfach so passiert und etwas natürlich Gegebenes ist, sondern dass es sich bei Familie um bewusste und unbewusste Handlungen von Akteur*innen handelt, die somit Familie konstruieren (vgl. Jurczyk 2014: 61). Ein Aspekt des Doing Family ist das Displaying Family, d.h. Familie muss nicht nur hergestellt sondern auch für außenstehende Personen sichtbar gemacht werden (vgl. Finch 2007: 69). Auch der Family Practices-Ansatz schließt an praxeologische Konzepte und den Doing Family-Ansatz an und richtet den Fokus auf soziales Handeln und alltägliche Praktiken (vgl. Morgan 2011: 1f). In Folge werden die genannten Konzepte auf andere Beziehungsformen ausgeweitet und in Hinblick auf die Praktiken, mit denen WG-Bewohner*innen Intimität herstellen, im Zuge unserer Forschung als Doing Intimacy und *intimate practices* angewendet. Zum besseren Verständnis wird eine Unterscheidung zwischen Alltagspraktiken und besondere Praktiken vorgenommen, auch wenn die beiden nicht immer klar zu identifizieren

sind und Praktiken sowohl Elemente von Alltags- als auch besonderen Praktiken beinhalten können.

Alltagspraktiken dienen dem Funktionieren des Zusammenwohnens und beinhalten Handlungen und Routinen den Wohnalltag betreffend. WG-Bewohner*innen erleben sich in Alltagssituationen, die außenstehenden Personen vorenthalten sind, und lernen sich auf ganz spezifische Art und Weise kennen. Sie nutzen dabei den Wert der Präsenz, also die Tatsache, dass jemand da ist, mit dem der Alltag geteilt werden kann. Die Alltagsintimität, die dabei entsteht, ist eng mit dem gemeinsamen Wohnen und dem dadurch geteilten Alltag verbunden, sie entsteht aber nur, wenn irgendeine Form von Begegnung, Austausch, Kommunikation oder gemeinsame Aktivität besteht. Alltagspraktiken ergeben sich oft einfach so und müssen nicht zwingend besprochen, geplant oder inszeniert werden. Sie machen damit den Wert der Präsenz deutlich. Wenn das spontane und zufällige Treffen aufgrund unterschiedlicher Tagesrhythmen und Arbeitszeiten wegfällt, kann dem mit geplanten Aktivitäten, die bspw. über Whatsapp verabredet werden, entgegen gewirkt werden. Zu den Alltagspraktiken zählen bspw. Zusammensitzen, gemeinsame Morgenroutinen, gemeinsames Nützen des Badezimmers (inkludiert Intimität in Bezug auf den Körper) – Praktiken, die an das Wohnen in einer Familie erinnern. Gemeinsame Mahlzeiten (Kochen und Essen) können sowohl Alltagspraktik als auch besondere Praktik sein. Das Alltagskochen und -essen dient in erster Linie der Nahrungsaufnahme, findet aber nicht alleine, sondern spontan in Gesellschaft statt, sofern andere Mitbewohner*innen anwesend sind. In diesen spontanen oder routinierten gemeinsamen Mahlzeiten wird wieder der Wert der Präsenz sichtbar, ebenso wie beim Mitkochen für Mitbewohner*innen. Dies beinhaltet den *Care*-Aspekt von Intimität, also eine Art von Fürsorglichkeit gegenüber Mitbewohner*innen, die auf dem Wissen, dass jemand da ist und dem Interesse daran, den (Wohn-)Alltag zu teilen, basiert. Gemeinsame Mahlzeiten als besondere Praktik können die Einladung von Freund*innen oder das Ausprobieren von Kochrezepten beinhalten und als eine Art gemeinschaftliches Event geplant sein.

Besondere Praktiken vertiefen diese Alltagsintimität und dienen der Ausbildung eines Gemeinschaftsgefühls und der Inszenierung nach außen. Sie werden von einer Befragten als «wirklich was unternehmen» bezeichnet. Sie setzen sich aus Praktiken innerhalb der WG (wie bspw. Filmeabende, WG-Parties und Kochen für Gäste) und Praktiken, die über den Wohnraum hinausreichen (wie bspw. Ausgehen, gemeinsame Urlaube, Sport machen), zusammen, und betreffen Frei-

zeitgestaltung und Unternehmungen, die nicht zwingend ans gemeinsame Wohnen gebunden sind. Dies lässt Rückschlüsse auf die Reichweite der Beziehungen ziehen: wenn bspw. Mitbewohner*innen zu Freund*innen geworden sind oder wenn mit Freund*innen zusammen gewohnt wird, wird mehr als der Wohnalltag geteilt. Eine Befragte bezeichnete eine WG, in der von den WG-Bewohner*innen viel gemeinsam unternommen wird, als eine «Film-WG», vermutlich weil dies den gängigen Klischees vom WG-Wohnen und einem WG-Ideal entspricht.

Fazit

Historisch gesehen hat sich die Familie als soziale Einheit des Wohnens etabliert; dadurch ist die sozialpsychologische Bedeutung des Wohnens als Ort der Intimität und Privatheit stark mit der Familie verknüpft. Vor diesem Hintergrund ist ein Blick auf Wohngemeinschaften interessant, da das gemeinsame Wohnen mit Freund*innen oder Fremden die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Raum verschwimmen lässt. Wohngemeinschaften werden für die Bewohner*innen zu einer von mehreren Ressourcen für Intimität, indem sie Begegnungen im Wohnalltag – also im privaten Raum – ermöglichen. Sofern im Zusammenwohnen Konsens besteht, wird die Anwesenheit von Mitbewohner*innen positiv wahrgenommen, was in dieser Studie mit dem Wert der Präsenz dargestellt wurde. Im gemeinsamen Gestalten des Alltags wird Intimität hergestellt, die einen besonderen Stellenwert für die WG-Bewohner*innen hat.

Literaturverzeichnis

Bahrdt, Hans (1961): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Bauman, Zygmunt (1993): Wir sind wie Landstreicher – Die Moral im Zeitalter der Beliebtheit. In: Süddeutsche Zeitung, 16./17.11.1993, 17.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): On The Way To A Post-Familial Family: From A Community Of Needs To Elective Affinities. Theory, Culture and Society, 15(3), 53–70.

Berlant, Lauren / Warner, Michael (2000): Sex in Public. In: Ders. (Hrsg.): Intimacy. Chicago: Chicago University Press.

Bertels, Lothar (1990): Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Opladen: Leske & Budrich.

Budgeon, Shelley (2008): Couple Culture and the Production of Singleness. Sexualities, 11(3), 301–325.

Burkart, Günter (2008): Lebensalter. In: Willems, Herbert (Hrsg.): Lehr(er)buch Soziologie: Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. Band 2, 533–549. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Cyprian, Gudrun (1978): Sozialisation in Wohngemeinschaften: Eine empirische Untersuchung ihrer strukturellen Bedingungen. Stuttgart: Enke.

Cronin, Anne M. (2015a): Distant Friends, Mobility and Sensed Intimacy. Mobilities, 10(5), 667–685. dx.doi.org/10.1080/17450101.2014.929419 (Zugriff: 15.2.2016)

Cronin, Anne M. (2015b): «Domestic Friends»: Women's Friendships, Motherhood and Inclusive Intimacy. The Sociological Review, 63, 662–679.

Dunkel, Wolfgang (1993): Stabilität und Flexibilität in der alltäglichen Lebensführung. In: Jurczyk, Karin / Rerrich, Maria S. (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg in Breisgau: Lambertus.

Dröge, Kai (2013): Zur Entstehung von Intimität im Internet. Eine wissenssoziologische Untersuchung am Beispiel Online Dating. IfS Working Papers Nr. 2, Frankfurt am Main: Institut für Sozialforschung. www.ifs.uni-frankfurt.de/wp-content/uploads/IfS-WP2-Dr%C3%B6ge-Intimit%C3%A4t-im-Internet.pdf (Zugriff: 24.5.2016)

Finch, Janet (2007): Displaying Families. Sociology, 41(1), 65–81.

Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hrsg.) (2007): Lexikon zur Soziologie. 4. Auflage, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Galvin, Kathleen M. (2006): Diversity's Impact on Defining the Family: Discourse-Dependence and Identity. In: Turner, Lynn H. / West, Richard (Hrsg.): The Family

Communication Sourcebook. Thousand Oaks, California: Sage.

Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Giddens, Anthony (1992): The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies. Cambridge: Polity Press.

Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Fischer.

Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.

Gottwald, Regina (2008): Intimität als soziologischer Begriff. Ein Vergleich der Werke von Simmel, Sennett und Luhmann. Wien: Diplomarbeit der Universität Wien.

Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: Dies. / Rerrich, Maria S. (Hrsg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. 224–235, Bielefeld: AJZ-Verlag.

Hagen, Sabine (2016): Gemeinschaftliches Wohnprojekt B.R.O.T.-Haus: Praktiken zur Herstellung von Solidarität. Wien: Masterarbeit an der Universität Wien.

Hark, Sabine (2004): Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.

Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. 2. Auflage, Weinheim und München: Juventa.

Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie: Eine Einführung. Frankfurt am Main: Campus.

Haider, Ernst (1984): Wohngemeinschaften in Österreich. Daten und Tendenzen einer gegenkulturellen «Institution». Frankfurt am Main: Campus.

Heath, Sue (2004): Peer-Shared Households, Quasi-Communes and Neo-Tribes. Current Sociology, 52(2), 161–179.

Heath, Sue / Cleaver, Elizabeth (2003): Young, free and Single? Twenty-Somethings and Household Change. Houndsmill/Basingstoke/Hampshire: Palgrave MacMillian.

Heath, Sue / Kenyon, Liz (2001): Single Young Professionals and Shared Household Living. Journal of Youth Studies, 4(1), 83–100. dx.doi.org/10.1080/13676260120028565 (Zugriff: 15.2.2016)

Hillmann, Karl-Heinz (2007): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Kröner.

Holmes, Mary (2006): Love Lives at a Distance: Distance Relationships over the Lifecourse. Sociological Research Online, 11(3). www.socresonline.org.uk/11/3/holmes.html (Zugriff: 10.2.2016)

Holmes, Mary / Greco, Silvana (2011): Introduction: Friendship and Emotions. Sociological Research Online, 16(1). www.socresonline.org.uk/16/1/16.html (Zugriff: 27.7.2016)

Hughes, Jody (2015): The Decentring of Couple Relationships? An Exemination of Young Adults Living Alone. Journal of Sociology, 51(3), 707–721.

Heath, Sue / Kenyon, Liz (2001): Single Young Professionals and Shared Household Living. Journal of Youth Studies, 4(1), 83–100.

Jackson, Stevi / Scott, Sue (2004): Sexual Antinomies in Late Modernity. Sexualities 7(2): 233–248.

Jamieson, Lynn (1998): Intimacy. Personal Relationships in Modern Societies. Cambridge: Polity Press.

Jamieson, Lynn (1999): Intimacy transformed? A critical look at the ‹pure relationship›. Sociology, 33(3), 477–494.

Jamieson, Lynn (2011): Intimacy as a Concept: Explaining Social Change in the Context of Globalisation or Another Form of Ethnocentrism? Sociological Research Online, 16(4). www.socresonline.org.uk/16/4/15.html (Zugriff: 10.5.2016)

Jamieson, Lynn / Wasoff, Fran / Simpson, Roona (2008): Solo-Living, Demographic and Family Change: The Need to Know more about Men. Sociological Research Online, 14(2). socresonline.org.uk/14/2/5.html (Zugriff: 27.7.2016)

Jurczyk, Karin / Rerrich, Maria S. (1993): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo «alles zusammenkommt». In: Dies. (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg in Breisgau: Lambertus.

Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin / Lange, Andreas / Thiessen, Andrea (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. 50–70, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Jurczyk, Karin / Lange, Andreas / Thiessen, Barbara (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. 7–48. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Keddi, Barbara (2014): Familiale Lebensführung als alltägliche Herausforderung. Von der mikrosoziologischen Nahaufnahme zur praxeologischen Repräsentativstudie. In: Jurczyk, Karin / Lange, Andreas / Thiessen, Andrea (Hrsg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. 95–112. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Kenyon, Elizabeth / Heath, Sue (2001): Choosing This Life: Narratives of Choice amongst House Sharers. Housing Studies, 16(5), 619–635.

Ketokivi, Kaisa (2012): The Intimate Couple, Family and the Relational Organization of Close Relationships. Sociology, 46(3), 473–489.

Kohli, Martin (1981): Von uns selber schweigen wir. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Band 1, 428–465. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37(1), 9–25.

Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Berger, Johannes (Hrsg.): Die Moderne – Kontinuitäten und

Zäsuren (Soziale Welt, Sonderband 4). 183–208, Göttingen: Schwartz.

Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. 2. Auflage, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Lenz, Karl (2009): Persönliche Beziehungen. Soziologische Traditionslinien. In: Ders. / Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. 29–47, Weinheim und München: Juventa.

Lexikon-Institut Bertelsmann (Hrsg.) (1971): Das Moderne Lexikon. Band 8. Gütersloh/Berlin/München/Wien: Verlagsgruppe Bertelsmann.

Mason, Jennifer (2004): Personal Narratives, Relational Selves: Residential Histories in the Living and Telling. The Sociological Review 52(2), 162–179.

Miller, Vincent (2015): Resonance as a Social Phenomenon. Sociological Research Online, 20(2). www.socresonline.org.uk/20/2/9.html (Zugriff: 27.7.2016)

Morgan, David H. G. (2011): Locating ‹Family Practices›. Sociological Research Online, 16(4). www.socresonline.org.uk/16/4/14.html (Zugriff: 27.7.2016)

Pahl, Ray / Spencer, Liz (2004): Personal Communities: Not Simply Families of ‹Fate› or ‹Choice›. Current Sociology, 52(2), 199–221.

Philip, Georgia (2013): ‹Extending the Analytical Lens›: A Consideration of the Concepts of ‹Care› and ‹Intimacy› in Relation to Fathering After Separation or Divorce. Sociological Research Online, 18(1). www.socresonline.org.uk/18/1/15.html (Zugriff: 10.5.2016)

Rebughini, Paola (2011): Friendship Dynamics Between Emotions and Trials. Sociological Research Online, 16(1). www.socresonline.org.uk/16/1/3.html (Zugriff: 15.2.2016)

Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie, 32(4), 282–301.

Ribbens McCarthy, Jane (2012): The Powerful Relational Language of «Family»: Togetherness, Belonging and Personhood. The Sociological Review, 60(1), 68–90.

Roseneil, Sasha (2004): Why we should Care about Friends: An Argument for Queereing the Care Imaginary in Social Policy. Social Policy & Society 3(4), 409–419.

Roseneil, Sasha (2006): On Not Living with a Partner: Unpicking Coupledom and Cohabitation. Sociological Research Online, 11(3). www.socresonline.org.uk/11/3/roseneil.html (Zugriff: 28.1.2016)

Roseneil, Sasha / Budgeon, Shelley (2004): Cultures of Intimacy and Care beyond ‹the family›: Personal Life and Social Change in the early 21st Century. Current Sociology 52(2), 135–159.

Schneider, Norbert F. / Rosenkranz, Doris / Limmer, Ruth (1998): Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen. Opladen: Leske & Budrich.

Schmitz-Veltin, Ansgar (2011): Gesellschaft im demographischen Wandel – Szenarien zur Zukunft des Wohnens in der Stadtregion. Mannheim: Dissertation an der Universität Mannheim.

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I., Studienbrief der Fernuniversität Hagen.

Sennett, Richard (1999): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. 10. Auflage, Frankfurt am Main: Fischer.

Simmel, Georg (1983): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 6. Auflage, Berlin: Duncker & Humblot.

Simpson, Roona (2006): The Intimate Relationships of Contemporary Spinsters. Sociological Research Online, 11(3). www.socresonline.org.uk/11/3/simpson.html (Zugriff: 15.2.2016)

Small, Mario Luis (2009): How many Cases do I need? On Science and the Logic of Case Selection in Field-based Research.» Ethnography 10(1), 5–38.

Spiegel, Erika (1986): Neue Haushaltsformen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt und New York: Campus Verlag.

Strauss, Anselm / Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Treibel, Annette (2006): Die Gesellschaft der Individuen (Elias). In: Dies.: Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. 7. Auflage, 193–217. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Treidl, Johanna (2012): Intimität – zur soziologischen ‹Potenz› des Begriffes aus feministischer Perspektive. Wien: Diplomarbeit an der Universität Wien.

Viere, Grace M. (2001): Examining Family Rituals. The Family Journal: Counseling and Therapy for Couples and Families. 9(3), 285–288.

Voß, Heinz-Jürgen (2004): Queer zwischen kritischer Theorie und Praxisrelevanz. In: Hertzfeldt, Hella / Schäfgen, Katrin / Veth, Silke (Hrsg.): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin: Karl Dietz.

Wall, Karin / Gouveia, Rita (2014): Changing Meanings of Family in Personal Relationships. Current Sociology, 62(3), 352–373.

Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. 5. Auflage, Tübingen: Mohr.

Weeks, Jeffrey / Heaphy, Brian / Donovan, Catherine (2001): Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments. London: Routledge.

Wetterer, Angelika (2004): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.

Williams, Fiona (2004): Rethinking Families. London: Calouste Gulbenkian Foundation.

Statistik Austria

www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/haushalte/index.html (Zugriff: 25.2.2016)

Anhang

Erhebungsinstrument

Ich habe dir ja bereits bei unserem Telefongespräch über meine Masterarbeit erzählt: Ich mache zusammen mit einer Studienkollegin im Rahmen meines Soziologiestudiums eine qualitative Studie zum Thema Beziehungen/Freundschaft und befrage dazu berufstätige WG-Bewohnerinnen.

Ich möchte mich nochmal für deine Bereitschaft bedanken, mir für die Studie zur Verfügung zu stehen. Es geht dabei darum, ein Gespräch über das Thema Beziehungen/Freundschaft zu führen. Wie bereits erwähnt, werde ich unser Gespräch mit deinem Einverständnis aufnehmen – ich schalte das Aufnahmegerät jetzt auch schon ein, dann brauchen wir uns nicht weiter drum zu kümmern. Das Gespräch wird selbstverständlich anonymisiert und dient ausschließlich der Datenanalyse.

Sofern du keine weiteren Fragen hast, würd ich an dieser Stelle auch schon loslegen (Warten auf Fragen).

Also es geht bei dem Gespräch darum, dass du mir deine Geschichte erzählst, so wie du willst. Alles, was dir einfällt, interessiert mich. Du kannst dir so viel Zeit nehmen, wie du brauchst. Ich werde dich vorerst auch nicht unterbrechen und mir ggf. Notizen machen, das dient nur dazu, mir Stichworte für später aufzuschreiben.

Gut, also mich interessiert:

VERSION 1:

Welche Personen sind dir in deinem derzeitigen Leben wichtig und warum? Erzähl mir von den Beziehungen zu ihnen und was sie wertvoll/besonders/wichtig für dich macht (was sie für dich ausmachen).

Nachfragen

- Du hast deine Mitbewohnerinnen gar nicht erwähnt – kannst du dazu noch etwas sagen?
- Kannst du kurz darstellen, wie du gewohnt hast, bevor du in diese WG gezogen bist?

VERSION 2:

Ich interessiere mich für deine derzeitige Wohnsituation und deine Mitbewohner*innen.
Wie sind deine Beziehungen zu deinen Mitbewohner*innen?
Wie sieht euer Zusammenleben aus?

Nachfragen

- Welche Personen sind generell in deinem derzeitigen Leben wichtig? Erzähl mir von diesen Personen, deinen Beziehungen zu ihnen und was diese Beziehungen für dich ausmacht.
- Kannst du kurz darstellen, wie du gewohnt hast, bevor du in diese WG gezogen bist?